CROCKER · SCHRITTMACHER

GEORGE N. CROCKER / SCHRITTMACHER DER SOWJETS

... denn nichts
richtet in einem Staatswesen
mehr Schaden an,
als wenn gerissene Männer
für weise gelten

SIR FRANCIS BACON

...onnen, das ...
... und die Sicherung von Ver-

Roosevelt ist ...

Korrespondent Schorr von der New Yorker Columbia Broadcasting Company: Da Sie, Herr Chruschtschow, unabhängig von ihrem Wunsch, zu einem Faktor im amerikanischen Wahlkampf geworden sind, könnten Sie nicht sagen, mit welchem zukünftigen Präsidenten Sie am besten zu tun haben würden?

Chruschtschow: Die Antwort auf diese Frage fällt mir schwer, aber ich werde immerhin versuchen, sie zu beantworten. Als ich in den Vereinigten Staaten von Amerika weilte, sprach ich dort mit vielen Amerikanern: mit einfachen Menschen, Wohlhabenden, Arbeitern und Farmern, Vertretern der kapitalistischen Welt, Staatsmännern. Und ich würde sagen, daß die meisten Menschen, mit denen ich ins Gespräch kam, in mir sehr gute, angenehme Erinnerungen hinterlassen haben. Menschen wie Menschen, sie wollen in Frieden leben ... Nun, und mit welchem amerikanischen Präsidenten möchte ich zu tun haben? Ich habe da einen auserkorenen Mann, mit dem wir, wenn er Präsident wäre, davon bin ich überzeugt, die Fragen lösen könnten.

Wir gedenken des großen Amerikaners **Roosevelt**, der wirklich ein weiser Staatsmann war und die kapitalistische Welt würdig vertrat. Er verstand die Notwendigkeit, in Frieden mit unserem sozialistischen Land zu leben, und wir arbeiteten während des Krieges glänzend mit ihm zusammen. Er ist gestorben, und die Politik der Vereinigten Staaten von Amerika hat sich geändert. Aber wir glauben, daß in den Vereinigten Staaten von Amerika vernünftige Menschen an die Macht kommen werden — das Leben selbst wird dafür sorgen, und wir werden mit den Vereinigten Staaten gute, freundschaftliche Beziehungen haben ...

...ie Wahlen abwarten

... in den Wahlkampf der
... muß G...

Ausschnitt aus der Pressekonferenz Chruschtschows am 18. Mai 1960 in Paris nach dem von ihm herbeigeführten Scheitern der Gipfelkonferenz

George N. Crocker

Schrittmacher der Sowjets

Das Schicksal der Welt lag in Roosevelts Hand

Im Verlag
Fritz Schlichtenmayer
Tübingen / Neckar

Aus dem Amerikanischen von Dietrich Niebuhr

Titel der Originalausgabe:
ROOSEVELTS ROAD TO RUSSIA
bei Regnery in Chicago/USA

Printed 1960 in Germany
Gesamtherstellung der Firma Stadler-Druck in Konstanz.
Das Werkdruckpapier lieferte die Papierfabrik zum Bruderhaus in Dettingen/Urach.
Den Schutzumschlag zeichnete Martin Andersch in Hamburg.

EINFÜHRUNG

Randolph Bourne, einer der kritischen Kommentatoren der Zeit Woodrow Wilsons, hat einmal gesagt, der Krieg sei wie ein wild gewordener Elefant: das Tier trage seinen Reiter, wohin es wolle, aber nicht, wohin dieser gern möchte. Vielleicht findet der eine oder andere Historiker, der aus einer gewissen Parteilichkeit heraus Franklin D. Roosevelt ein ungünstiges Urteil vor den Schranken der Geschichte ersparen möchte, in diesem Vergleich ein zweckdienliches Mittel, um Roosevelt die Verantwortung für die tragischen Folgeerscheinungen des Zweiten Weltkrieges abzunehmen. Indem man das Bild des wild gewordenen Tieres heraufbeschwört, das der Führung des Menschen nicht mehr gehorcht, kann man ja die Bedeutung der Eigenschaften dieses Menschen bis zur Belanglosigkeit herabmindern; und in dem so geschaffenen psychologischen Klima wird die naheliegende Annahme, daß die Absichten des Mannes ehrenhaft, seine Beweggründe lauter und seine Eignung vortrefflich waren, leicht Verbreitung finden. Damit aber wird die Geschichte zur Legende herabgewürdigt.

Es besteht heute kein Zweifel mehr, daß der Zweite Weltkrieg zu Folgeerscheinungen geführt hat, die zu den von Präsident Roosevelt verkündeten Kriegszielen so im Widerspruch stehen, daß eine Erklärung dafür gefunden und den Millionen verwirrter und enttäuschter Menschen glaubhaft gemacht werden muß; denn man wird sich erinnern, daß Roosevelt für den Krieg oder mindestens für die Beteiligung der Vereinigten Staaten daran und für seine eigene Unentbehrlichkeit bei der Führung so emsig und selbstsicher geworben hat wie ein Hausierer für seine Ware.

Die Erklärung kann realistisch oder phantasievoll sein. Der Demagoge wird natürlich zu einer neigen, die erfahrungsgemäß bei der Masse am meisten Anklang findet; der Gefühlsbetonte wird nach einer greifen, die am besten seinen Erinnerungen entspricht, die ihrerseits wieder durch

seine Gefühle gefärbt und gestaltet sind; der Beteiligte ist bestrebt, in seinen Memoiren seinen eigenen Ruf und den seiner Kollegen und Mitarbeiter abzuschirmen. Aufgabe des Historikers – oder richtiger: vieler Historiker – ist es, sich aus einer Mischung von Tatsachen, Phantasie und Propaganda, jeder auf seine Weise, die Wahrheit herauszusuchen. Dazu darf er sich natürlich nicht von dem flüchtigen Glanz beliebter Volkshelden blenden noch von der Verschiedenheit zwischen den Worten und Taten der Menschen erschrecken lassen; denn, wie er wissen wird, hat die Arglist viele Vermummungen, und die Worte der Mächtigen dienen ihnen häufig mehr dazu, die Wahrheit zu verschleiern als sie zu enthüllen.

„Die geheimen Beweggründe", sagt Elie Faure, „bestimmen . . . historische Ereignisse und machen dadurch die Geschichte für uns so schwer verständlich." Der gleiche Gedanke gab Napoleon beim Verblassen seines strahlenden Sternes Anlaß zu der Klage, die historische Wahrheit sei „allzu oft nur eine Phrase . . . eine Anekdote, auf deren Verbreitung man sich geeinigt hat".

Vielleicht werden die Psychoanalytiker, wie Dr. Raymond de Saussure in seinem *Psychoanalyse und Sozialwissenschaften* betitelten Beitrag zu Géza Roheims Sammlung prophezeit, einmal die Geschichtsschreibung verbessern. Ihre Aufgabe wäre allerdings ungeheuer, und die Untersuchungsmethoden müßten noch erheblich verbessert werden, doch würde die psychoanalytische Erkenntnis der Beweggründe, welche die Menschen zu ihren Handlungen veranlassen, neues Licht auf Ereignisse werfen, deren Ursache und Absicht sonst im Dunkeln bleiben würden. Es klingt heute schon fast banal, wenn man sagt, nur durch eine psychoanalytische Untersuchung lasse sich erklären, warum Hitler beim deutschen Volk so viel Anklang gefunden hat. Aber wird man nicht wahrscheinlich auch an die tieferen Ursachen für Franklin D. Roosevelts merkwürdige Beziehungen zu den Sowjetrussen und ihren Helfershelfern in Amerika nur mit ähnlichen psychoanalytischen Methoden herankommen?

Harold Ickes hat einmal von Roosevelt gesagt, es sei „unmöglich gewesen, sich mit ihm zu fassen zu kriegen". Tatsächlich war er ein ausgezeichnetes Beispiel für den „fühlenden" und „intuitiven" Typ der Extravertierten, wie ihn Jung und van der Hoop beschreiben, daher wird der Analysierende nicht erwarten, bei der Verfolgung der verschlungenen Fäden, die sein zugleich herrisches und widersinniges Verhalten motivieren, logische Folgerichtigkeit feststellen zu können. Im Falle seines ersten Gehilfen und intimen Vertrauten Harry Hopkins, eines leichter zu durchschauenden Menschen, dessen schwelende Abneigungen und übertriebene Begeisterung ebenso leidenschaftlich wie oft albern und sinnlos waren, ist das Psychopathische bereits für den aufmerksamen Laien einiger-

maßen erkennbar. Zweifellos werden Gelehrte späterer Generationen — frei von allen politischen Erwägungen, die heute derartige Untersuchungen noch erschweren, und gestützt auf die Beweiskraft bisher noch verborgener Geheimnisse — diese „Fälle“ einmal in ihren Büchern behandeln. Schade nur, daß wir heute Lebenden keine Gelegenheit mehr haben werden, sie zu lesen.

Doch soviel kann man heute schon sagen: mit Randolph Bournes Bild vom wild gewordenen Elefanten ist es nicht getan. Die Geschichte des Zweiten Weltkrieges und seiner Folgen ist ein Drama des menschlichen Willens. Die Lösung des Knotens — so voller Ironie des Schicksals! — war nicht zufällig. Allzu leicht wird vergessen, daß von Zeit zu Zeit immer wieder bewußt und wohlerwogen neue Entscheidungen getroffen wurden. Während in der ganzen Welt die Heere dröhnend aufeinander stießen, trafen sich die führenden Männer, um Entschlüsse zu fassen und Pakte zu schließen. Sie waren dazu teils durch ihre verfassungsmäßige Stellung ermächtigt, teils maßten sie sich die Berechtigung selber an. Leben und Schicksal von Millionen Menschen und ihrer Nachkommen wurden durch das beeinflußt, was diese hochgestellten Persönlichkeiten zu tun oder nicht zu tun beschlossen. Wieweit ihre Beschlüsse nach nationalem und nach dem Völkerrecht rechtsgültig waren, ist heute wohl nur noch eine akademische Frage. Aber nicht deren Folgen! Denn vieles, was diese Männer getan haben, läßt sich nur mit Mühe und Gewaltanwendung rückgängig machen und lastet weiter als schwere Bürde auf Gegenwart und Zukunft.

Im August 1941, als der Krieg in Europa schon tobte, aber noch ehe die Vereinigten Staaten formell an ihm teilnahmen, traf sich Präsident Roosevelt mit dem englischen Premierminister Winston Churchill auf einem Kriegsschiff an der kanadischen Küste. Am Ende dieser Konferenz wurde die Atlantikcharta bekanntgegeben. Als sich die Vereinigten Staaten dann im Kriegszustand mit Deutschland, Italien und Japan befanden, verließ der Präsident amerikanischen Boden, um an Konferenzen mit Churchill, Tschiang Kai-schek, Stalin und anderen in Quebec, Casablanca, Kairo, Teheran und Jalta teilzunehmen. Die Meisterschaft, mit der diese führenden Politiker ihre Reisen spannend zu gestalten wußten, die kunstvolle Art der Pressebeeinflussung und die angeborene Empfänglichkeit der meisten Menschen für den Effekt einer geschickten Aufmachung vereinigten sich, um diesen Unterhaltungen einen zauberischen Glanz zu verleihen. Roosevelts Reisen quer durch die Welt brachten ihn allmählich immer näher an die russische Grenze, bis ihn in Jalta schließlich Stalin auf russischem Boden empfing.

Aber außer dem überaus herzlichen Umgang mit einem zwar kranken, aber immer noch recht gesprächigen amerikanischen Präsidenten brachte der Besuch in Jalta Stalin noch wesentlich mehr ein — wie die Welt

allerdings erst später erfahren sollte. Selbstverständlich gehörte Harry Hopkins zu Roosevelts Begleitung, als der Präsident im Winterpalais des Zaren an den Ufern des Schwarzen Meeres mit dem sowjetischen Diktator zusammenkam; er beschäftigte sich damit, Roosevelt kleine Zettel zuzuschieben, mit denen er ihm soufflierte, was er sagen sollte. Auch Alger Hiss war als Sonderberater des Außenministeriums dabei — man kann sich vorstellen, wie er im Stillen frohlockte.

Nach jeder Konferenz wurde ein Kommuniqué veröffentlicht. Meist stand allerdings nicht alles darin; aber das könnte auch dieses Buch nicht für sich in Anspruch nehmen. Zweifellos sind noch manche ungeahnten Einzelheiten in den Aufzeichnungen oder Briefen noch lebender Teilnehmer enthalten oder liegen in den Panzerschränken der Erben schon verstorbener, um erst späteren Generationen zur Kenntnis gebracht zu werden. Die politische Partei Franklin D. Roosevelts besetzte nach seinem Tode noch sieben Jahre lang das Außenministerium und verfügte daher auch über dessen Akten. Viel Material, das während der Regierungen Roosevelts und Trumans seinen Weg nach Hyde Park gefunden hat, ist bisher nur einigen Vertrauten zugänglich gewesen und seine Veröffentlichung stets energisch abgelehnt worden. Die Grenze zwischen Privatpapieren eines Präsidenten und Papieren von allgemeinem Interesse, die in den Besitz des Präsidenten gelangt sind, von Rechts wegen aber eigentlich der Nation gehören, ist indessen im besten Fall äußerst schmal, und von einer Familie mit der politischen Einstellung wie der des verstorbenen Präsidenten ist nicht zu erwarten, daß sie diese Grenze immer so zieht, wie es wißbegierigen Historikern erwünscht wäre.

Infolgedessen sind viele Einzelheiten über Roosevelts Außenpolitik bisher noch nicht ans Licht gekommen. Dieses Buch hat seinen Zweck erfüllt, wenn es ihm gelingt, das Gewirr der schon bekannten Tatsachen in einigermaßen klarer Form zu ordnen und dazu beizutragen, den Nebel zu zerteilen, in den die Propaganda diese wichtigen historischen Ereignisse gehüllt hat. Denn schon genug ist ans Licht gekommen, um einige einwandfreie Schlußfolgerungen zu erlauben.

Es ist eine traurige, zuweilen schmutzige Geschichte. Die Vereinigten Staaten hatten keinen gelehrten Philosophen wie Talleyrand, der diplomatische Geschicklichkeit mit leidenschaftlicher Liebe zu seinem Vaterland verband, um ihn nach Kairo, Teheran und Jalta zu schicken. Und wenn sie einen hatten, so schickten sie ihn nicht hin. Doch sie hatten auch keinen Woodrow Wilson, der vor Scham über die Massenvertreibung hilfloser Bevölkerungen, die überzuckerte Zustimmung zur Zwangsarbeit, die geheimen Abkommen, die scheinheiligen Kommuniqués errötet wäre; und auch keinen Theodore Roosevelt, der die Dinge stets beim richtigen Namen nannte, ob er nun mit Stalin oder zum amerikanischen Volke sprach.

Schon Thukydides sagte über die Ursache des Peloponnesischen Krieges: „Die wirkliche Ursache ist meines Erachtens die, mit der man nach außen hin am meisten hinterm Berge hielt." Aber auch nach zweieinhalbtausend Jahren sind Winkelzüge und Unredlichkeiten bei den Regierenden noch keine vergessene Kunst. Daß Franklin D. Roosevelt ein Meister darin war, das rühmen an ihm sogar seine Verfechter. Für sie war dies weiter nichts als seine geschickte Art, die politische Opposition auszumanövrieren. Man ist erschüttert von der Nonchalance, mit der Professor Thomas A. Bailey von der Stanford-Universität in seinem Buch „Der Mann auf der Straße", einem im allgemeinen ansprechenden Werk, berichtet, daß „Roosevelt in der Zeit vor Pearl Harbour das amerikanische Volk wiederholt betrogen hat", und dann fortfährt, „hätte er sich eindeutig für eine bewaffnete Intervention ausgesprochen, so wäre er 1940 nicht wiedergewählt worden."[1] Nach Ansicht des guten Professors wäre das offenbar ein schreckliches Unglück gewesen. Jedenfalls zeigte sich Franklin D. Roosevelt, wenn man ein bißchen geschickte Doppelzüngigkeit brauchte, sowohl vor als nach Pearl Harbour dieser Aufgabe stets gewachsen*).

Was wir auch von der ethischen Seite dieses Taktierens in einer Demokratie halten mögen, mindestens bewahrt die Erkenntnis den Histori-

[1] Diese und die späteren arabischen Ziffern im Text weisen auf die im Anhang, Seite 234 ff., zusammengefaßten Anmerkungen hin.

*) Professor Baileys Feststellung, daß „Roosevelt in der Zeit vor Pearl Harbour das amerikanische Volk wiederholt betrogen hat" und daß er sonst 1940 nicht wiedergewählt worden wäre, ist nirgends auf Widerspruch gestoßen, selbst nicht bei Roosevelts glühendem Verehrer und Biographen, dem Professor an der Harvard-Universität Arthur M. Schlesinger jr., der Baileys Buch für die *New York Times* besprochen hat. Im Gegenteil, zustimmend sagt er: „Um das Volk überhaupt in Bewegung zu bringen, schließt Professor Bailey, blieb ihm (Roosevelt) gar nichts anderes übrig, als es durch eine List zu dem zu verleiten, was er im Interesse der Vereinigten Staaten für das Beste hielt." (New York Times Book Review, 9. Mai 1948.) Diese Buchbesprechung benützte er auch, um Charles Austin Beard herunterzuputzen, weil er Roosevelts Betrügereien vor aller Augen auf den Tisch gelegt habe, und mißvergnügt zu erklären, das seien „die Methoden eines Staatsanwaltes". — Es war geradezu erschreckend zu beobachten, daß der Anspruch des obersten vollziehenden Beamten eines demokratischen Staatswesens, allwissend zu sein, und seine betrügerische Anmaßung der Berechtigung, wichtige Entscheidungen zu treffen, bei vielen Jugenderziehern in den Vereinigten Staaten keine sittliche Entrüstung auslöste, denn dies ließ auf eine weitverbreitete grundsätzliche Mißachtung der demokratischen Auffassung in akademischen Kreisen schließen; und es war, wie Beard ausführte, ein Symptom für das geistige Durcheinander der Zeit, daß man diese reaktionäre Neigung oft gerade bei Leuten feststellen konnte, die sich selbst als „liberal" bezeichneten.

ker davor, Roosevelts Auftreten vor der Öffentlichkeit jemals für bare Münze zu nehmen. Rückblickend erkennen wir, daß seine Worte und Taten oft in entgegengesetzter Richtung davoneilten. Ein Redakteur der *Saturday Evening Post* meinte einmal, wenn er einer Rede Roosevelts zuhöre, müsse er immer an zwei Menschen denken, die in entgegengesetzter Richtung durch eine Drehtür gingen, ohne sich zu berühren. Für einen Mann von Roosevelts Geistesverfassung ist die Lehre vom Sinneswandel der Wörter im Verlauf der Sprachentwicklung nicht eine interessante Unterabteilung der Philologie, sondern das Arsenal, das dem praktischen Politiker seine schärfsten Waffen liefert.

Aus diesem Grunde braucht man einen umfassenden Überblick und ungehemmte Wißbegier, wenn man die Konferenzen Franklin D. Roosevelts im Ausland kritisch betrachtet. Man versteht sie nur im Zusammenhang mit den historischen Strömungen; vor allem aber darf man an keiner Stelle die psychologischen Züge, insbesondere den zügellosen politischen Ehrgeiz dieses Mannes außer acht lassen, der viermal mit Erfolg für das Amt des Präsidenten der Vereinigten Staaten kandidierte.

Daher wird sich der erste Teil dieses Buches mehr mit den allgemeineren Aspekten des Themas beschäftigen. Diese sind meines Erachtens wichtig, um die Proportionen richtiger erkennen und die Einzelheiten der Konferenzen im großen Rahmen sehen zu können, wenn sie jede für sich untersucht werden — wie man bei der Beurteilung eines Gemäldes erst das Ganze betrachten soll, ehe man die einzelnen Pinselstriche untersucht.

Noch etwas soll in dieser Einführung erwähnt werden: kritische Beurteiler werden dieses Buch unfreundlich, vielleicht überheblich finden. Der Verfasser behauptet nicht, daß seine Untersuchungen ihn nicht zu abfälligen Urteilen geführt haben. Auch sähe er es nicht als literarischen Vorzug an, wenn er Heuchelei und Rechtsbeugungen, die bei der Prüfung der Vorgänge zutage kommen, nicht auch so nennen würde.

Im Kriege ist die Wahrheit stets das erste Opfer, und später finden sich immer Leute, die sich ihrer Auferstehung hartnäckig widersetzen. Zu ihnen gehören auch die Heldenverehrer aus geistiger Trägheit oder Gefühlsduselei; aber viele quält ein nagendes Schuldgefühl, weil sie sich entweder an der Meinungsverwirrung der Kriegszeit beteiligt haben oder ihr zum Opfer gefallen sind. Leute, die nicht schnell genug die Propagandatribüne erklettern konnten, haben es meist nicht gern, wenn man ihnen ihre Torheiten vorhält, und sei es auch nur unter vier Augen. Sucht daher jemand die historische Wahrheit wiederherzustellen, indem er unangenehme Tatbestände ans Tageslicht bringt, so fallen sie sofort über ihn her und beschuldigen ihn, er sei „parteiisch“, „voreingenommen“ oder „extrem“ — haben sie doch größtes Interesse an den Trugbildern der Vergangenheit.

In der Zeit nach dem Zweiten Weltkriege hat dieses Phänomen in einigen akademischen und literarischen Kreisen fast die Ausmaße einer Orwell'schen Posse angenommen. Unzugänglich den ans Licht gebrachten Tatsachen gegenüber, die sie nicht bestreiten können, nehmen sie ihre Zuflucht zu einem für das zwanzigste Jahrhundert typischen Mittel, um aus der Zwickmühle herauszukommen, sie greifen einfach zu einem Schlagwort — zu dem Wort „unparteiisch". Sie hätten es natürlich längst gewußt, aber man müsse „beide Seiten zu ihrem Recht kommen lassen", und sie wollten davon nichts mehr hören. Über ähnliche Leute hat Oscar Wilde einmal mit Recht gesagt: „Ein Mann, der beide Seiten einer Sache zu sehen meint, sieht in Wirklichkeit überhaupt nichts!"

Doch wer sind eigentlich diese Leute, die so stolz behaupten, sie seien unparteiisch? Müssen wir ihnen in Wirklichkeit nicht mit Argwohn begegnen? Die beste Antwort darauf hat uns Gaetano Salvemini gegeben, der als Dozent in Harvard 1954 ein Buch mit dem Titel „Vorspiel zum Zweiten Weltkrieg" herausgab, das er seinen Kollegen und Studenten widmete. Er wagte es, sich darin gegen einige der kraft- und saftlosen Gemeinplätze zu wenden, die in den „heiligen Hallen" von Harvard als „objektive" Geschichtsschreibung galten. Da er offenbar mit dem Vorwurf der Parteilichkeit rechnete, sagt er in seinem Vorwort:

„Es gibt gewisse Historiker und Kritiker, die ehrlich glauben, daß sie unvoreingenommen, unparteiisch, kurz, Wissenschaftler sind, und daher jede Ansicht als parteiisch ablehnen, die mit ihrer eigenen Voreingenommenheit nicht übereinstimmt: das sind Narren, die sich für gottähnlich halten. Andere glauben, unvoreingenommen zu sein, weil sie alle Grundsätze zu verstehen meinen und selbst keine haben; Opportunismus aber schätzt man bei einem Historiker ebenso wenig wie im täglichen Leben. Dann gibt es noch die Wölfe in Schafskleidern — die Propagandisten, die sich ihrer Unparteilichkeit rühmen. Schließlich gibt es noch die, welche offen ihre Parteilichkeit zugeben, sich aber größte Mühe geben, sich von ihr nicht blenden und auf Abwege bringen zu lassen. Unparteilichkeit ist entweder eine Selbsttäuschung der Leichtgläubigen, ein Aushängeschild der Opportunisten oder eine Prahlerei der Unaufrichtigen. Niemand darf gegenüber Wahrheit oder Lüge unparteiisch sein!"

KAPITEL 1

„... und von mir"

Vielen Amerikanern, die am 1. März 1945 vor ihrem Radio saßen, mag Lord Actons berühmter Ausspruch eingefallen sein, daß Macht einen Menschen verdirbt und uneingeschränkte Macht ihn vernichtet. Es wurde gerade Roosevelts Rede vor dem Kongreß übertragen, in der er über seine Reise nach Jalta berichtete. Polen war geteilt, und das sogenannte Lubliner Komitee — der von Stalin dirigierte polnische Klüngel kommunistischer Marionetten — war praktisch zu Herren der Überbleibsel dieses unglücklichen Landes gemacht worden. Um diese Vergewaltigung zu verschleiern, tat Roosevelt so, als sei das eben in Durchführung eines harmlosen Übereinkommens zwischen gütigen, wohlwollenden Männern geschehen. Bei der Behandlung dieses Punktes ließ er jedoch seine Zuhörer durch die Wahl eines besonderen Wortes einen flüchtigen Einblick in seine Gedankengänge tun — eines Wortes, das ihm unbedacht über die Lippen kam und in der amtlichen Veröffentlichung seiner Reden nicht mehr erscheint. Diese Lösung der polnischen Frage, sagte er nämlich, wurde *„von Rußland, von England und von mir"* gebilligt. Und in seinen weiteren Ausführungen sagte er noch einmal, „wir konnten nicht soweit gehen, wie England auf gewissen Gebieten, wie Rußland auf anderen *und ich* auf bestimmten Gebieten gehen wollten[2]."

Wer dächte dabei nicht an das Wort: L'état c'est moi! Hatte sich etwa allmählich der Größenwahn des Gehirnes diese todkranken Mannes bemächtigt, der nun schon im dreizehnten Jahr Präsident der mächtigsten Nation auf der Welt war? War ihm der Umgang mit Königen, Gewalthabern und Diktatoren zu Kopf gestiegen? Hatte die ihm bei der Verteilung der riesigen amerikanischen Hilfsmittel an die ganze Welt anvertraute Machtfülle ihn allmählich dazu verführt, sich selbst als den eigentlichen Geber dieser Gaben anzusehen und diese Auffassung auf das ganze Gebiet der Außenpolitik zu übertragen? Oder wollte er sich

nur peinlich genau der Verfassung entsprechend ausdrücken, da er wußte, daß der Präsident der Vereinigten Staaten Verträge nur mit Zustimmung des Senates abschließen konnte?

Doch weder damals noch später legte er das Abkommen von Jalta den gesetzgebenden Körperschaften als Vertrag vor[3]. Offensichtlich war es ihm völlig gleichgültig, ob man es als solchen betrachtete. Aber was war es denn sonst? Etwa eine Exekutivmaßnahme, die innerhalb der verfassungsmäßigen Befugnisse des Präsidenten lag? Es ist niemals klargestellt worden, als was Roosevelt das Abkommen vom juristischen Standpunkt aus nach nationalem und internationalem Recht ansah — sofern er überhaupt darüber jemals nachgedacht hat. Tatsächlich war es im Grunde nichts weiter als ein persönliches Abkommen Roosevelts mit dem Premierminister Großbritanniens und dem russischen Regierungschef Stalin, durch das die Grenzen Polens und anderer Länder verändert und die Staatszugehörigkeit von Millionen Menschen entschieden wurden, ohne daß diese darum befragt wurden. Offensichtlich sah Roosevelt jedoch weder das Lächerliche und zugleich Tragische dieses Verfahrens, noch lag es in seiner Natur, verlegen zu werden, als er vor aller Welt erklärte — als handele es sich dabei um irgendein Tauschgeschäft mit Getreide oder Nutzholz —, all dies sei von Rußland, von England *„und von mir“* vereinbart worden.

Arthur Bliss Lane, der amerikanische Botschafter in Polen, brandmarkte dieses Abkommen als „Kapitulation der Vereinigten Staaten“. Voller Abscheu und Trauer erklärte er seinen Rücktritt und schrieb ein Buch, dem er den Titel gab „Ich habe den Verrat an Polen miterlebt“[4]. Außerdem wurde in Jalta noch ein Geheimabkommen über den Fernen Osten *„von mir“* unterzeichnet. Darüber schrieb später William C. Bullit, der amerikanischer Botschafter in Rußland und Frankreich gewesen war: „Niemals ist ein unnötigeres, schmachvolleres und unter Umständen gefährlicheres Dokument von einem Präsidenten der Vereinigten Staaten unterschrieben worden[5].“

Der „von-mir“-Standpunkt kam in der gesamten Führung der Außenpolitik durch Franklin D. Roosevelt zum Ausdruck. Mit Unterstützung des betriebsamen Harry Hopkins und unter Ausnützung des gut arbeitenden Kriegsnachrichtendienstes der Regierung machte er die Außenpolitik zu seiner Privatangelegenheit. Sein Außenminister, der gewissenhafte Cordell Hull, wurde zu einer reinen Repräsentationsfigur. Der Präsident sowohl als Harry Hopkins, die sich um alle wichtigen Fragen — einschließlich der Sorge für die Wiederwahl Franklin D. Roosevelts ad infinitum — selber kümmerten, waren hartnäckige Leute und duldeten keinen Widerstand und keine Einmischung anderer. Als Hull unmittelbar nach der Präsidentenwahl 1944 von seinem Posten im Kabinett zurücktrat — nachdem Roosevelt ihn überredet hatte, noch so

lange zu bleiben, bis die Wahl vorüber war —, kam James F. Byrnes als sein Nachfolger in Frage. Doch Hopkins widersetze sich seiner Ernennung, weil Roosevelt sein eigener Außenminister sein und besonders die Verhandlungen mit Churchill und Stalin selbst führen wollte, Byrnes aber — der Hopkins schon einmal gesagt hatte, er solle sich, „zum Teufel, nicht in meine Angelegenheiten mischen" — war nicht der Mann, der sich widerspruchslos als bloßes Sprachrohr verwenden ließ. Daher wurde der verbindliche Edward R. Stettinius als „Sprachrohr"[6] auserwählt, der sich bereits als Staatssekretär und bei der Entgegennahme von Anweisungen, die ihm Harry Hopkins in seiner Eigenschaft als Leih-Pacht-Verwalter gab, höchst brauchbar gezeigt hatte.

Am Ende des Ersten Weltkrieges war Woodrow Wilson ins Ausland gereist, um einen Friedensvertrag zustandezubringen. Franklin D. Roosevelt dagegen reiste sowohl vor als auch während des Zweiten Weltkrieges wie noch kein anderer amerikanischer Präsident weit und breit umher. Auf diesen Reisen ging er umfangreiche Verpflichtungen militärischer und politischer Art ein, von denen einige lange geheimgehalten wurden. Auf Grund seiner Behauptung, er wolle das Land aus dem Kriege heraushalten, und später auf seine Versicherung hin, mit seinen politischen Methoden werde Amerika „den Frieden gewinnen", stellte ihm der Kongreß Bargeld und andere Mittel im Werte von vielen Milliarden zur Verfügung, über die er fast uneingeschränkt nach eigenem Ermessen bestimmen konnte. Kein anderer Präsident der Vereinigten Staaten hat jemals so ungeheure Vollmachten gehabt noch diese auf so selbstherrliche Weise ausgeübt. Daher wird sein Andenken zwangsläufig von einer schweren Verantwortung überschattet. Denn die tragischen Folgen vieler seiner Maßnahmen und vieler seiner fast unglaublichen Unterlassungen kann man nicht einfach dem Schicksal oder nur der Schlechtigkeit oder Starrköpfigkeit anderer Menschen zur Last legen.

In Casablanca platzte Roosevelt auf einer Pressekonferenz unbesonnen mit der grundsätzlichen Forderung nach „bedingungsloser Kapitulation" heraus — sehr zur Überraschung des neben ihm sitzenden Winston Churchill, dem nichts anderes übrigblieb, als zustimmend zu nicken[7]. Dieses unüberlegte politische Vorgehen haben Hanson W. Baldwin und andere nüchtern denkende Sachverständige in Amerika und England als einen der groben Fehler gebrandmarkt, durch die der Krieg verlängert und der Frieden verloren gegangen ist[8]. In Quebec setzte dann Roosevelt seine Initialen unter den grausamen Morgenthau-Plan, der die Umwandlung von ganz Deutschland in Weideland vorsah, zum Glück für ganz Europa jedoch in späteren Jahren fallen gelassen werden mußte, ehe er ganz durchgeführt war. Als Roosevelt aus Quebec nach Washington zurückkehrte, gestand er zwar seinem davon erschütterten Kriegsminister Stimson, er habe es „offenbar getan, ohne viel darüber nachzu-

denken“[9]; — aber das ist kein sehr überzeugender Widerruf, denn der Morgenthau-Plan paßte zu gut in das weitere Bild Europas hinein, das Roosevelt und Hopkins vorschwebte.

Roosevelt war es auch, der sich hartnäckig gegen Churchills Plan sperrte, Deutschland vom Balkan her anzugreifen, und stattdessen auf der von den Russen befürworteten Landung in der Normandie bestand. Auch dieser Entschluß sollte später höchst unglückliche Folgen haben, da er ganz Ost-Europa dem kommunistischen Terror auslieferte[10]. Roosevelt war es, der keine Einschränkung der verschwenderischen Gaben an die Russen nach dem Leih-Pacht-Vertrag duldete und der keine Gegenforderungen dafür stellte, um die künftige Sicherheit von Rußlands Nachbarn, ja, der Vereinigten Staaten selbst, zu schützen. Und Roosevelt war es schließlich, der im Jahre 1945 — persönlich und eigenwillig, obwohl der unheilverkündende Schatten der nächsten, der Welt drohenden großen Gefahr für Männer in seiner Stellung bereits deutlich zu erkennen war — Leute wie Harry Hopkins und Alger Hiss um die halbe Welt bis nach Rußland mitnahm, um dort mit Stalin zu sprechen und die Sowjetunion durch weitere Zugeständnisse dazu zu veranlassen, daß sie sich am Krieg gegen Japan beteiligte — nur um die Früchte des Sieges einzuheimsen.

Je mehr verbürgte Einzelheiten bekannt werden und je mehr zeitlichen Abstand wir von den Ereignissen bekommen, desto schwieriger wird es, Franklin D. Roosevelts Bild reinzuwaschen. Selbst die Männer seiner nächsten Umgebung haben entweder mit der Zeit jeden Versuch dazu aufgegeben oder sind in einen Sumpf gegenseitiger Widersprüche geraten. Stettinius, sein letzter Außenminister, der mit ihm noch in Jalta war, hat sich vier Jahre nach Roosevelts Tod veranlaßt gesehen, eine langatmige Verteidigungsschrift über die Konferenz in Jalta zu verfassen; und obwohl es inzwischen aller Welt klar geworden war, daß die Ergebnisse der Konferenz alles andere als erfreulich waren, hatte er noch die Stirn, in seinem Buch zu behaupten, sie sei „im großen und ganzen ein diplomatischer Triumph für die Vereinigten Staaten und Großbritannien“ gewesen[11]. James F. Byrnes dagegen, der ebenfalls mit in Jalta war und von Präsident Truman zum Nachfolger von Stettinius als Außenminister ernannt wurde, will mit den meisten unheilvollen, auf dieser Konferenz getroffenen Abkommen nichts zu tun haben und weist ausdrücklich darauf hin, daß Roosevelt das geheime Protokoll, in dem Rußland gewisse Teile des japanischen Hoheitsgebietes zugesprochen und wichtige Zugeständnisse in China gemacht werden, erst einen Tag später unterschrieben hat, als Byrnes in der Meinung, die Konferenz sei beendet, bereits abgereist war. Man kann sich daher dem Eindruck nicht verschließen, daß Roosevelt und seine damaligen Berater es nicht wünschten, daß Byrnes von diesen Abmachungen etwas erfuhr. Erst

einige Zeit nach Roosevelts Tod kam dieses erstaunliche Dokument aus einem Panzerschrank des Weißen Hauses zum Vorschein[12]. General Patrick J. Hurley, Roosevelts Botschafter in China während des Krieges, hat dieses Geheimabkommen als „‚Blaupause' für die Eroberung Chinas durch die Kommunisten" bezeichnet, wobei er, wohl aus Loyalität gegenüber seinem früheren Chef, erklärend hinzufügt, daß Roosevelt in Jalta schon „ein kranker Mann" war[13]. Farley, Stimson, Hull und andere haben dasselbe gesagt oder durchblicken lassen. Selbst Robert E. Sherwood, der einen großen Teil von Roosevelts Reden verfaßte und sicherlich niemals das Andenken an sein Idol hat beflecken wollen, sah sich genötigt zu erklären, daß Roosevelt „sehr abgespannt und nur darauf bedacht war, weiteren Erörterungen aus dem Wege zu gehen"[14], als er — im übrigen heimlich und ohne daß ein Chinese den Verhandlungen beigewohnt hätte — den Bestimmungen über die Mandschurei beipflichtete. Sherwood empfindet dies anscheinend als eine glückliche Erklärung für das in Jalta Geschehene. Der moralischen Ungeheuerlichkeit, daß jemand diplomatische Verhandlungen, die das Schicksal von Millionen Menschen beeinflussen, auf einer solchen Basis führt, ist er sich offenbar gar nicht bewußt geworden.

Eine tragikomische Folge dieses jedem Rechtsgefühl widersprechenden Abkommens war, daß nicht etwa die Amerikaner oder Chinesen, sondern die Russen die Kapitulation der japanischen Kwang-tung-Armee entgegennahmen. Wie auf einem Tablett wurden die riesigen Vorräte dieser Armee, das Arsenal in Mukden und die gesamten Industrieanlagen der Mandschurei den russischen Truppen übergeben, die in Jeeps, Panzern und Lkw's amerikanischer Herkunft auf dem Schauplatz erschienen, mit Uniformen, Stiefeln und Waffen, zu deren Lieferung sich Präsident Roosevelt in Jalta verpflichtet und die Hunderte von amerikanischen Schiffen quer über den Stillen Ozean nach Wladiwostok gebracht hatten.

Die „Blaupause" — um bei der Bezeichnung General Hurleys zu bleiben — diente ihrem Zweck gut. Während der nächsten fünf Jahre führten die Kommunisten die Eroberung Chinas durch, und die Vereinigten Staaten wurden durch ihr verspätetes, kostspieliges Bemühen, sich dem Expansionsbestreben der Russen entgegenzustemmen, in den Korea-Krieg verwickelt.

Als Joseph C. Grew, der vor dem Kriege Botschafter in Japan war, von dem Geheimabkommen in Jalta erfuhr, verfaßte er eine sehr ernste Denkschrift, die das Außenministerium allerdings prompt in einem Panzerschrank verschwinden ließ. Sobald Rußland sich an dem Krieg gegen Japan beteiligt, prophezeite er darin, „werden die Mongolei, die Mandschurei und Korea allmählich in den Einflußbereich Rußlands hinübergleiten, und im Laufe der Zeit werden ihnen ganz China und schließlich auch Japan folgen"[15].

Noch hat sich diese Prophezeiung nicht ganz erfüllt — es heißt ja auch darin, daß Japan erst „schließlich“ folgen werde. Alle Welt weiß jedoch, warum es in all den Jahren im Ostchinesischen und Japanischen Meer von patrouillierenden amerikanischen Kriegsschiffen und Flugzeugen in voller Gefechtsbereitschaft wimmelt.

Auch ist es für niemand ein Geheimnis, wie sich der sowjetische Herrschaftsbereich während und kurz nach dem Zweiten Weltkrieg ausgedehnt hat, so daß heute 800 Millionen Menschen zu ihm gehören statt der 170 Millionen vor dem Kriege. Estland, Lettland, Litauen, halb Polen, ein Stück von Finnland, ein großer Brocken von Rumänien, Teile der Mandschurei, die japanische Hälfte von Sachalin und alle Kurilen wurden von den Sowjets annektiert. Die Mongolei wurde von China abgetrennt und praktisch zu Rußlands sibirischem Hinterland geschlagen. Polen, Ungarn, Rumänien, Bulgarien, die Tschechoslowakei, Ostdeutschland, China und Nordkorea wurden sowjetische Satellitenstaaten. Von diesen Errungenschaften waren am wertvollsten die Industriegebiete Ostdeutschlands — insbesondere Schlesien — und der Tschechoslowakei wegen ihren neuzeitlichen Einrichtungen. In Asien bildete die Mandschurei den Schlüssel zu enormen industriellen Möglichkeiten, und China konnte vor allem fast unerschöpfliche Menschenmengen für ungefähr alle Zwecke — landwirtschaftliche, industrielle und militärische — stellen. All diese riesigen Lagerhäuser, Werkstätten und Arbeitskräfte Eurasiens in den Dienst der russischen Außenpolitik zu bringen, war das Ziel, das Stalin erstrebt und erreicht hat.

Daß Roosevelt in Jalta „ein kranker Mann“ — in Wirklichkeit sogar schon ein sterbender — war, kann man angesichts der Zeugnisse über seinen Gesundheitszustand, die im Laufe der Zeit bekannt wurden, kaum bestreiten. Die ungewöhnliche Erklärung vor dem Kongreß, die er am 1. März 1945 im Rahmen seines Berichtes über die Konferenz abgab, daß er „die ganze Zeit wohlauf gewesen“ sei und „ich keine Sekunde lang krank war, bis ich wieder in Washington eintraf“, können nur als ein Beispiel für die Doppelzüngigkeit angesehen werden, zu der er so häufig seine Zuflucht nahm, um argwöhnische Vermutungen der Öffentlichkeit zu beschwichtigen. Es liegt etwas Ergreifendes in dem Bild dieses bleichen, zitternden Mannes mit dem herabsinkenden Kinn und den tief in den Höhlen liegenden Augen, der es bei seiner durch den Rundfunk überallhin in seinem Lande und in der ganzen Welt übertragenen Ansprache an den Kongreß für politisch klug hält zu sagen, er sei soeben „erfrischt“ von seiner Reise zurückgekommen und „keine Sekunde lang krank“ gewesen. Andererseits ist es erschütternd, wenn man bedenkt, wie gleichgültig er dabei mit der Wahrheit umging, und man sich durch dieses krasse Beispiel daran erinnern läßt, wie leicht ihm halbe Wahrheiten oder wenn nötig auch die glatte Unwahrheit über die

Lippen kamen, sooft sich aus einer aufrichtigen Erklärung für ihn politisch ungünstige Rückwirkungen ergeben konnten.

Das Debakel in Jalta auf Roosevelts Gesundheitszustand zu schieben und ihn aus diesem Grunde von jeder Schuld freizusprechen, hieße jedoch, einen allzu bequemen Ausweg suchen. Jalta entsprach ganz dem staatsmännischen Vorbild — sofern man es so nennen kann —, das Roosevelt, Hopkins und des Präsidenten andere Günstlinge, „Berater" und „Experten" schon vorher für die Außenpolitik der Vereinigten Staaten gegeben hatten. Es war nichts anderes als die natürliche Weiterverfolgung des üblichen Verfahrens: einer kriecherischen, leichtfertigen Befriedigung der Land- und Machtgier der Sowjetunion. Darauf lief Roosevelts Außenpolitik nicht erst hinaus, seit er krank war; er hatte sie auch schon verfolgt, als es ihm noch gut ging. Von der Atlantikcharta an über Quebec, Casablanca, Kairo, Teheran bis nach Jalta und ebenso in seinen Weisungen an die Sonderbeauftragten, die er zu anderen Besprechungen nach London und Moskau sandte, blieb seine Haltung in dieser Hinsicht immer dieselbe, wie die folgenden Kapitel dieses Buches noch zeigen werden. Mit voller Absicht und in der Tat baute er nicht nur die Macht der Sowjetunion aus und gab diesem Vorhaben auch verwaltungstechnisch den Vorrang vor allen anderen, sondern widmete sich auch mit geradezu fanatischem Eifer der Aufgabe, in Europa und Asien solche Zustände hervorzurufen, daß die Nachbarstaaten der Sowjetunion gar nicht mehr in der Lage waren, den Bestrebungen der Sowjets einen Riegel vorzuschieben. Seine Forderung nach „bedingungsloser Kapitulation" und sein Bestehen darauf, amerikanische und englische Truppen vom Balkan und von Ostdeutschland fernzuhalten, waren nur Teile dieses allgemeinen Planes; und mit unbeugsamem Eigensinn setzte er sich über Churchills Bemühungen hinweg, für später vorzusorgen und der Gefahr einer überwältigenden Hegemonie der Kommunisten vorzubeugen, die ihre dunklen Schatten bereits über ganz Europa und Asien warf[16].

Churchill besaß genug historischen Überblick, um zu erkennen, daß die militärische Niederlage Deutschlands und Japans nicht ausreichte, um die heftigen Spannungen auf dem eurasischen Kontinent zu beseitigen und die unglückliche Menschheit von der Angst vor einem neuen Weltkrieg zu befreien. Er dachte ferner realistisch genug, um zu wissen, daß man auch durch die Gründung eines neuen Völkerbundes, dem man den euphemistischen Namen „Die Vereinten Nationen" gab, nicht erhoffen konnte, ein solches Wunder zu vollbringen. Und wenn er auch bereit war, führenden Politikern wie Roosevelt gegenüber, die mit Vorliebe aufrüttelnde, von Hoffnung und Zuversicht triefende Reden hielten, gut gelaunt Nachsicht zu üben, ja, sogar selbst bei Gelegenheit recht optimistische Phrasen von sich zu geben und auf Banketts, bei denen der

Wodka in Strömen floß, mit den Russen liebevolle Trinksprüche auszutauschen, so wußte er doch genau, wie wichtig es war, die richtigen Truppen an die entscheidenen Stellen zu schicken, ehe es zu spät war— und die richtigen Truppen waren nach seiner Ansicht eben englische und amerikanische, aber nicht russische.

Roosevelt muß das alles auch gewußt haben, denn es gibt dafür eine Menge Beweise. Trotzdem tat er Dinge, die sowohl den Frieden als auch die Gerechtigkeit für Europa und Asien unmöglich machten, und er verheimlichte vor dem amerikanischen Volk alle Nachrichten, die seine Aufmerksamkeit hätten auf die Gefahren hinlenken können, in die es von seiner Führung hineingesteuert wurde. Die Verantwortung dafür kann auch nicht den Generälen und Admiralen zugeschoben werden. Denn allzu oft beachtete der Präsident ihre Vorschläge nicht oder verbot sie geradezu. Von ihnen erwartete er lediglich, daß sie politische Angelegenheiten so durchführten, wie sie ihnen von der politischen Leitung befohlen wurden. Selbst Harry Hopkins wurde auf diese Weise zu einer dilettantischen Autorität in militärischen Fragen. Wenn er mit Generälen oder Admiralen sprach, waren sie sich bewußt, daß „das andere Ich", der bevollmächtigte Vertreter ihres Oberbefehlshabers vor ihnen stand. Wir wissen aus Niederschriften der Generäle Deane, Mark Clark, Wedemeyer, der Admirale Leahy, Zacharias und anderer, sowie aus den Nachrichten, die über General Pattons offene Widersetzlichkeit durchgesickert sind, daß man sich in hohen Armee- und Marinekreisen ernste Sorgen wegen der Russen machte, während Roosevelt zur selben Zeit vor der Öffentlichkeit so tat, als sei das Verhältnis ausgezeichnet. Doch über derartige Sorgen durften Generäle und Admirale nichts verlauten lassen.

„Während unsere Streitkräfte mit unübertrefflichem Geschick und Mut kämpften", schreibt William C. Bullit, „wurde unsere Außenpolitik in Unkenntnis und mit leichtfertiger Nichtachtung der lebenswichtigen Belange des amerikanischen Volkes geführt[17]." Das ist nicht politische Gehässigkeit, sondern das ernst gemeinte Urteil eines Mannes, der, von Franklin D. Roosevelt selbst dazu ernannt, den Vereinigten Staaten als Botschafter in Rußland und Frankreich gedient hatte, dessen tief empfundene Vaterlandsliebe sich jedoch angesichts der an Verrat grenzenden Torheit empörte, die er mit ansehen mußte.

Zweifellos war Roosevelt während des ganzen Krieges entschlossen, die Wahrheit über unser Verhältnis zu Sowjet-Rußland nicht bekannt werden zu lassen. In der Regierung und bei den Streitkräften belohnte er die, welche ihm dabei halfen, und bestrafte prompt alle, die sie zu enthüllen suchten. Blickt man auf die öffentlichen Verlautbarungen von Mitgliedern der damaligen amtlichen Umgebung Roosevelts zurück, so kann man sich bei rednerischen Entgleisungen wie der des damaligen Staatssekretärs im Außenministerium, Edward R. Stettinius, nur schwer

eines Lächelns erwehren, der im Januar 1944 bei einer Rundfunkrede erklärte, bei Ende des Krieges werde Sowjet-Rußland Amerikas größter, stärkster und aufrichtigster Freund sein. Allgemein ist man der Meinung, daß Stettinius ein anständiger, aber ziemlich naiver Mensch war, doch berechtigt uns nichts zu der Annahme, daß er *so* naiv war, an diese Prophezeiung zu glauben. Denn die Sowjets hatten auf die verschiedenste Weise längst vorher ihre wahren Absichten erkennen lassen, wie Stettinius sehr wohl wußte — ganz zu schweigen von den historischen und ideologischen Umständen, die seine Vorhersage so unwahrscheinlich machten.

Man kann auch kaum glauben, daß man hoffte, durch solche Schmeicheleien die Herren des Kreml von ihren unfreundlichen Maßnahmen und Plänen abzubringen; denn daß diese grundlegend für sie waren, hatten sie bereits amerikanischen Vertretern in hohen und niedrigen Stellungen sowohl daheim als auch im Ausland unmißverständlich zu verstehen gegeben. Man braucht nur die Erinnerungen des Generals John R. Deane, des Chefs der amerikanischen Militärmission in Moskau während des Krieges, zu lesen, um zu erkennen, wie „kriegerisch" die Russen während des ganzen Krieges in Wirklichkeit zu ihren Verbündeten waren und wie unzugänglich für Schmeicheleien. Der General hat daher seinem Buch den bezeichnenden Titel „Das seltsame Bündnis" gegeben[18].

Nein, als Stettinius im Januar 1944 zu seinen Rundfunkhörern sprach, plapperte er lediglich die alten Schlagworte nach, die damals, im Wahljahr, von größter Bedeutung für das politische Wohl und Wehe der Roosevelt-Clique waren. Der Präsident, Harry Hopkins und all die anderen waren schon zu weit auf dem russischen Ast hinausgekrochen, als daß sie noch hätten zulassen können, daß ihn jemand hinter ihnen absägte. Stettinius wurde für seine Rede und ähnliche Beteuerungen vor der Öffentlichkeit durch seine Beförderung zum Außenminister belohnt. Auf diesem Posten war einer seiner nächsten Berater Alger Hiss, dessen geheime Machenschaften nach einigen Jahren aufgedeckt wurden und einen Schock im ganzen Lande auslösten[19].

Denjenigen aber, welche darauf erwidern, daß es leichter sei, zurückzublicken als vorauszuschauen, und daß man Roosevelt, Stettinius und die anderen nicht verurteilen dürfe, weil sie keine Wahrsager waren und nicht in die Zukunft sehen konnten, kann man nur antworten, daß man bei allen einigermaßen befähigten Staatsmännern eine gewisse Urteilsfähigkeit über die wahrscheinlichen Folgen der von ihnen betriebenen Politik voraussetzt. Tatsächlich stand das Menetekel deutlich lesbar an der Wand. Viele Amerikaner sahen es, und die Mutigsten unter ihnen deuteten sogar in aller Öffentlichkeit darauf hin, wurden aber in der Regel von den Propagandisten Roosevelts sofort mundtot gemacht.

Wenn unsere Staatsmänner ehrliche Untersuchungen lasen wie Dr. David J. Dallin's Buch über „Sowjet-Rußlands Außenpolitik"[20], so über-

sahen sie geflissentlich die praktischen Folgerungen daraus, ja, sie nahmen voller Zorn jede Äußerung übel, die Sowjet-Rußland als etwas anderes hinstellte als eine „friedliebende Demokratie". — „Wir dürfen weder Deutschland noch Japan vernichten", warnte Professor Nicholas Spykman aus Yale bald nach Pearl Harbour in einem Buch, „sonst überlassen wir Europa und den Fernen Osten dem russischen Machtanspruch." Ja, er war sogar so kühn, besonders zu betonen, daß unsere Außenpolitik „nicht innerhalb der Grenzen irgendeiner Traumwelt, sondern unter Berücksichtigung der rauhen Wirklichkeit geplant werden müsse"[21]. Für die Rooseveltanhänger war das Ketzerei. Mit solchen Redensarten konnte natürlich kein Professor die Stille seiner Universität in Kriegszeiten mit einem gutbezahlten Posten in Washington vertauschen. Die Russophilie des Harry-Hopkins-Klüngels der Günstlinge des Weißen Hauses war tatsächlich schon fast pathologisch. Diese Männer ließen sich davon nicht einmal mehr durch die Rücksicht auf die Folgen für die Sicherheit der Vereinigten Staaten in den kommenden Jahren abbringen. General Deane, der von seinem günstigen Ausguckposten in Moskau aus die Flut der amerikanischen Hilfsmittel für Rußland beobachtete und an den diesbezüglichen Konferenzen teilnahm, schreibt in seinem Buch, daß Harry Hopkins das Rußland-Hilfs-Programm „mit einem Eifer durchführte, der an Fanatismus grenzte." Die Begeisterung dafür „ging ihm so in Fleisch und Blut über, daß er überhaupt kein Maß mehr halten konnte"[22].

Inzwischen setzte man der Öffentlichkeit im Frühjahr 1943 so sinnloses Geschwätz wie Joseph E. Davies' Buch „In diplomatischer Mission nach Moskau" vor[23], das man als Werk eines Schwachsinnigen abtun könnte, wenn es nicht als reine Propaganda gedacht gewesen wäre. Das Buch wurde in Hollywood mit großem Tamtam verfilmt und trug viel dazu bei, im amerikanischen Volk Verständnis für die großen Wohltaten zu erwecken, die wir unserem russischen „Verbündeten" erwiesen. Menschen, die sich als „liberal" bezeichneten, verloren in Scharen alle Vernunft und erlagen, um einen Ausdruck von Aldous Huxley zu gebrauchen, einer „Herdenvergiftung". Doch nicht alle erlagen ihr. Als Norman Thomas den Film gesehen hatte, kam er entrüstet nach Hause; der Film war betrügerisch, und er selbst war ein Mann, der sich seine Urteilsfähigkeit erhalten hatte. Am nächsten Tage setzte er eine Protestschrift auf und brachte zweiundfünfzig seiner antikommunistischen Genossen von der Linken zusammen, die sie mit unterzeichneten. In der Protestschrift stand, der Film „stellt die Diktatur falsch dar und verherrlicht sie ... er erweckt den falschen Eindruck, Stalins Methoden seien mit echter Demokratie vereinbar". Doch Norman Thomas stieß trotz seiner einflußreichen Stellung, als er seinen Protest verbreiten wollte, bei vielen Zeitungen und Rundfunkgesellschaften auf Schwierigkeiten. So

lief der Film weiter vor ausverkauften Häusern in ganz Amerika, und seine Produzenten in Hollywood und ihre „Sonderberater“ aus Washington hatten so geschickt gearbeitet, daß Millionen von Amerikanern die 90 Prozent, die nur erdichtet waren, nicht von den 10 Prozent Wirklichkeit unterscheiden konnten.

Angefangen vom Präsidenten selbst und seiner unermüdlichen Frau, die ihren politischen Scharfsinn so gut zu verbergen wußte, daß er den meisten ihrer Bewunderer entging, über den fanatischen Harry Hopkins und die Schar seltsamer Gestalten, die er in die Regierung holte, bis zu den Kommunisten, die heimlich oder offen in Amerika arbeiteten, wendete man alle modernen Propagandamethoden an, um den amerikanischen Wählern etwas „anzudrehen“, das man volkstümlich am richtigsten als „ungeheuren Schwindel“ bezeichnet.

Warum?

Und warum ergriff, während Sieg auf Sieg folgte, ein merkwürdiges Unbehagen so viele vaterlandsliebende Amerikaner? Warum überkamen bei so vielen Ereignissen geheimnisvolle böse Ahnungen selbst kluge urteilsfähige Männer, warum klangen ihnen viele der schönen Worte, die gesprochen wurden, so hohl?

Weil der Präsident der Vereinigten Staaten ein Geheimnis hatte!

KAPITEL 2

Das Geheimnis im Panzerschrank

Das von Franklin D. Roosevelt so hartnäckig gehütete Geheimnis durfte nach seiner Auffassung auf keinen Fall bekannt werden — es stand dabei für ihn zuviel auf dem Spiel. Der Argwohn der Öffentlichkeit mußte daher im Keim erstickt werden.

Es war freilich auch kein unwichtiges Geheimnis, wie sie Politiker öfters bedrücken — etwa ein Skandal im Ministerium, ein anrüchiges Geschäft mit Wählerstimmen oder eine kleine Bestechungsaffaire. Roosevelts robuste Natur gab sich nicht mit so geringfügigen Dingen ab. Alles, was er tat, geschah in großen Maßstäben; selbst seine Geheimnisse waren gigantisch. Das, von dem hier die Rede ist, war so gewaltig wie ein Krieg — tatsächlich betraf es einen Krieg.

Aber nicht etwa den Krieg mit Deutschland und Italien, zu dem sich England, Frankreich, Rußland, die Vereinigten Staaten und noch ein paar andere Länder zusammengetan hatten, um den Aggressionen Adolf Hitlers und Benito Mussolinis entgegenzutreten. Bei diesem Krieg ging es um die Forderungen Deutschlands und Italiens — mochten sie berechtigt sein oder nicht — nach Lebensraum, um die Arroganz und Unmenschlichkeit ihrer regierenden Schichten und allgemein um die Frage des Übergewichtes Deutschlands auf dem Festland Europas. Über diesen Krieg wußte ja jeder Bescheid.

Es betraf auch nicht etwa den Zusammenstoß mit Japan, der durch dessen beharrliches Streben nach Schaffung einer sogenannten „Großasiatischen Prosperitäts-Sphäre" beschleunigt wurde, die China und Südostasien mindestens unter die wirtschaftliche Ägide eines aufgeblähten japanischen Kaiserreiches gebracht hätte. Auch über diesen Krieg wußte jeder Bescheid.

Es gab aber noch einen dritten Krieg, und dieser war es, den Franklin D. Roosevelt durch Verschleierungs- und Tarnmaßnahmen, in denen er Meister war, auf alle Fälle vor der Masse des amerikanischen Volkes geheimhalten wollte. Diesen Krieg führte Sowjet-Rußland, das Ursprungs-

land des Kommunismus, und in ihm war es der Aggressor. Es war sogar nicht nur bildlich, sondern auch schon buchstäblich auf dem Marsche. Es führte seine Offensiven mit einer Schlauheit und Beharrlichkeit durch, wie sie wahrscheinlich in den Annalen der Kriegführung einmalig sind.

Doch darf man diesen geheimen Krieg nicht mit den beiden schon erwähnten verwechseln, auch wenn sie sich zum Teil überschnitten. Als Hitler im Sommer 1941 seine Divisionen nach Osten schickte und in Rußland einfiel, sah sich Stalin vorübergehend in die Defensive gedrängt, nachdem er bis dahin schon in Polen, Finnland und Rumänien (Bessarabien) auf dem Kriegspfad gewesen war, Litauen, Lettland, Estland geschluckt und sogar versucht hatte, mit Hitler zu einem Abkommen über die Aufteilung des Nahen Ostens zu gelangen. Nun mußte er sich auf die neue Entwicklung der Lage umstellen, und von seinem Erfolg dabei hingen seine weiteren Pläne ab. Doch der Krieg, der ihm am meisten am Herzen lag, weil er zu seinem ideologischen Glaubensbekenntnis gehörte, war schon längst im Gange, als Hitlers Panzer in die Ukraine einrollten, und sollte noch weiterdauern, lange nachdem „der Führer" als verkohlter Leichnam unter dem Schutt von Berlin lag und sein „Drittes Reich" nur noch in der Erinnerung existierte. Er sollte noch jahrelang die Rückkehr von Frieden und Sicherheit in die Welt verhindern, nachdem der Zweite Weltkrieg, wie ihn der Volksmund nannte, zu Ende war. Der Zweite Weltkrieg bestand jedoch aus drei Kriegen. Zwei davon endeten 1945, der dritte aber nicht.

Aber gegen wen führte denn die Sowjet-Union diesen Krieg, dessen Verheimlichung vor dem amerikanischen Volke der Eckstein von Präsident Roosevelts Außenpolitik war? Die unmittelbar für die Eroberung vorgesehenen Opfer waren natürlich Rußlands direkte Nachbarn: Finnland, Estland, Lettland, Litauen, Polen und Rumänien im Westen; die Türkei, Iran und Afghanistan im Süden; sowie China und Japan im Osten. Als nächste standen auf der Liste: Ungarn, Bulgarien, die Tschechoslowakei, der Irak und Tibet. Indochina, Indien, Burma, Malaya und Niederländisch-Indien, die sich schon ruhelos gegen ihre koloniale oder halbkoloniale Stellung auflehnten, hingen als erstrebenswerte, aber noch unreife Früchte am Baum und sollten später gepflückt werden. Im weiteren Rahmen, aber mit der gleichen Zielstrebigkeit, richtete sich dieser Krieg gegen alle kapitalistischen Länder der Welt, sei es durch militärische Angriffe oder Angriffsdrohungen, umstürzlerische Verschwörungen, Unterwanderung, wirtschaftliche Schwächung oder eine Kombination dieser Maßnahmen. Den Anweisungen Lenins dabei folgend, schlug Stalin einen anpassungsfähigen, opportunistischen Kurs ein, und wo es nur möglich war, ließ er andere seine Schlachten schlagen.

Als größte Bollwerke des demokratischen Kapitalismus waren selbstverständlich die Vereinigten Staaten und England seine Erzfeinde, deren

Sturz zu gegebener Zeit unumgänglich war. Daß diese Aufgabe nicht leicht sein würde, war so kühlen Verschwörern wie Stalin, Mikojan, Molotow, Woroschilow, Wyschinski und den weniger bekannten Eiferern in den Politbüros hinter dem Vorhang ganz klar; daher sparte man sich die arglistigsten Ränke und Umwege für dieses Endziel auf. Deutschland und Japan, die beiden großen Puffer gegen das Vordringen der Kommunisten in Europa und Asien, sollten in zwei gleichzeitigen Kriegen als erste aus dem Wege geräumt werden. England, Frankreich und die Vereinigten Staaten, rechnete man, würden Rußland helfen, Deutschland zu zermalmen. Mit Japan konnten die Vereinigten Staaten allein fertig werden; daran bestand gar kein Zweifel. Daher brauchte die Sowjetunion ihre Kräfte nicht durch den Kampf gegen Japan zu zersplittern, sondern sich erst im letzten Augenblick daran zu beteiligen, um zur Kapitulation zurechtzukommen[24]. China wollte man dann in ein neues Chaos stürzen, und die auf diese Weise in Europa und Asien geschaffenen machtleeren Räume wollte dann Sowjet-Rußland übernehmen.

Durch seine Informationsquellen in den Vereinigten Staaten, deren einige sich an hoher Stelle befanden, wußte Stalin, daß er sich mindestens insoweit auf Roosevelt verlassen konnte, daß er diesen Teil des Programms durchführte — und er irrte sich nicht.

Bedeutet dies nun, daß das amerikanische Volk sich einen verkappten Kommunisten zum Präsidenten gewählt hatte? Oder daß dieser Präsident seinem Lande bewußt schaden wollte, indem er diesen dritten Krieg — den geheimen — den Blicken der Öffentlichkeit nach Möglichkeit entzog? Ganz und gar nicht! Eine solche Folgerung ist nicht beabsichtigt. Sie zu ziehen hieße, die Denkweise Roosevelts mißverstehen.

Wir berühren hier einen heiklen Punkt. Roosevelt war ebenso wenig ein Kommunist wie ein überzeugter Demokrat Jefferson'scher Prägung. Umgekehrt war er ebenso wenig ein Jefferson-Anhänger wie ein Kommunist. Ideologien gehörten nicht zu den Rohstoffen, die das Gehirn in diesem gut aussehenden Kopf verarbeitete. Er war kein Eiferer, der sich mit durchfurchter Stirn für irgendeine Lehrmeinung einsetzte, weder für Karl Marx noch für Adam Smith. Bei einer Auseinandersetzung zwischen einem Sozialisten und einem Kapitalisten in seiner Gegenwart hätte er wahrscheinlich beiden durch eine mit großem Charme vorgebrachte, witzige Eskapade sehr bald den Wind aus den Segeln genommen. Harold Ickes' nachdenkliche Klage, daß es unmöglich sei, „sich mit ihm zu fassen zu kriegen", hat James F. Byrnes durch die Bemerkung ergänzt, daß „Roosevelt niemals zwei Menschen gegenüber derselbe war"[25]. Der Mann, der, wie wir noch sehen werden, in den entscheidenden Monaten des Krieges heimlich Empfehlungen vom Leiter der Kommunistischen Partei Earl Browder bekam, war ein ganz anderer als der, welcher mit Byrnes über die außenpolitische Lage sprach.

Daß während Roosevelts Regierung ein umstürzlerisches Spinnengewebe über Washington ausgespannt war, steht heute fest. J. Edgar Hoovers Buch „Meister der Täuschung"[26] ist nur eine von vielen maßgeblichen Quellen, die bestätigen, daß die Regierung mit Leuten durchsetzt war, die zum Kommunismus hinneigten oder direkt als Agenten für die Sowjets arbeiteten, und daß die amerikanische Politik, Planung und amtliche Einstellung von diesen Leuten nicht nur beeinflußt, sondern auch prompt nach Moskau gemeldet wurden. In Washington aber waren die einen die Spinnen in dem Gewebe, andere die Fliegen. Noch andere waren merkwürdige Zwitter. Die meisten hatten freilich überhaupt nichts damit zu tun.

Daß Franklin D. Roosevelt, je länger der Krieg dauerte, desto lieber Stalins Wege ging, besagt jedoch noch nicht unbedingt, daß er sich ideologisch wandelte. Byrnes bemerkt, daß „man oft seine Briefmarkensammlung als sein Hobby bezeichnete, in Wirklichkeit war sein Hobby jedoch die Politik", und Jesse Jones, eines seiner Kabinettsmitglieder, läßt alle Höflichkeit beiseite und nennt ihn einen „Politiker ohne Hemmungen". Hier werden in Zukunft wahrscheinlich die „Psychobiographen" mit ihrer Suche nach dem „Warum?" ansetzen.

Der Historiker Charles A. Beard, ein Mann mit großer Menschenkenntnis, sagt als Ergebnis seiner Forschung nach den Beweggründen Roosevelts während des Krieges: „Ich fand nur Eingebildetheit, Träume von Größe und Erhabenheit, eitle Wahnvorstellungen, Machtgelüste oder das Verlangen, unseren heimischen Gefahren und Verpflichtungen zu entrinnen." Großmütiger wäre die Annahme, daß sich Roosevelt zu seiner Willfährigkeit dem Kreml gegenüber einfach durch die alte Weisheit verleiten ließ, daß man die Menschen herzlich anlächeln und ihnen freundlich die Hand schütteln soll, dann werden sie einem auch ebenso freundschaftlich entgegenkommen. Der schwache Punkt dabei ist nur, daß Roosevelt dieses Verfahren immer anwandte oder unterließ, je nachdem wie es zu seinen anderen Plänen paßte. Zum Beispiel wandte er es niemals den Deutschen gegenüber an — auch nicht der Widerstandsbewegung gegen die Nazis — noch den Italienern oder Japanern, und niemals aus reiner Gutmütigkeit oder Leichtgläubigkeit.

General Wedemeyer erzählt in seinen Erinnerungen, als er aus China zurückkam und dem Präsidenten berichtete, er sei überzeugt, sobald der Krieg zu Ende sei, würden die Kommunisten Schwierigkeiten machen, habe Roosevelt „anscheinend nicht verstanden, was ich meinte" und die Unterredung rasch beendet[27]. Das war anderen auch schon passiert. Vielleicht fiel es Roosevelt besonders leicht, sich gegen unangenehme Tatsachen völlig abzuschließen, und er war so egozentrisch, daß er Dinge, die er selbst nicht hören mochte, auch als ungeeignet für die Masse des Volkes ansah.

In diesem Buch wollen wir uns jedoch nicht mit dem lächelnden, liebenswürdigen Privatmann Roosevelt beschäftigen, sondern mit seinen Taten als höchst einflußreicher Staatsbeamter. Robespierre war in seinem Privatleben auch ein kultivierter, rechtschaffener und freundlicher Mensch; in seinem öffentlichen Leben aber war er ein ganz anderer. Er überließ die Rache nicht Gott, sondern übte sie selbst. Unter seiner Führung wurde das Blutbad, das auf die Französische Revolution folgte, zu einer Verhöhnung von Recht und Gerechtigkeit und ging in die Geschichte als „Schreckensherrschaft" ein. Wenn wir im Folgenden Roosevelt auf seine Gipfelkonferenzen im Ausland mit Churchill und Stalin begleiten, so werden wir erkennen, daß er sich stillschweigend zum Mitschuldigen und Helfershelfer bei einer Schreckensherrschaft so weltweiten Ausmaßes machte, daß die Exzesse zu Robespierres Zeit dagegen geringfügig erscheinen.

Manche Leute sind heute der Meinung, daß Roosevelts Geist von einem Mythos geblendet war. So schreibt zum Beispiel Arthur Koestler, daß Roosevelt „ehrlich glaubte, Stalins Regime sei eine Art von primitivem, asiatischen *New Deal* und daß er seiner Ausbreitung wohlwollend gegenüberstand, weil er in diesem Wahne lebte. Doch damit macht Koestler es sich zu leicht. Schließlich war es dasselbe Regime, das Roosevelts Nachfolger, Präsident Truman, im Jahre 1950 an Washingtons Geburtstag als „eine moderne Willkürherrschaft" brandmarkte, die „viel schlimmer als in irgendeinem Kaiserreich des Altertums" sei. Von seiner bluttriefenden Gründung an ist es stets das Gegenteil eines demokratischen Staates gewesen. Die faschistische Lehre von einer „Elite" und die Ablehnung der parlamentarischen Regierungsform haben bei Stalin wie bei Lenin stets im Vordergrund gestanden. Stalin war es auch, wie Franz Borkenau, einer der besten Kenner des internationalen Kommunismus sagt, „der die Demokratie als ärgsten Feind ansah"[28]. Immer wieder hat darum dieser Alleinherrscher den westlichen Demokratien gegenüber seine giftige Feindschaft gezeigt und in ihnen überall Umsturz- und Sabotage-Organisationen unterhalten.

Die oft geäußerte und weithin geglaubte Behauptung, daß Roosevelt Amerikas Gaben freigebig über Rußland ausschüttete, nur um Nazi-Deutschland niederzuwerfen, bricht unter der Last der Tatsachen zusammen. Seine Wohltaten dem Sowjet-Regime und kommunistischen Parteigängern anderswo gegenüber gingen weit über ein so beschränktes Ziel hinaus.

Als Alcide de Gasperi, Italiens zu früh verstorbener Premierminister nach dem Kriege, auf einer Pressekonferenz in Rom am 24. Februar 1954 sagte, Italien trage nicht allein die Schuld daran, daß es nicht gelungen sei, den Kommunismus im Lande auszurotten, weil „dieses bösartige Unkraut ... im Roosevelt-Klima aufging und gedieh", sprach er von

einem Lande, das sich schon 1943 den Alliierten ergeben hatte; aber bald traf auf einem amerikanischen Schiff der geschulte Kommunist Palmiro Togliatti aus der Sowjetunion in Neapel ein, und das Alliierte Oberkommando gewährte den Kommunisten in Italien, Dalmatien, Montenegro, Slovenien und — indirekt auch — in Kroatien alle nur erdenklichen materiellen und politischen Vorteile, was zu enormen politischen Auswirkungen führte. De Gasperis traurige Bemerkung über „das Roosevelt-Klima“ wird durch Borkenaus eingehende Untersuchungen über den Kommunismus in Europa weitgehend bestätigt.

Aus Polen berichtet uns zum Beispiel Borkenau: „Von Anfang an hatte Stalin eine Vernichtungsschlacht gegen jede nur denkbare nichtkommunistische Leitung in Polen geführt. Diese Schlacht begann mit der Austilgung vieler Tausender 1941 in russische Kriegsgefangenschaft geratener polnischer Offiziere (in Katyn und anderen Lagern) und wurde fortgesetzt... mit der Anzettelung und darauffolgenden Sabotierung des Warschauer Aufstandes der polnischen Widerstandsbewegung im Juli 1944 — was zur Vernichtung der besten polnischen Kräfte führte, wie es Stalins Absicht entsprach — und zu der Entführung aller erreichbaren Führer des polnischen Widerstandes im März 1945... Zwischen dem Lubliner Komitee und der polnischen Exilregierung, zu der sich weitaus die meisten Polen bekannten, gab es darauf erbitterte Kämpfe. Wo die NKWD hinkam, vernichtete sie die Streikräfte der polnischen Heimatarmee, die in ihre Hand gerieten, während Roosevelt gleichzeitig den polnischen Führern im Exil die Vorzüge von Stalins Rußland predigte... Auf diese Weise wurden die Männer aus Lublin zu Herrschern Polens[29].“

Als Roosevelt im November 1943 Tschiang Kai-schek in Kairo sagte, wenn er nach Japans Niederlage weiter Wert auf seine — Roosevelts — Gunst lege, so müsse er sich mit den chinesischen Kommunisten einigen, überschritt er die Grenzen des japanisch-amerikanischen Krieges und beteiligte sich an einem weiteren Krieg[30]. In diesem dritten Kriege, der der längste und entscheidende des zwanzigsten Jahrhunderts werden sollte, sehen wir Franklin D. Roosevelt fast immer Seite an Seite mit Sowjet-Rußland vorwärtsstürmen. Tatsächlich bedeutete seine Unterstützung das *sine qua non* für die Durchführung dieses Krieges. Roosevelts Aufgabe, die er rücksichtslos erfüllte, war es dabei, Stalin Waffen in die Hand zu geben und mit der ganzen militärischen Macht Amerikas alle Deiche zu zerstören, welche die gegen Europa und Asien anstürmende Flut des kommunistischen Expansionismus noch aufhielten. Inzwischen geschah alles, um den amerikanischen Durchschnittsbürger daran zu hindern, daß er sich dieses Krieges bewußt werde; man sorgte dafür, daß er nur an seinen Haß gegen Hitler und Tojo dachte. Und da Roosevelt diesen Krieg selbst verheimlichte, ließ er natürlich auch sein wohlwollendes Interesse daran nicht merken.

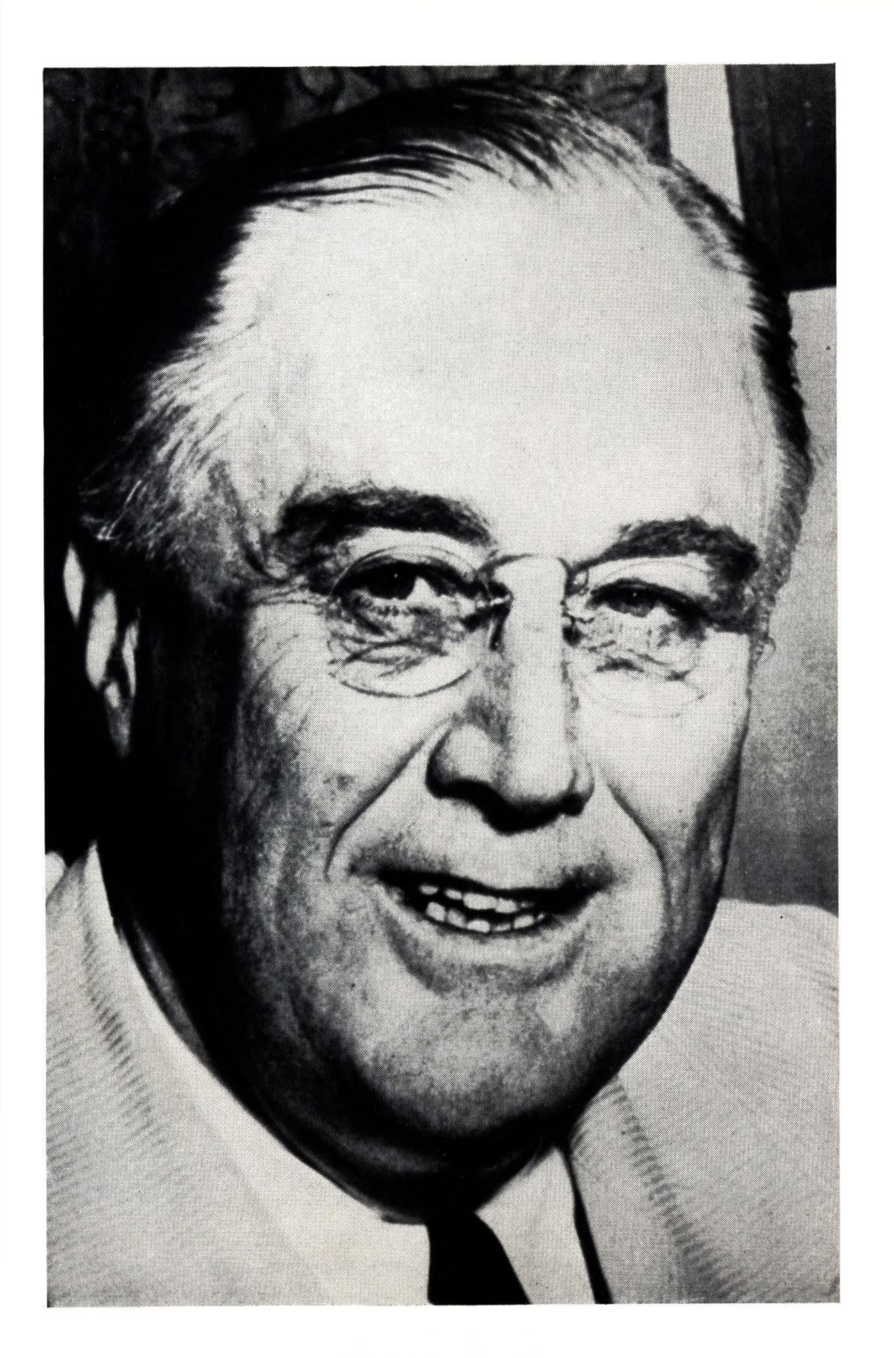
Dabei kam ihm die Leichtgläubigkeit der großen Masse des Volkes zu Hilfe. Freilich, auf die Dauer konnte einem aufmerksamen Betrachter des Weltgeschehens, der über eine einigermaßen geschulte Beobachtungsgabe verfügte, das Geheimnis nicht verborgen bleiben. Man muß jedoch bedenken, daß viele Amerikaner — wie ja auch der Präsident selbst — die Hochkonjunktur für ihr eigenes Vorwärtskommen ausnützten und zufrieden waren, wenn sie nicht allzuviel von dem erfuhren, was sich unter der Oberfläche abspielte. Wie Aschenbrödel nahmen sie das unverhoffte Glück dankbar hin und stellten der gütigen Fee keine Fragen. Besonders in der Regierung wimmelte es von solchen Gestalten. Doch gab es sowohl innerhalb als außerhalb der bewaffneten Macht auch andere, vaterlandsliebende Amerikaner, die mißbilligten, was sie sahen, sich aber mit Rücksicht auf die Kriegshysterie scheuten, den Mund aufzumachen.

Unter dem Ansturm der Roosevelt'schen Propaganda bildeten sich allmählich über alles, was den Krieg betraf, so verkehrte Anschauungen heraus — die man in der Zeitung lesen, von der Kanzel, in der Schule und im Klub hören konnte —, daß wahrheitsgemäße, sachliche Bemerkungen über „unseren tapferen Verbündeten" Rußland tatsächlich fast als Landesverrat galten. In dieser vernunftwidrigen Zeit lief einer Gefahr, geächtet zu werden, wenn er es wagte, Lenins eigene, unmißverständliche Worte zu zitieren: „Wir leben nicht einfach in einem Staate, sondern in einem Staatensystem, und es ist unvorstellbar, daß die Sowjet-Republik auf längere Zeit Seite an Seite mit imperialistischen Staaten weiterbestehen sollte. Schließlich muß eine oder die andere Partei siegen. Bis dahin aber ist eine Anzahl furchtbarer Zusammenstöße zwischen der Sowjet-Republik und den bürgerlichen Staaten unvermeidlich."

Obwohl man einerseits auf Hitlers *Mein Kampf* voll Entsetzen hinwies, galt es andererseits als unpatriotisch oder doch mindestens als geschmacklos, in der Öffentlichkeit aus Stalins diesem Buch vergleichbarem Schlachtruf, seinen *Problemen des Leninismus*, oder aus den kriegerischen Entschließungen des Kongresses der zuerst von Lenin und später von Stalin beherrschten Dritten Internationale Zitate anzuführen. Dabei gehört — und gehörte schon zu der Zeit, als Roosevelt Präsident der Vereinigten Staaten war — der Plan, mittels der sowjetischen Militärmacht in Verbindung mit revolutionärer Tätigkeit außerhalb der sowjetischen Grenzen letzten Endes die Welt zu erobern, zu den offenkundigsten und unverhohlensten Komplotts, welche die Geschichte kennt[31].

Hätte sich Mr. Roosevelt die Mühe gemacht, sich J. Edgar Hoover vom F.B.I.*) herüberkommen zu lassen, so hätte er von ihm allerlei über Stalin und die über die ganze Welt verteilte Organisation der Kommunisten erfahren können, die dem Zweck diente, in den kapitalistischen

*) *F*ederal *B*oard of *I*nvestigation: die amerikanische Bundeskriminalpolizei.



Roosevelt



Stalin

Ländern Aufruhr und Vernichtung zu säen[32]. Hoover und seine Männer lebten nicht in dem Wahn, daß die Schriften von Marx, Lenin und Stalin bloße Verstandesübungen seien. Sie sahen vielmehr in ihnen einen Schlachtplan zur Eroberung der Welt. Die Taktik konnte sich ändern, darüber waren sie sich klar — hatte doch Lenin schon angeordnet: „Wir müssen zu allerlei Listen, Winkelzügen und Ausflüchten greifen" — doch die große Strategie blieb unverändert dieselbe. Diese Männer vom F.B.I. behielten zwar kaltblütig Augen und Ohren offen, hielten aber notgedrungen den Mund.

Mr. Roosevelt ließ sich manchmal die *New York Times* ans Bett bringen. In dieser Zeitung konnte er Artikel lesen wie den Reisebericht Cyrus Sulzbergers aus Rußland. In ihr konnte er beim Morgenkaffee auch eine Reihe aalglatter Artikel des sowjetischen Schriftstellers Ilja Ehrenberg genießen, der die „Gemeinsamkeit der Ziele" Amerikas und Rußlands betonte. Aber für fünf Cent mehr hätte er in konzentrierter Form die zutreffenden Warnungen der *New York Daily News* lesen können. Vielleicht liebte der Präsident diese Zeitung nicht besonders, aber dafür konnte sie sich nach dem Kriege in einem Leitartikel rühmen: „Unsere Zeitung hat sich nie zu der Ansicht beschwatzen lassen, daß der ‚Blutige Joe' jemals für irgend etwas anderes gekämpft hat als für das Ziel der kommunistischen Weltherrschaft." Dieser Stolz war weitgehend berechtigt.

Hinzu kamen zahlreiche offene Warnungen aus Rußland selbst. Die Kriegstrommeln dröhnten dort schon lange vor Hitlers Angriff. Die räuberischen Absichten der Männer im Kreml waren dem Präsidenten der Vereinigten Staaten bestimmt bekannt; hatte er doch an Ort und Stelle Botschaftsbeamte genug und Militär-Attachés, die ihm ständig berichteten. Sicherlich hörten und sahen sie ebensoviel wie die amerikanischen Pressekorrespondenten in Moskau, mit denen sie im übrigen ihre Nachrichten natürlich austauschten. Gegen Ende des Jahres 1940 gab es nur noch zwei amerikanische Reporter in Moskau, da es stark nach Krieg roch und die Zensur sehr streng war[33]. Der eine vertrat die United Press, der andere die Associated Press.

Interessant ist ein vertraulicher Bericht aus jener Zeit, den Virgil Pinkley, damals Leiter der U.P.-Organisation für Europa, nach einer schnellen Rundreise durch Europa einschließlich Rußlands an Hugh Baillie, den Präsidenten der U.P. sandte und von dem sich jetzt ein Exemplar im Besitz des *Hoover Institute and Library* an der Universität Stanford befindet. Der Bericht kam im diplomatischen Kurierbeutel aus der Schweiz nach Amerika und ist vom 28. November 1940 datiert — also volle sechs Monate *vor* dem deutschen Angriff auf Rußland. Darin sagt Mr. Pinkley: „Praktisch dient zur Zeit alles, was in der Sowjetunion geschieht, dem Ausbau eines ungeheuren militärischen Apparates. Viele sachkundige Beobachter glauben, daß der Gedanke einer Weltrevolution

durch Propaganda vorerst beiseitegeschoben ist und daß der Schwerpunkt jetzt beim Ausbau einer riesigen Kriegsmacht liegt, die es der Sowjetdiplomatie ermöglichen soll, auf *Verlangen in Gebieten und ganzen Ländern die Regierung zu übernehmen*, und wenn die Forderung abgelehnt wird, dann soll das Ziel durch militärische Gewalt erreicht werden. Die Russen haben in Europa das Spiel der Machtpolitik studiert und sich als gelehrige Schüler erwiesen."

Dies bedeutete, daß die Sowjetunion ausgesprochen aggressive und räuberische Absichten hegte und nicht nur Vorbereitungen zur eigenen Verteidigung traf. Über Stalins Regierung schreibt Mr. Pinkley: „Rußland hat sich inzwischen von der Linken weit entfernt und entwickelt sich rapide zu einer vollständig militärischen Diktatur auf absolut totalitärer Basis ... Alle einigermaßen wichtigen Entscheidungen in Rußland trifft Stalin: er ist in dieser Hinsicht viel unabhängiger als Hitler und Mussolini und läßt seinen Gehilfen viel weniger freie Hand als andere Diktatoren."

Diese Beobachtungen trafen zu. Sie wurden durch alles bestätigt, was sowohl vor als nach Hitlers Niederlage bekannt wurde. Eine weitere Bestätigung für Rußlands Habgier in der Zeit vor Hitlers Angriff kam später mit Akten ans Tageslicht, die in den Trümmern von Berlin beschlagnahmt wurden. Für viele leichtgläubige Leute in Amerika, die in ihrer geistigen Trägheit der „Liebe-unsern-Verbündeten-Rußland"-Propaganda erlegen waren, bedeutete der Fund des Protokolls von den Besprechungen zwischen dem russischen Außenminister Molotow und seinem deutschen Kollegen v. Ribbentrop wenige Wochen vor dem deutschen Angriff eine heftige Erschütterung. Denn dieses Dokument bewies, daß Molotow vom Kreml nach Berlin geschickt worden war, um Deutschland ein uneingeschränktes Militärbündnis anzubieten, und daß er nur darum keinen Erfolg hatte, weil die territorialen Gegenforderungen Rußlands in Europa und im Nahen Osten Hitler allzu raffgierig erschienen. Es war wieder einmal der bekannte Fall, daß zwei Räuber sich über die Verteilung der Beute nicht einigen konnten[34]. Daß Präsident Roosevelt bei den vielen Nachrichtenquellen, die ihm zur Verfügung standen, über diese Dinge nicht im Bilde gewesen wäre, ist selbstverständlich unglaubhaft.

Im Juli 1941, also nur wenige Wochen, nachdem Molotow mit Stalins spitzbübischem Plan bei Hitler nicht durchgekommen war, flog der überschwengliche Harry Hopkins nach Moskau, um Stalin aufzusuchen und ihm reichliche Versorgung mit Waffen und Material aus den Vereinigten Staaten zuzusichern. Da wurde sich der russische Diktator, obwohl er nach außen hin ruhig, kühl und unversöhnlich blieb, darüber klar, daß Europa und Asien vielleicht doch einmal in Wirklichkeit so aussehen würden, wie er sie sich vorgestellt und geplant hatte, und zwar — mit

amerikanischer Hilfe. Er hatte jetzt einen Bundesgenossen — mindestens einen unbewußten — bei seinem Kriege, seinem auf lange Sicht geplanten Kreuzzug zur Vernichtung des Kapitalismus und zur Beherrschung der Welt durch den kämpferischen Kommunismus. Mit Schlauheit, Hinterlist und jedem anderen zweckdienlichen Mittel wollte er seinen Vorteil voll wahrnehmen. Hopkins aber kam bezaubert nach Hause und schrieb für eine Zeitschrift einen Artikel, in dem er sich vor lauter Maniriertheit und kindlicher Bewunderung vor jedem Wort und jeder Geste Stalins nicht zu lassen wußte. Offensichtlich hielt er ihn für einen großen Mann, der „geradeheraus sagte, was er dachte, und harte Worte gebrauchte", und war bezaubert, als ihm Stalin beim Abschied „beste Empfehlungen an den Präsidenten der Vereinigten Staaten auftrug"[35].

So ging Stalins Krieg, den Roosevelt sich und der Welt verheimlichte, siegreich weiter, schließlich aber wurde es schwierig zu verbergen, daß Stalin mehr im Schilde führte als Hitlers Niederlage. Roosevelt hielt jedoch bis zu seinem Tode den Schein aufrecht.

An demselben Tage im Januar 1944, an dem Edward R. Stettinius am Rundfunk seine alberne Prophezeiung machte, daß Rußland nach dem Kriege Amerikas engster Freund sein werde, schrieb Karl von Wiegand, der Auslandskorrespondent der Hearst-Presse, in einem Artikel, der in allen Zeitungen des Konzernes erschien, wenn Washington seine Politik schrankenloser Hilfe und blinder Begeisterung Sowjet-Rußland gegenüber ohne Sicherheiten fortsetze, so werde es die logische und natürliche Folge der historischen Entwicklung sein, daß Rußland bei Kriegsende Amerikas größter, stärkster und furchtbarster Feind sein und anstreben werde, sich in Europa und in der ganzen Welt zur beherrschenden Macht aufzuschwingen. Die Hearst-Presse wurde daraufhin von den lautesten Schreiern unter den Literaten arg verlästert und herabgesetzt — es waren die Pseudo-Intellektuellen, die wie im Trance um die Flamme der „Eine-Welt-Lehre" — wie sie es nannten — tanzten und die allgemeingültigen Tagesschlagworte wiederholten, ohne sich um die grundlegenden historischen Kräfte, die in der Welt am Werk waren, zu kümmern. Es galt unter den Kriechern und Wichtigtuern auf einmal nicht mehr als zeitgemäß, die Hearst-Presse zu lesen oder gar sich dabei ertappen zu lassen, daß man ihrer Meinung war. Es galt für „chic" zu behaupten, daß es nur in Deutschland, Italien und Japan Schurken gäbe. Schweifwedeln vor Sowjet-Rußland wurde zum Kennzeichen einer neuen Art schöngeistigen Protzentums. Daß in diesen Kreisen die Warnungen von Publizisten wie Karl von Wiegand, Senator Robert A. Taft oder Herbert Hoover auf taube Ohren stießen, versteht sich von selbst.

Als die von Roosevelts Regierung geförderte pro-russische Propaganda auf höchsten Touren lief, wagte es Karl von Wiegand am 13. Februar 1944 in seinem Artikel zu schreiben: „Der kommende Krieg zeigt sein

schreckliches Gesicht bereits, ehe dieser Krieg zu Ende ist. Der kommende Krieg wird der erste Krieg zwischen Ost und West sein, und Rußland wird darin die Führung haben. Eine seltsame Ironie des Schicksals will es, daß Amerika und England Rußland den Weg dazu freimachen.“ Und am 4. Oktober 1944 schrieb er in Beantwortung eines Briefes von Vizeadmiral William A. Glassford: „Wie Sie richtig andeuten, wird diesmal das Ende des Schießens und Bombenwerfens nicht auch das Ende des Krieges sein. Durch den Rauch und Staub der Schlachtfelder erkennt man bereits die Umrisse des dritten Weltkrieges. Er wird vielleicht erst in fünfzehn Jahren kommen ... zu Anfang wird es in erster Linie ein wirtschaftlicher und ideologischer Krieg sein.“ Dies schrieb er drei Monate, ehe Präsident Roosevelt nach Jalta reiste, wo er sich an der Anfertigung der „Blaupause für die Eroberung Chinas durch die Kommunisten“ beteiligte — wie sein eigener Botschafter in China es nannte — und seinen Segen zur Ausdehnung der Sowjet-Macht nach Westen bis in das Herz Europas gab. Es war auch noch vor der geheimen Übereinkunft, daß die siegreichen amerikanischen Truppen zurückgehalten werden sollten, damit die Rote Armee Berlin und Prag erobern konnte.

Wiegand und die paar anderen Journalisten, die offen zu sprechen wagten, wollten nichts weiter als dem amerikanischen Volk das Bild zeigen, das die Regierung Roosevelt hartnäckig und mit bemerkenswertem Erfolg im Dunkeln zu halten suchte. Wenn auch in den Vereinigten Staaten beide politischen Parteien — freilich in verschiedenem Grade — von derselben geistigen Krankheit befallen waren, die ihnen das Bild verzerrte und die Urteilsfähigkeit trübte, so war es allein die Regierung Roosevelt, die das Kriegsnachrichten-Amt*), dessen Arbeitsgebiete Zensur und Propaganda waren, einrichtete und kontrollierte; die geheimen Protokolle aber über seine Verhandlungen mit ausländischen Machthabern schloß Roosevelt selber weg und brachte sie vor den Augen und Ohren der Masse des amerikanischen Volkes in Sicherheit.

Das OWI wurde denn auch entsprechend besetzt. Dort saß Owen Lattimore als stellvertretender Direktor, und es gab noch viele andere Leute dort wie ihn. So fiel es auch Adam Tarn nicht schwer, im OWI eine Stellung zu bekommen — einem Mann, der nach dem Kriege sein amerikanisches Bürgerrecht mit der Staatsangehörigkeit des von Kommunisten beherrschten Polens vertauschte. Und James F. Byrnes, der als Richter am Obersten Gerichtshof des Landes, Leiter des Mobilmachungsamtes und späterer Außenminister die Washingtoner Bürokratie von verschiedenen Seiten her kannte, hat sich noch sehr milde ausgedrückt, wenn er schreibt: „Viele Leute im OWI, das anerkanntermaßen der Propaganda diente, ... standen der sowjetischen Ideologie wohlwollend gegenüber[36].“

*) Office of *W*ar *I*nformation.

Roosevelt selbst kannte die Wahrheit über die sowjetische Diktatur; dafür gibt es eine Unmenge Beweismaterial. Jedenfalls wußte er genau, daß die Absichten Stalins und seines Politbüros nicht zu dem Bilde der Nachkriegswelt paßten, das der amerikanischen Öffentlichkeit vorschwebte. Er wußte, daß Stalins vorgebliche Befolgung der Grundsätze der Atlantikcharta nichts wie Schwindel war.

Er kannte auch recht gut die von Stalin bereits verübten Gewalttaten. Von Ciechanowski, Mikolajczyk, General Sikorski und anderen erhielt er unanfechtbare Kunde von allem, was in Osteuropa vor sich ging und geplant wurde. Den Bericht über die grausigen Tatsachen des Gemetzels von Katyn, bei dem fünfzehntausend polnische Offiziere ermordet wurden, die 1939 in russische Gefangenschaft gefallen und deren Verbleib seitdem in Dunkel gehüllt war, hatte man ihm auf den Schreibtisch gelegt; er schwieg jedoch auch noch, als der Kreml im April 1943 wütend die Beziehungen zu der polnischen Regierung abbrach, weil sie sich an das Internationale Rote Kreuz gewandt und es gebeten hatte, die Morde von Katyn zu untersuchen.

Als vorsätzliche und wohlvorbereitete Untat wildester Barbarei wird dieser Massenmord in der Geschichte einmal Seite an Seite mit dem Blutbad unter den französischen Hugenotten in der Bartholomäusnacht des Jahres 1572 rangieren. Stalins teuflisches Ziel dabei war, das ganze ausgebildete polnische Offizierskorps buchstäblich zu begraben und damit die Blüte der polnischen Armee mit einem Schlage zu vernichten. Da er in Polen den Kommunismus einzuführen plante, wünschte er nicht, daß irgendwelche Hüter der Freiheit dieses Landes am Leben blieben, die ihm womöglich dabei Widerstand hätten leisten können[37].

Als die übereinander gehäuften Leichen im April 1943 von den Deutschen gefunden wurden, berichtete das Polnische Rote Kreuz an das Internationale Rote Kreuz in Genf, es sei überzeugt, daß das Blutbad im März oder April 1940 stattgefunden habe — zu einer Zeit, als die Deutschen noch über hundertfünfzig Kilometer vom Katyner Wald entfernt waren. Stalin telegraphierte wütend an Churchill, die freien Polen unter General Sikorski, dem Premierminister der polnischen Exilregierung, die eine Untersuchung verlangten, seien „Faschisten". Auf Veranlassung von Roosevelt erwiderte Churchill am 23. April 1943 Stalin, an eine Prüfung durch das Internationale Rote Kreuz sei nicht zu denken. „Wir werden uns jedenfalls jeder Untersuchung energisch widersetzen ... Mr. Eden spricht heute mit ihm (Sikorski)[38]." Als man einen Sonderbericht des Nachrichtendienstes mit Urkunden und Bildern, welche die Schuld der Russen an dieser kaltblütigen Greueltat bestätigten, Roosevelt im Weißen Hause vorlegte, wurde er wütend, aber nicht auf die russischen Mörder, sondern auf die, welche die Beweise zusammengetragen hatten, und er befahl, die Sache strikt geheimzuhalten.

Der Volkswahn, Rußland, „unser tapferer Verbündeter", sei eine freiheitsliebende, nicht-aggressive Demokratie, die sich danach drängte, mit den Vereinigten Staaten freundschaftlich zusammenzuarbeiten, wurde weiter arglistig genährt, obwohl Roosevelt selbst nicht daran geglaubt haben kann. Denn schon seine eigenen Erfahrungen am Konferenztisch mußten ihm ja sagen, daß genau das Gegenteil der Fall war. Die räuberische Regierung, die im Dezember 1939 wegen ihres rücksichtslosen Angriffes auf das kleine Finnland aus dem Völkerbund ausgeschlossen worden war, Estland, Lettland und Litauen verschlungen, im Einvernehmen mit Hitler Polen zerstückelt und diese Nation von der Landkarte gestrichen hatte, konnte sich nicht völlig ändern und — hatte sich auch nicht geändert. Ihre leitenden Männer waren nicht plötzlich von ihren internationalen Räuberinstinkten befreit worden, als Adolf Hitler sie überfiel. Sie hatten ihr Unrecht niemals ausdrücklich bekannt und keine Bußfertigkeit gezeigt. Sie hatten Roosevelt niemals versprochen, die baltischen Völker und all die anderen freizugeben, noch hatte er sie je dazu aufgefordert. Im Gegenteil, je länger der Krieg tobte, desto größer wurde ihr Appetit. Roosevelt war sich darüber klar, nur das amerikanische Volk wußte es nicht.

Der Gedanke, daß Roosevelt, der schließlich kein naiver Mensch war, sich hätte betören lassen, kann als unglaubhaft abgetan werden. Die Verschleierung, nicht die Enthüllung des sowjetischen Imperialismus paßte am besten zu seinen eigenen politischen Plänen. Freundlich eingestellte Beurteiler, die wohlwollend von Roosevelts „Großem Plan" berichten, mit dem er die Roten auf friedliche Wege zur Zusammenarbeit verlocken wollte[39], einem Plan, der dann, wie sie sagen, irgendwie mißlang, erzählen einfach Märchen. Einige von ihnen wissen das auch, bei den übrigen ist der Wunsch der Vater des Gedankens. Sie kennen den Mann, über den sie berichten, in Wirklichkeit gar nicht.

Um die Tatsachen zu vernebeln, wenn je etwa ein Schimmer der Wahrheit in die Öffentlichkeit durchzudringen drohte, gefielen sich die Propagandisten darin, Rußland halb-romantisch als ein seltsames Geheimnis und Stalin als rätselhaften großen Mann erscheinen zu lassen. Doch was Rußland wollte, war kein Geheimnis[40]; und was Stalin zu tun und an sich zu reißen entschlossen war, konnte man, wie John T. Flynn es bildhaft ausdrückte, „so deutlich erkennen wie den Schnurrbart in seinem Gesicht". Daß diese Absichten nicht mit der Atlantikcharta im Einklang standen, war ebenfalls klar. Aber selbst Mr. Flynn verfällt zuweilen in den Irrtum anzunehmen, daß Roosevelt „sich einwickeln ließ", daß er „sich vollkommen in Stalin täuschte". Bezüglich Harry Hopkins', Averell Harrimans und Joseph E. Davies' stellt er fest, daß sie „vollkommen verblendet" waren — so sehr, daß sie Stalin überhaupt nicht mehr als einen Kommunisten ansahen — und daß sie „ihre Sinnestäuschungen an Roose-

velt weitergaben, der sie gierig verschlang“[40]. Diese Darstellung läßt Roosevelt mehr als Narren und weniger als Heuchler erscheinen, sie verträgt sich jedoch nicht ganz mit Flynns Schilderung von Roosevelts Charakter von anderen Standpunkten aus.

Im allgemeinen fassen sich die Menschen heute an den Kopf und stehen vor einem Rätsel, wenn sie auf Roosevelts Umgang mit den führenden Männern der Sowjetunion zurückblicken und seine beredten Huldigungen an sie lesen. Ein angesehener früherer Universitätspräsident hat die nicht außergewöhnliche Bemerkung gemacht, daß „der Grund für unsere Unterstützung Sowjet-Rußlands ... zu den historischen Rätseln unserer Zeit gehört“. Es hört jedoch auf, ein Rätsel zu sein, wenn man alle falschen Voraussetzungen hinsichtlich Roosevelts Integrität verwirft — andernfalls muß das Rätsel für immer ungelöst bleiben.

Robert E. Sherwood spricht an einer Stelle seines Buches *Roosevelt and Hopkins* von Roosevelts „unbegreiflichem Charakter“[42]. Bei Mr. Sherwoods honigsüßer Art, über Roosevelt zu schreiben, ist dies vermutlich als Kompliment gemeint. Es klingt etwa so, als spräche er von der Unbegreiflichkeit Gottes. Doch seine Bemerkung ist bezeichnend. Für seine Verehrer muß zwangsläufig etwas Unbegreifliches in Franklin D. Roosevelts Charakter gelegen haben. Der breite Abgrund, der seine Worte und Taten voneinander trennte, die mannigfaltigen Widersprüche zu seiner offen ausgesprochenen Politik können höchst glücklich überbrückt werden, wenn seine Gedankengänge etwas „unerforschlich“ bleiben. Man kann dann leichter vor unangenehme Tatsachen, die andernfalls das Bild beeinträchtigen könnten, einen Vorhang ziehen; bei einer vereinfachten Darstellung ist das psychologisch notwendig.

So mannigfaltig Roosevelts Charakterzüge waren, Naivität gehörte nicht dazu. Die Gaben dieses Mannes, der kein Gelehrter war und auch nicht gerne Bücher las[43], lagen auf dem Gebiet unmittelbarer menschlicher Beziehungen, und dabei war sein Auftreten stets durch seine rasche Auffassungsgabe und den außergewöhnlichen Scharfsinn gekennzeichnet — für einen Politiker eine ganz besondere Gabe! Bei einem gelehrten Akademiker der mit dem Kopf schon in den Wolken wandelt wie Woodrow Wilson könnte man es sich vorstellen, daß er sich über die wahren Beweggründe eines Mannes, obwohl er während einer Reihe von Jahren mit ihm in Berührung stand, täuschen ließ — aber nicht bei Franklin D. Roosevelt. Dafür kannte er die Menschen viel zu gut. Menschen waren, um einen treffenden Ausdruck der Umgangssprache zu gebrauchen, „sein tägliches Brot“.

Und sein getreuer Diener war dieser erstaunliche Harry Hopkins. Harry kannte das Geheimnis auch.

KAPITEL 3

Sein getreuer Gehilfe

General Hugh Johnson, der anfänglich im *New Deal* der wichtigste Mann war, schrieb einmal über Harry Hopkins, „er habe einen Geist wie eine Rasierklinge, eine Zunge wie ein Küchenmesser und ein Temperament wie ein Tatar mit einem Wortschatz an nicht salonfähigen Ausdrücken, um einen Maultiertreiber vor Neid erblassen zu lassen“[44]. Dies die Beschreibung des Mannes, den Präsident Roosevelt zu vertraulichen Gesprächen mit Winston Churchill und Joseph Stalin entsandte! Ihn nahm er zu allen großen internationalen Konferenzen mit, und während die großen Männer um den runden Verhandlungstisch saßen, kritzelte Hopkins im Hintergrund irgend etwas Wichtiges oder auch nur albernen Klatsch auf einen Zettel und schob ihn dem Präsidenten zu.

Daß beide, Roosevelt und Hopkins, sich in der glänzenden Rolle gefielen, die sie auf der Weltbühne spielten, und daß sie für den Reiz der Macht und Schmeichelei, den die internationalen Verhandlungen in ihrer unermeßlichen Tragweite auf sie ausübten, besonders empfänglich waren, ist selbstverständlich, wenn man ihre Charaktere auch nur ein bißchen kennt. Das besagt jedoch durchaus nicht, daß sie sich durch die Liebenswürdigkeiten Churchills oder Stalins tatsächlich „einwickeln“ ließen.

So saß zum Beispiel in Casablanca bei einem Diner zu Ehren des Sultans von Marokko Hopkins im Smoking neben dem französischen Gouverneur, General Noguès. Seine Bemerkungen über diesen hohen Würdenträger sind bezeichnend. „Das ist“, schreibt er über ihn in seinen Aufzeichnungen, „der Bursche, den De Gaulle gern hier rausschmeißen möchte ... Er wohnt in einem riesigen Schloß und ist das größte Tier in dieser Gegend ... dabei traue ich ihm nicht soweit, wie ich spucken kann.“ Bei demselben Diner „kam plötzlich zwischen Fisch und Braten ein schmucker englischer Marineinfanterist mit einem Telegramm herein. Doch habe ich das Gefühl“, notiert der mißtrauische Hopkins, „daß Churchill das schon vorher so eingefädelt hat“[45]. Diese Äußerungen sind

typisch. Zynisch und materiell gesinnt, seinen Neigungen nach ein stiller Genießer und mit einem ungewöhnlichen Maß von politischer Schlauheit ausgestattet, war Hopkins ein Mann, dem nichts so leicht imponierte und bei dem man *eine* Schwäche — sofern es eine ist — nicht feststellen kann: Leichtgläubigkeit. Wenn er den sowjetischen Wünschen meistens soweit entgegenkam, daß es schon an sklavische Unterwürfigkeit grenzte, so gewiß nicht, weil er nicht hinter die sowjetische Maske sehen konnte, sondern weil ihm das, was er sah, gefiel und weil er fand, daß es mit seinen eigenen Zielen übereinstimmte. Sein Einfluß auf den Präsidenten der Vereinigten Staaten war fast während der ganzen langen Regierungszeit größer als der irgendeines anderen Menschen. Daß andererseits der Präsident diesen Mann zu seinem Vertrauten machte, läßt uns den Charakter von Franklin D. Roosevelt leichter verstehen.

Es ist also unmöglich, den Verlauf der Konferenzen Roosevelts im Ausland zu untersuchen, ohne daß einem von Anfang an der enorme Einfluß auffällt, den offen und hinter den Kulissen der allgegenwärtige Harry Hopkins ausübte. Er hatte die Finger in jedem Teig. Seine Person wird daher für jeden, der sich mit der Regierungszeit Roosevelts beschäftigt, von großer Bedeutung.

Leider wurden nach dem Tode von Harry Hopkins, der schon 1946 starb, seine umfangreichen Aufzeichnungen und Privatakten seinem intimen Freund, dem Dramatiker Robert E. Sherwood, ausgehändigt, statt sie einem unparteilichen Biographen zu übergeben oder ernsthaften Historikern zur Verfügung zu stellen. Während der Kriegsjahre haben Hopkins, Sherwood und Sam Rosenman gemeinsam Roosevelts Reden verfaßt, wie Mr. Sherwood offen zugibt. Als Hopkins starb, baten seine Angehörigen Mr. Sherwood, an seiner Stelle das Buch zu schreiben, das der Verstorbene geplant hatte. Auf diese Weise sind wir durch die Feder dieses befähigten Dramatikers zu einer fortlaufenden Schilderung der Kriegsjahre gekommen, einer Art Biographie, einer Auswahl von Aufzeichnungen, Briefen und Auszügen im bunten Gemisch mit Erinnerungen und Gehörtem, das man auf Treu und Glauben hinnehmen muß — alles zusammen unter dem Titel *Roosevelt and Hopkins, an Intimate History.*

Als Mr. Sherwood von der Familie Hopkins aufgefordert wurde, diese Arbeit zu übernehmen, fand er allein im Hopkins'schen Hause „einige vierzig mit Papieren vollgestopfte Aktenschränke und noch eine Menge weiterer in einem Lagerhaus vor". Acht Monate lang hatte bereits ein von Hopkins angestellter Gehilfe die Papiere gesichtet[46]. Offenbar ist also das ursprüngliche Material schon einer sorgfältigen Auswahl und eingehenden Bearbeitung unterworfen worden, ehe irgendwelche privaten Papiere von Harry Hopkins in Mr. Sherwoods Buch ans Tageslicht gelangten, und wahrscheinlich hätten seine Angehörigen kaum jemanden damit beauftragen können, der dabei sowohl den Ruf Roosevelts als den

Hopkins' wohlwollender berücksichtigt hätte. Trotzdem enthält das Buch eine Menge interessanter Informationen. Für seine Mängel, die wohl mehr in Weglassungen und unrichtigen Deutungen als in falschen Behauptungen liegen dürften, sei als mildernder Umstand erwähnt, daß sich Mr. Sherwood im ersten Kapitel ganz offen zu seiner Freundschaft mit Harry Hopkins bekennt, die, wie er sagt, „auf alles, was ich über ihn schreibe, abfärben muß, so daß ich dafür nicht um Entschuldigung zu bitten brauche." Dieses Eintreten für einen verstorbenen Freund ist lobenswert, fördert aber bei der Geschichtsschreibung nicht gerade die Sachlichkeit.

Da er berufsmäßig erfolgreiche Stücke für das Theater schrieb, hatte Robert E. Sherwood viel Sinn für das Dramatische. Ein Bühnenschriftsteller muß vor allem die Fähigkeit besitzen, bei seinen Zuschauern starke Gemütsbewegungen hervorzurufen. Indem er ihre Vorstellungskraft als Werkzeug benutzt, spiegelt er ihnen ein Bild der Wirklichkeit vor, das Kummer oder Lachen, Ärger oder gute Laune, Haß oder Liebe auslöst. Absichtlich läßt er ihnen eine Gestalt als sympathisch erscheinen und erweckt Abneigung, ja Widerwillen gegen eine andere. Was er damit anstrebt, mag für das Publikum erkennbar sein, aber die Mittel, die er dazu anwendet, sind Berufskniffe und Sinnestäuschungen oder, wenn man das lieber hört, besondere Methoden seiner Kunst. Kennern der Schauspielkunst sind sie bekannt; anderen Leuten dagegen kommen im allgemeinen die geschickten Kunstgriffe nicht zum Bewußtsein, die man angewendet hat, um ihre gefühlsmäßige Reaktion auf das Stück hervorzurufen. Darum und nicht etwa wegen irgendwelcher wirtschaftlichen oder außenpolitischen Kenntnisse hatte Robert E. Sherwood ein Abteil in Roosevelts Salonwagen in dem Zuge des Präsidenten inne, der während der Wahlkampagne des Jahres 1940, als Roosevelt zum drittenmal kandidierte, durch das Land fuhr. Auch übernachtete er nicht etwa aus solchen Gründen während der nächsten viereinhalb Jahre so oft im Weißen Hause. Seine Theaterstücke *Das Entzücken des Idioten* und *Der versteinerte Wald* waren erfolgreiche Schlager am Broadway gewesen, aber sicher fiel seine Eignung zum Experten für Staatsgeschäfte, gelinde gesagt, weniger in die Augen.

In demselben Salonwagen des Präsidenten fuhren im Herbst 1940 auch Harry Hopkins und jener geringste seiner Handlanger — Sam Rosenman — mit. Um diese Zeit war Roosevelt, wie selbst einige seiner treuesten Bewunderer heute zugeben, schon fest entschlossen, daß der formelle Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg nur noch eine Frage der Zeit sein dürfe. Dabei wußte er genau, daß, wenn er seine wirklichen Absichten vor der Öffentlichkeit enthüllte, er bei der Wahl durchfallen würde. Im Lande herrschte viel Mißtrauen. Die Mütter wollten sich darauf verlassen können, daß sie, wenn sie Roosevelt wählten, nicht

etwa dafür stimmten, ihre Söhne in den Kampf zu schicken. Daher mußte für die wichtige Rede in der Bostoner Arena gegen Ende der Wahlkampagne eine eindrucksvolle Erklärung gegen den Krieg zusammengebraut werden. Roosevelt wußte das und ebenso sein aus Hopkins, Sherwood und Rosenman bestehendes Triumvirat, die zwar alle drei sehr für den Krieg waren, aber zunächst einmal und vor allem anderen wünschten, daß ihr illusterer Freund und Wohltäter wiedergewählt wurde. Während der Zug durch die Nacht raste, zerbrachen sich diese Männer im Wagen des Präsidenten den Kopf, denn schon waren beunruhigende Meldungen von den Parteipolitikern im Lande eingetroffen. Da entsprang — so erfahren wir — dem einfallsreichen Hirn des Dramatikers Sherwood die berühmt gewordene Wendung: „... wieder — und wieder — und immer wieder ..."[47]. Roosevelt, der einer Schlagzeile ihre Zugkraft ebenso rasch ansah wie der gewiegteste Journalist, riß die Worte begierig an sich. Und von der Bostoner Arena aus verbreitete der Rundfunk überallhin zu dem in banger Sorge wartenden Volk in wohlklingenden Tönen und mit einstudierten Pausen das Versprechen, das die Wahl entschied: „Und während ich zu euch Müttern und Vätern spreche, gebe ich euch noch einmal die Versicherung. Ich habe es zwar schon einmal gesagt, aber ich werde es wieder — und wieder — und immer wieder sagen: Eure Söhne werden nicht in irgendwelche ausländischen Kriege geschickt werden."

Der Dramatiker hatte sich seine Reisespesen verdient. In den Worten des Präsidenten war allerdings listigerweise eine Zweideutigkeit versteckt. Der Durchschnittsamerikaner dachte natürlich an Kriege auf ausländischem Grund und Boden, wenn er von „ausländischen Kriegen" hörte, während Roosevelt — der natürlich recht gut wußte, wie die Allgemeinheit die Worte auffassen würde — in Wirklichkeit nur Kriege meinte, in welche die Vereinigten Staaten nicht verwickelt wurden. Nach dieser Auslegung war also kein Krieg ein ausländischer Krieg, wenn sich die Vereinigten Staaten daran beteiligten, ganz gleich, wo er ausgefochten wurde. Auf diese Weise war Roosevelt der allein wichtigen Frage, ob er das Land in einen Krieg führen oder einen Angriff auf Amerika provozieren werde, einfach ausgewichen. Die schlauen Wortbildner im Salonwagen des Präsidenten wußten, daß er sich zu nichts verpflichtet hatte. Daß dieser Wahlkampf-Coup jedoch in Wirklichkeit eine ungeheuerliche Wortverdrehung war, kann im Hinblick auf die seitdem bekannt gewordenen Tatsachen heute kaum jemand mehr bestreiten. Selbst Sherwood gibt zu, daß ihm manchmal sein Gewissen schlägt. „Ich brenne innerlich", schreibt er, „sooft ich an diese Worte ‚wieder — und wieder — und immer wieder' denke." Daß sein Gewissen seinerzeit etwas elastischer war, entnehmen wir seinem Geständnis, daß „ich unglücklicherweise damals zu denen gehörte, die ihn drängten, so weit zu gehen, *da*

ich der Meinung war, daß etwaige künftige Verlegenheiten unwichtig waren, verglichen mit der Gefahr, daß er nicht wiedergewählt wurde“[48].

Der Geist Macchiavellis muß stolz durch den Wagen des Präsidenten geschritten sein, der damals auf Boston zurollte. Das Schlimme an diesem und ähnlichen Vorfällen war, daß das Volk der Vereinigten Staaten hinsichtlich der im Augenblick lebenswichtigsten Frage betrogen wurde. Das ist wohl auch der Grund dafür, daß Sherwood später das Gewissen schlug, daß er „innerlich brannte“, wenn er daran dachte.

In seiner Einleitung erklärt er, daß er versucht habe, sich bei der Schilderung der Zeit Hopkins' nicht von späteren Ereignissen beeinflussen zu lassen. Das ist nicht weiter verwunderlich, da er die Gegenwart — das Buch ist 1948 erschienen — nicht nur „erschreckend“, sondern auch „unerklärlich“ findet[49]. Der Grund für diese Feststellung dürfte in der historischen Kurzsichtigkeit liegen, an der er offenbar litt, denn die seinem Blick entgangenen Ursachen dafür, daß die Gegenwart so „erschreckend“ war, lagen ja gerade in der Vergangenheit, die er schildert. Man ist erschüttert, wenn man bedenkt, daß ein Mann mit so mangelhaftem historischem Weitblick jahrelang zu dem engeren Zirkel des Weißen Hauses gehört und Reden für den Präsidenten verfaßt hat.

Den leichtfertigen Menschen, die Roosevelts Umgebung bildeten und zu denen er sich anscheinend besonders hingezogen fühlte, stieg der schwere Wein des Krieges zu Kopf, und die selbständige Betätigung in der hohen Diplomatie und Politik vor den Augen der ganzen Welt war für sie ein heiteres, ihre Abenteuerlust befriedigendes Erlebnis. Dies löste bei ihnen nach Sherwoods Schilderung den Symptomen der Trunkenheit ähnliche Erscheinungen aus. Mit Bezug auf die Arbeit an seinem Buch schreibt er, er freue sich, wieder in jene Zeit flüchten zu können, „‚als gute Menschen‘, wie Herbert Agar gesagt hat, ‚einander zu vertrauen wagten‘, als ‚das Gute und das Böse, der Schrecken und der Glanz für die meisten von uns zu viel waren‘, als ‚Geist und Verstand uns an den Nähten aufrissen, was der Grund dafür sein mag, daß heute viele Menschen bestreiten, daß das Leben jemals so gewesen ist‘“[50]. Unwillkürlich kommt einem der Verdacht, daß der talentierte Dramatiker gar nicht gemerkt hat, wie „das Leben“ in jener so begeistert geschilderten Zeit in Wirklichkeit war, sofern man das Weltgeschehen darunter versteht, und man wundert sich daher auch nicht, daß die späteren Ereignisse, die so unausbleiblich darauf folgen mußten wie die Nacht dem Tage, ihm „erschreckend und unerklärlich“ erschienen.

Diese Besprechung von Robert E. Sherwoods Buch ist für uns wichtig, da es — zum Vorteil oder Nachteil — so viele Einzelheiten über Harry Hopkins enthält, daß es sowohl das akademische als auch das volkstümliche Urteil über diesen Mann beeinflussen muß, der nach Sherwoods eigenen Worten „der zweitwichtigste Mann in der Regierung der Ver-

einigten Staaten während der kritischsten Zeit des größten Weltkrieges war"[51].

Was war dieser Harry Hopkins eigentlich für ein Mensch? Eine finstere, unheimliche Gestalt, ein zweiter Rasputin, ein Hintertreppenintrigant? Oder ein selbstloser Mensch voll menschlichen Mitgefühles? War er ein ungeschickter Tölpel, der nicht die Gabe hatte, seine Umwelt zu begreifen, oder besaß er ein glasklares Urteil? Wie bei Roosevelt müßte uns auch bei ihm der Psychoanalytiker erst seine inneren Beweggründe erläutern, die so geschickt vor jedem Blick getarnten Antriebe, die seinen bewußten oder unbewußten Vorurteilen, seiner Furcht, seinem Neid und seinem Ehrgeiz entsprangen. Eins steht jedoch auch so fest: Hopkins war ein unternehmender, strebsamer Mensch, der sich auf sein Können aber auch viel einbildete und großen persönlichen Ehrgeiz besaß.

Falsche Meinungen über ihn sind wohl dadurch entstanden, daß er gleich zu Anfang, als er sich unter die Fittiche Franklin D. Roosevelts, des damaligen Gouverneurs von New York, schmiegte, im Wohlfahrtswesen tätig war und tatsächlich — wenigstens berufsmäßig — nie etwas anderes getan hat. Als er dann auf der Leiter immer höher stieg — vom „Christadora-Haus" zum „Verein für Verbesserung der Lebensbedingungen der Armen", zum „Ausschuß für Kinderfürsorge", zum „Roten Kreuz", zur „Milbank-Stiftung", zur „New Yorker Vereinigung zur Tuberkulosebekämpfung" — nahm auch sein Jahresgehalt immer mehr zu, bis es 15 000 Dollar — vor der Inflation! — erreichte. „Die Laufbahn eines Wohlfahrtsangestellten wird nicht durch das Gewinnmotiv erschwert", sagt Sherwood[52], erklärt jedoch nicht, was er damit gerade in diesem Falle meint.

Als er jedoch dann in die Regierung kam, sind seine Einkünfte nicht mehr nachzuprüfen. Man muß ja dabei nicht nur sein Gehalt in Betracht ziehen, sondern auch die vielen Dinge, die er nicht mehr zu bezahlen brauchte. Freie Reisen ins Ausland, Zimmerfluchten in den besten Hotels, Wagen und Chauffeure und tausend andere Vorteile fielen ihm zu, solange er sich in der Gunst des Präsidenten sonnte. Es wird ferner nirgends berichtet, daß er während der langen Jahre, die er im Weißen Hause wohnte, je etwas für Wohnung und Verpflegung zu bezahlen brauchte. Auch hat niemals jemand in Geld abzuschätzen versucht, was die Behandlung durch Dr. McIntire, den Arzt des Weißen Hauses, oder die Beratung durch den Generalstabsarzt der amerikanischen Marine einschließlich wochen- und monatelanger Aufenthalte im Marine-Hospital, der Medizinen, Kuranwendungen und Versuche gekostet hätten, für die dem Freunde des Präsidenten nichts berechnet wurde. Hopkins, der ein schweres Leiden hatte, das fachmännische Behandlung und viel Ruhe während eines großen Teiles seiner glorreichen Jahre erforderte, ersparten all diese Gratiszuwendungen Zehntausende von Dol-

lars. Damit soll ihm nicht etwa Bestechlichkeit oder auch nur unschickliches Verhalten vorgeworfen, sondern lediglich der Meinung entgegengetreten werden, er sei so etwas wie ein selbstloser Menschenfreund gewesen, der sein ganzes Ich dem Wohl des Volkes geopfert habe.

Aber Hopkins strebte nicht nur nach Geld, sondern vor allem nach Macht. Dies beweist schon sein Verhalten bei seiner sozialen Wohlfahrtsarbeit und erst recht später in der Regierung. Durch sein enges Verhältnis zu Roosevelt gelangte er zu gewaltiger Macht — so gewaltig, daß er, wie wir noch sehen werden, sogar den Gang der Weltgeschichte beeinflussen konnte. Doch sein ehrgeiziges Ziel, selbst Präsident zu werden, erreichte er nicht — vielleicht weil der Gedanke, Harry Hopkins könne Präsident sein, wie General Hugh Johnson sich ausdrückte, „unaussprechlicher Unsinn" war, vielleicht aber auch, weil zufällig Franklin D. Roosevelt gleichzeitig von unersättlichem Verlangen nach Macht erfüllt war und das Amt des Präsidenten erst freigab, als der Tod ihn abrief. Doch wie dies auch sein mag, jedenfalls erzählt uns Mr. Sherwood, daß Hopkins lange der Meinung war, Roosevelt werde sich 1940 zur Ruhe setzen und er, Hopkins, könne dann sein Nachfolger werden. Anscheinend ist ihm dieser Gedanke schon im Dezember 1937 in einem rosenroten Traum gekommen. Sein Biograph schreibt darüber: „Hopkins hielt sich damals für einen ernstzunehmenden Präsidentschaftskandidaten, und kurz vor seinem Tode äußerte er noch die Bitte, wenn etwas über ihn geschrieben werde, so solle keinesfalls der Versuch gemacht werden, zu vertuschen, daß er einmal nach dem höchsten Amt in den Vereinigten Staaten gestrebt und daß er auf die Erfüllung dieses ehrgeizigen Wunsches hingearbeitet und Pläne geschmiedet habe[53]."

Es liegt etwas Rührendes in diesem „letzten Wunsch" von Harry Hopkins. Nicht genug, daß er sich selbst für bedeutend genug hielt, um Präsident zu werden; er wollte auch, daß die Nachwelt es wisse, daß er sich dafür hielt! Es ist, als habe er in seiner gewundenen Denkungsart auf seinem Totenbett geglaubt, wenn er seinen voraussichtlichen Biographen dazu verpflichtete, diese seltsame posthume Erklärung abzugeben, so könne er sich in den Augen der Geschichte zu größerem Ansehen verhelfen.

Das Komischste daran ist, daß offenbar Roosevelt selbst — wenn wir Hopkins' handschriftlichen Aufzeichnungen über eine vertrauliche Unterhaltung mit ihm im Frühling 1938 glauben können — Hopkins zu der Meinung verleitete, er, Roosevelt, unterstütze Hopkins' Aufstellung zum Präsidentschaftskandidaten der Demokraten für 1940[54]. Die widersinnige Berufung des früheren Wohlfahrtsangestellten in das Kabinett als Handelsminister gehörte vermutlich zur weiteren „Montage" dieses Trugbildes. Da Hopkins niemals etwas mit Amerikas Handel und Industrie zu tun gehabt hatte und außerdem alle Welt wußte, daß er dort

keine Freunde besaß, hat wohl die Annahme, daß es sich dabei um ein politisches Manöver handelte, am meisten für sich. Um den Eindruck zu erwecken, als schlüge er seinen Wohnsitz wieder in seinem Heimatstaat Iowa auf — wo er freilich seit Verlassen der Schule nicht mehr gewesen war —, pachtete Hopkins 1939 sogar dort eine Farm. Er wohnte jedoch nie auf ihr und fuhr auch nur einmal hin[55]. Aber wenn schon Harry Hopkins in politischen Dingen ein schlauer Fuchs war, so wohnte in dem großen Hause in der Pennsylvania Avenue ein noch schlauerer. Denn während Roosevelt in der Brust seines alten Getreuen diese schöne Hoffnung nährte, weckte er bei anderen recht abweichende Erwartungen, wie die Memoiren von Cordell Hull, Frances Perkins und James A. Farley ans Licht brachten, nachdem Roosevelt das Zeitliche gesegnet hatte.

Schon 1939 dämpfte eine schwere Erkrankung Hopkins' ehrgeizigen Wunsch, Präsident zu werden, und die wachsende Erkenntnis, daß Roosevelt selbst beabsichtigte, zum drittenmal zu kandidieren, schlug ihn vollends nieder. Hopkins wußte längst vor Cordell Hull, wie der Hase lief. Denn Roosevelt bestärkte Hull noch bis kurz vor der entscheidenden Tagung der Demokratischen Partei in dem Glauben, daß er, Hull, als Kandidat aufgestellt werde[56].

Die praktischen Vorbereitungen für die Aufstellung Roosevelts auf dem Parteitag lagen dann in der Hand des zuverlässigen Hopkins, der sich mit der besser zu ihm passenden Rolle des vertrauten Gehilfen beim Präsidenten der Vereinigten Staaten während der kommenden Kriegsjahre mit ihrem Nervenkitzel zufriedengegeben hatte. Von einer Zimmerflucht im Chikagoer Blackstone-Hotel aus mit direkter Telephonverbindung zu Roosevelt leitete er die mancherlei Schiebungen und Spiegelfechtereien, die Roosevelt schließlich zu seiner dritten Kandidatur „nötigten". Sein getreuer Biograph Sherwood, der sich dem Eindruck des „Geschmacklosen und Vulgären" — wie er es nannte — an dieser Schaustellung praktischer politischer Methoden an höchster Stelle nicht entziehen kann, möchte uns glauben lassen, daß auch Roosevelt und Hopkins diese Dinge durchaus zuwider waren, obwohl augenfällige Beweise für eine solche Feinfühligkeit ihrerseits offenbar fehlten. Anscheinend erwartet Mr. Sherwood von uns, daß wir seine Überzeugung teilen, Hopkins habe „diese Arbeit nur getan ... weil sie nun einmal getan werden mußte"[57].

Wir brauchen uns jedoch gar nicht zu wundern, daß Mr. Sherwood sich so große Mühe gibt, Harry Hopkins aus dieser Episode unbescholten herauszubekommen. Denn in seinem ganzen Buch zeichnet er ihn als einen Menschen aus edlerem Holz. Er hatte, wie wir erfahren, „lyrische Impulse" und war sogar als Dichter bekannt. Unter einem solchen „lyrischen Impuls" stehend, hat er dann wohl auch nach dem Anblick der englischen Landschaft gesagt: „Man muß dieses Land im Frühling

gesehen haben, um zu verstehen, warum die Engländer, hol' mich der Teufel, die besten Gedichte auf der Welt gemacht haben[58]." Ob er jemals etwas von Sophokles, Vergil, Dante, Goethe oder Verlaine gehört hatte, wird nicht berichtet.

Mit der Wiederwahl Franklin D. Roosevelts im Jahre 1940 stieg Harry Hopkins' Stern hoch am Himmel empor. Als Dilettant auf dem Gebiete der Staatskunst gelangte er auf einmal in den engeren Kreis der führenden Staatsmänner der Welt. Das Leih-Pacht-Gesetz, das wenige Monate nach der Wahl erlassen wurde, führte dann dazu, daß er fast unbeschränkte Vollmachten zur Weggabe amerikanischer Güter im Werte von vielen Milliarden Dollar an England, Rußland und andere Empfänger bekam, und so wurde er, leichtsinnig wie ein junger Bauernbursch auf dem Jahrmarkt die Kriegsjahre durcheilend, in Washington, in London, in Moskau, Teheran und Jalta zusammen mit seinem illusteren Chef zum Mitschöpfer des furchtbarsten „Friedens", der je einen Krieg beendet hat.

Die Geschichte, das kann man getrost prophezeien, wird mit dem Andenken an Harry Hopkins nicht so freundlich umgehen wie sein schmeichlerischer Freund, Mitarbeiter und Biograph Robert E. Sherwood — sie wird die „späteren Ereignisse" nicht so nachsichtig beurteilen.

KAPITEL 4

Wer hat den Kreuzzug geführt?

In einem Winkel der Kathedrale von Amiens hängt ein Kranz aus flandrischem Mohn zum Gedächtnis der englischen Soldaten, die im Ersten Weltkrieg in Frankreich gefallen sind. Darunter steht:

„Haben wir gesiegt oder nicht?
Ich hab' es nicht mehr erfahren,
Denn ich bin vorher gefallen."

Dies ist wohl mit am schmerzlichsten und tragischsten am Kriege, daß die im Kampf Fallenden nicht wissen, wofür sie gestorben sind. Der Soldat kämpft nach seiner Ansicht für die Ziele, die man ihm sagt und die, wie er glaubt, zum Siege führen werden. In Wirklichkeit kämpft er jedoch für die Folgen, die in einer erbarmungslosen Welt nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung entstehen. Wenn aber seine Führer ihn falsch unterrichtet haben oder ihn am Konferenztisch verraten, ist das Schreckliche möglich, daß er sein Leben für das Gegenteil von dem verliert, was er sich erträumt hat.

General Dwight D. Eisenhowers Memoiren sind unter dem stolzen Titel „Kreuzzug in Europa" erschienen. Angeblich endete der Krieg mit einem vollständigen militärischen Sieg. Aber fünf Jahre danach führte der gute General noch immer — oder schon wieder — einen Kreuzzug, nur daß er sich jetzt *gegen* die Kräfte richtete, *mit* denen er früher zusammen gefochten hatte. Am 4. September 1950 sagte er in einer Rundfunkansprache, die im ganzen Lande verbreitet wurde, anläßlich des Beginns einer Massenbewegung, die sich „Kreuzzug für die Freiheit" nannte: „Die Menschen hinter dem Eisernen Vorhang kennen keine freie Presse und keine freie Meinungsäußerung ... Dasselbe haben die sowjetischen Planer für die ganze Welt vor, einschließlich Amerika ... Wie bedrückend ist es, wenn man sich an dem heutigen Tag der Arbeit klarmacht, daß über ein Drittel der Menschheit praktisch Sklavenarbeit verrichtet. In den totalitären Ländern besitzt der einzelne Mensch kein

Recht, das der Staat zu achten verpflichtet ist[59]." 1952 wurde General Eisenhower zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt. Seine wichtigste Aufgabe bestand in der Abwehr der Folgen des Zweiten Weltkrieges.

Was, muß man fragen, sollte denn durch den großen Kreuzzug von 1941—45 erreicht werden? Nur die Niederwerfung Hitlers? Oder sollte der Kreuzzug auch dazu dienen, die Russen bis an die Elbe zu bringen? Oder eine nochmalige Teilung Polens herbeizuführen? Oder dem ohnehin schon übervölkerten Deutschland ein Viertel seines anbaufähigen Landes wegzunehmen? Oder Königsberg, das seit seiner Gründung durch den Deutschen Ritterorden vor siebenhundert Jahren deutsch und die Heimatstadt von Deutschlands größtem Philosophen Immanuel Kant war, zu einer russischen Stadt zu machen? Oder Stalin die Schlüssel zu ganz Osteuropa und Ostasien auszuhändigen? Oder zehn Millionen Menschen, deren Heimat am Konferenztisch verschachert wurde, zu entwurzeln und auf die Straße zu werfen? Oder achthundert Millionen Menschen unter das Joch des Kommunismus zu beugen? Oder die achtzig Millionen Menschen, die auf den kleinen japanischen Inseln wohnen, abhängig von den Vereinigten Staaten zu machen, wenn sie wirtschaftlich weiter existieren wollen?

Tatsächlich wurde all das — und noch mehr — durch den Zweiten Weltkrieg erreicht. Wenn aber ein Kreuzzug so mannigfaltige Ergebnisse hat, muß man doch eigentlich Verdacht schöpfen, daß dabei etwas nicht in Ordnung war. Wer hat den Kreuzzug geführt? Gab es nur einen Kreuzzug, oder wäre es möglich, daß es mehrere gab, die zwar gleichzeitig stattfanden, deren Ziele aber miteinander unvereinbar waren?

Das intellektuelle Klima Amerikas während des Zweiten Weltkrieges, schreibt William Henry Chamberlin, „war eine bedrückende Mischung von völliger Unkenntnis der Tatsachen, Naivität, Wunschträumen und hysterischen Erregungszuständen"[60].

Enttäuschung und Ernüchterung waren die unausbleiblichen Folgen. In der Einleitung zu seinen Kriegserinnerungen betrachtet Winston Churchill schwermütig die Welt und schreibt: „Die menschliche Tragödie erreicht ihren Höhepunkt in der Tatsache, daß wir nach allen Mühen und Opfern von Hunderten von Millionen Menschen und dem Sieg der gerechten Sache noch immer keinen Frieden und keine Sicherheit gefunden haben und daß wir heute von noch schlimmeren Gefahren bedroht werden als denen, die wir überwunden haben[61]." Bei vier verschiedenen Gelegenheiten hat Churchill ferner nach dem Kriege gesagt, daß nur die Atombombe in amerikanischer Hand die Rote Armee daran gehindert hat, nach dem Krieg in West-Europa einzufallen.

Die Kriegsziele der Vereinigten Staaten, wie sie Präsident Roosevelt verkündet hatte, waren grandios. Sie gingen weit über die militärische

Niederlage Deutschlands, Italiens und Japans hinaus. Schon Monate vor Pearl Harbour gab Roosevelt sich alle Mühe, vor der Öffentlichkeit als der Verkünder aufsehenerregender Reformen zu erscheinen, die das Ergebnis des Krieges sein und allen Völkern der Welt zugutekommen sollten, gleichgültig, ob sie Sieger oder Besiegte waren. Die Vereinigten Staaten lebten im August 1941 formell noch mit allen Völkern im Frieden, da inszenierte er seine dramatische Begegnung mit Winston Churchill auf einem Schlachtschiff im Atlantik. Dem englischen Premierminister diente diese Gelegenheit dazu, den Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg zu beschleunigen; für die Öffentlichkeit aber, vor allem in den Vereinigten Staaten, wurde eine langatmige Verlautbarung ausgegeben, die als „Atlantikcharta" prompt begrüßt wurde. Roosevelt war längst zum Kriege entschlossen[62]. Wenn die Menschen Ziele brauchten, für die es sich lohnte, zu kämpfen und zu sterben, bitte, hier waren sie; und er zeigte ihnen das Bild einer künftigen Welt, in der Gerechtigkeit, Freiheit und Überfluß für alle Menschen auf dieser Erde herrschte.

Am 15. Dezember 1941, acht Tage nach Pearl Harbour, sprach Präsident Roosevelt im Rundfunk aus Anlaß des Jahrestages der Annahme der „Bill of Rights"*) im Jahre 1791. In einer aufwühlenden Rede, die über das ganze Land übertragen wurde, sagte er: „Wir verpflichten uns gegenseitig vor der ganzen Welt, daß wir die Waffen, die wir zur Verteidigung der Freiheit aufgenommen haben, erst niederlegen werden, wenn die Freiheit in der Welt, in der wir leben, von neuem gesichert ist[63]."

Diese Verpflichtung war für die Ohren aller Völker der Welt bestimmt und wurde auch über die Meere weiter übertragen. Offensichtlich war damit nicht nur die Freiheit der Amerikaner gemeint, sondern auch Freiheit für die Polen, Litauen, die Bewohner der Mandschurei, die traurigen reglementierten und kontrollierten Männer und Frauen in Dresden und Budapest — kurz, für alle Menschen, die zu Schachfiguren in der Hand eines Tyrannen geworden waren. Roosevelt hatte sich „vor der ganzen Welt" verpflichtet, und überall, wo Tyrannei herrschte, beteten die einfachen Leute für ihn und segneten ihn. Selbstverständlich war für Roosevelt auch die aufrüttelnde Wirkung seiner Worte auf seine amerikanischen Zuhörer sehr wichtig. Er wünschte, keine Zweifel an der moralischen Berechtigung irgendwelcher Entwicklungsstufen des weltweiten Ringens aufkommen zu lassen, für das er so energisch eintrat und in dem Amerika seine Menschen und Hilfsmittel in noch nie dagewe-

*) So heißen in Anlehnung an die englische Verfassung von 1689 die zehn Abänderungen zur amerikanischen Verfassung, die dem Volk wichtige Grundrechte zusichern wie Religions-, Rede- und Pressefreiheit, das Recht auf Aburteilung durch ein Gericht, Schutz vor ungerechtfertigter Haussuchung und Verhaftung u. a. m. Anmerkung des Übersetzers.

senem Ausmaß hingeben sollte. Denn der Krieg würde 1944, wenn er zum viertenmal kandidieren wollte, noch nicht vorüber sein.

Der Kreuzzug hatte also begonnen. Roosevelt kannte, obwohl er niemals ein eifriger Leser war, einiges aus der Geschichte; aber viel besser kannte er die Psychologie seiner Landsleute. Jedenfalls war ihm klar, daß die Amerikaner dazu neigen, die Kriege, in die sie verwickelt werden, zu idealisieren und fast als heilige Kreuzzüge anzusehen. „Wie Er starb, um die Menschen selig zu machen, laßt uns sterben, um die Menschen frei zu machen." Dieser *Schlachtchoral der Republik* gab den Soldaten Grants und Shermans eine innere Befriedigung, ebenso wie ein halbes Jahrhundert danach die Losung des Ersten Weltkrieges, „um die Welt für die Demokratie zu sichern", den Geist der noch zögernden Menschen anfeuerte, so daß sie schließlich einem Kampf zustimmten, dessen Ausgang ihnen noch keineswegs klar war. Jetzt begannen wir, die nächste Generation, einen noch heroischeren Kreuzzug, diesmal verbündet mit einer halb-asiatischen Diktatur, gegen deren ideologische Grundlagen die meisten Amerikaner einen Widerwillen hatten, und die erst zwei Jahre zuvor wegen ihrer brutalen Aggression auf einen kleinen, friedlichen Nachbarn aus dem Völkerbund ausgestoßen worden war. Nachdem Roosevelt jedoch diese phantastische Folge von Trugbildern einmal in Bewegung gesetzt hatte, übernahm er es, in unserem Namen der Welt zu geloben, daß wir die Waffen erst niederlegen würden, „wenn die Freiheit in der Welt, in der wir leben, von neuem gesichert ist".

Dieses Versprechen gab zusammen mit den unklaren, aber verlockenden idealistischen Schwärmereien der Atlantikcharta dem — oder den — Vorhaben das Gepräge der Selbstgerechtigkeit. Auch vergaß Roosevelt nicht, daß die Menschen schon oft aus religiösen Gründen gekämpft haben. Daher bemühte er sich schon lange, bevor die Vereinigten Staaten sich daran beteiligten, dem Ringen einen religiösen Anstrich zu geben. In seiner Botschaft an den Kongreß vom Januar 1939 behauptete er, die Vereinigten Staaten würden „durch Stürme vom Ausland her" bedroht. Diese Stürme, erklärte der Präsident, gefährdeten „drei Dinge, die für die Amerikaner unentbehrlich sind. Das erste ist die Religion. Sie ist die Quelle der anderen beiden, der Demokratie und des internationalen Vertrauens"[64].

Tatsächlich fanden in Deutschland und Österreich religiöse Verfolgungen statt, auf die Roosevelt anspielte; aber in anderen Ländern wurde die Religion noch schlechter behandelt, was er jedoch nicht erwähnte und später sogar guthieß. Die Grausamkeit der Nazis war wirklich beklagenswert. Doch da die Völker der Welt damals — und auch später — nicht aus religiösen Gründen in den Krieg eintraten, war seine Erklärung nur eine übertriebene Simplifizierung eines Gewirrs verwickelter Fragen.

Nicht alle Beobachter waren bereit, als erwiesen anzunehmen, daß

Präsident Roosevelts Besorgnis um die Religion in seiner Januarbotschaft des Jahres 1939 echt war. So sah sich beispielsweise der Historiker Charles E. Beard zu der von Sarkasmus triefenden Bemerkung veranlaßt: „Offenbar traf er bereits Vorkehrungen, um den nächsten Krieg wirklich zu einem heiligen Krieg zu machen“[65] — wobei daran erinnert sei, daß gleichzeitig mit dem Ende des „heiligen Krieges“ nach einigen Jahren die rücksichtslose Unterdrückung der religiösen Freiheit in weiten Gebieten Osteuropas einsetzte.

Ende November 1939 überfiel die Rote Armee das kleine Finnland. Da Roosevelts Regierung bereits seit Jahren sehr herzliche Beziehungen zu der sowjetischen Diktatur unterhielt, war dies — so einseitig auch die Herzlichkeit sein mochte — selbstverständlich sehr peinlich für den Präsidenten —, ebenso wie der sowjetische Pakt mit Deutschland im vorhergehenden August. In den Vereinigten Staaten gab es nämlich einen starken Block von Wählern skandinavischer Herkunft. Sie waren jetzt sehr zornig auf die Sowjetunion. Die Finnen genossen aber auch sonst in der ganzen Welt Sympathie, und am 14. Dezember wurde Rußland wegen seines rücksichtslosen Angriffes, der mit dramatischer Grausamkeit durch ein Luftbombardement von Helsinki eingeleitet wurde, aus dem Völkerbund ausgestoßen. Doch Präsident Roosevelt beunruhigte in erster Linie der schlechte Eindruck auf die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten. In wenigen Monaten sollte der Werbefeldzug für die Präsidentenwahl beginnen. Er war schon von jeher besonders feinfühlig für jeden politischen Wind, der um diese Zeit wehte, und wenn er bisher auch noch niemals irgendwelche besondere Abscheu vor der sowjetischen Regierungsform geäußert hatte und sich offenbar auch nicht durch ihre religiösen Taktiken abgestoßen fühlte, so hielt er es jetzt doch für zweckdienlich, in einer Rede auf dem Kongreß der Amerikanischen Jugend am 10. Februar 1940 die russische Regierung eine „Diktatur“ zu nennen und zu erklären, daß er „die Vertreibung der Religion“ aus Rußland verurteile[66].

Doch diese unerwartete moralische Aufwallung war nicht von Dauer, denn als die Wahl glücklich vorüber war und der Diktator Stalin in einen Kampf auf Leben und Tod mit dem Diktator Hitler verwickelt war, hatte Roosevelt von seinem reichen Vorrat an gerechtem Zorn nichts mehr für Sowjetrußland übrig. Daß der marxistische dialektische Materialismus keinen Platz für Gott hat, wurde von ihm nie wieder erwähnt. Im Gegenteil, als Roosevelt im Jahre 1941 damit anfing, Rußland mit Leih-Pacht-Gütern zu überschütten, sagte er zur allgemeinen Verwunderung auf einer Pressekonferenz zu einigen mißtrauischen Reportern, sie sollten einmal den Artikel 124 der russischen Verfassung durchlesen; die Bestimmungen hinsichtlich der Religion, sagte er, seien „im wesentlichen so wie bei uns; nur drücken wir uns etwas anders aus“. Da die russische

Verfassung einschließlich ihres Artikels 124 schon im Jahre 1936 angenommen wurde, fragte man sich, warum er ihn nicht schon am 10. Februar 1940 erwähnte, als er flüchtig die „Vertreibung der Religion“ aus Rußland beklagte. Etwa weil seine wissenschaftlichen Experten einfach übersehen hatten, daß Rußland überhaupt eine Verfassung besaß, oder aber weil er und sie recht gut wußten, daß die russische Verfassung nur die Rolle einer Schaufensterdekoration spielt und daß man den Artikel 124 keinesfalls ernst nehmen darf, als gäbe er ein richtiges Bild von den religiösen Verhältnissen unter der Sowjetregierung.

In Wahrheit hatte die Bemerkung damals am 10. Februar nur vorübergehend Roosevelts Absicht gedient, den Eindruck zu erwecken, als sei er beunruhigt über den aggressiven Atheismus des Sowjetregimes. Inzwischen hatte er längst eine andere Absicht: 1941 hätte er am liebsten Rußland eine Bescheinigung gegeben, daß in religiöser Hinsicht bei ihm alles in Ordnung sei. Davon ließ er sich auch nicht im mindesten durch die Tatsache abschrecken, daß Artikel 124 der russischen Verfassung etliche heimliche Klauseln enthält und in der Hauptsache die antireligiösen Kräfte in der Sowjetunion fördert[67]. Was machte ihm das aus? Seine Äußerung würde ohne Erläuterung in allen Zeitungen erscheinen, und wer würde sich schon die Mühe machen, nachzuprüfen, ob sie stimmte, indem er sich ein Exemplar der russischen Verfassung beschaffte und ihre gewundenen Redewendungen zu enträtseln suchte? Nur ganz wenige besonders Wißbegierige taten das. Im übrigen hatte das ständige Summen der auf vollen Touren laufenden Propagandamaschine Roosevelts das Bewußtsein der Menschen schon so eingeschläfert, daß sie sich kaum noch dafür interessierten, wie es in Wirklichkeit aussah.

Die großen Ziele von Präsident Roosevelts Kreuzzug liefen alle in dem geliebten Begriff der Freiheit zusammen. Das war etwas, was ein Amerikaner verstand und wofür er bereit war zu kämpfen und sein Geld herzugeben. Roosevelt wußte das recht gut. Doch von dem früheren Präsidenten Herbert Hoover kam eine ernste Warnung. Am 29. Juni 1941, acht Tage nachdem Deutschland Rußland angegriffen hatte und während Roosevelt noch seine Vorbereitungen für eine möglichst große Unterstützung der Sowjets traf, sagte Hoover: „Sich ausgerechnet mit Stalin zu einem Freiheitskrieg zusammenzutun, ist ein schlechter Witz, eine ungeheuerliche Verdrehung der Wahrheit[68].“ Aber Roosevelt ließ nicht davon ab, den Krieg immer wieder als einen Kreuzzug für die Freiheit der ganzen Welt hinzustellen, und so groß war die geheimnisvolle Wirkung der Massenpropaganda, daß es ihm weitgehend gelang, diesen Irrtum in den Köpfen der Menschen zu verankern. Wie wir schon gesehen haben, gab es in Wirklichkeit drei gleichzeitig geführte Kriege, deren einer dem amerikanischen Volk verheimlicht wurde und noch lange nach der Beendigung der beiden anderen weiter wüten sollte.

Wie Roosevelt — mittels eines Öl-Embargos, das die Maschinen in ganz Japan zum Stillstand gebracht und das japanische Volk zum Verhungern verurteilt hätte, und anderer Maßnahmen — mit Bedacht und gegen die Einwände der Marine die Japaner zu ihrem vorschnellen Angriff auf Pearl Harbour anstachelte, ist heute eine bekannte, durch zahlreiche Urkunden belegte Tatsache[69]. Nach diesem Angriff trat das Motiv der Selbstverteidigung neben das des Kreuzzuges für die Freiheit der Welt. Wir *mußten* jetzt kämpfen.

Der Kreuzfahrergeist war ansteckend. Mindestens hatte ja Roosevelt viel zu bieten, wenn sich jemand seinem Propagandatrupp anschloß. Auch der wankelmütige Wendell Wilkie „bekehrte sich" plötzlich, nachdem er bei der Präsidentenwahl 1940 durchgefallen war, und wurde zu einem der begeistertsten Sendboten Roosevelts, flog in einem Armee-Transportflugzeug nach London, Moskau und Tschungking und war ganz selig, daß er plötzlich ein international bekannter Mann wurde. Sein in der Presse oft wiederholtes Schlagwort „Eine Welt" trug dazu bei, die wirkliche Lage zu verschleiern. In einer Rede in Toronto sprudelte er überschwenglich heraus: „Dieser Krieg ist entweder eine ‚Große Koalition' von Völkern, die gemeinsam um Befreiung kämpfen, oder er ist gar nichts![70]"

Dies war natürlich sinnloses Gerede, ebenso wie seine „Eine Welt". Glaubte Wilkie etwa, mit Stalin als Partner die Litauer befreien zu können? Und wer würde die Millionen von Polen befreien, deren Land Stalin 1939 besetzt hatte und noch besetzt hielt? Was, glaubte er, waren Stalins Pläne für die Mandschurei, Rumänien, Bulgarien? Würde der große Befreier im Kreml Finnland zurückgeben, was er ihm soeben gestohlen hatte? War er der Meinung, die kommunistische Rote Armee werde den Ländern, die sie überschwemmte, Rechte bringen, die in Sowjet-Rußland selbst nicht geduldet wurden — wie Redefreiheit und freie Wahlen?

Ob andere Republikaner wie Hoover und Taft und andersdenkende Demokraten wie der frühere Kriegsminister Harry H. Woodring diese grotesken Reden Wendell Wilkies als Äußerungen eines opportunistischen Heuchlers oder eines leicht zu düpierenden Toren ansahen, wissen wir nicht. Sie selbst litten jedenfalls nicht unter Wahnvorstellungen von einer „Großen Koalition von Völkern, die gemeinsam um Befreiung kämpfen!" Aber woher hatte denn Willkie eigentlich diese Redewendung? Gab ihm doch der Aufmarsch der am Kampf beteiligten Streitkräfte keinerlei Anhalt dafür. Nun, er hatte sie von seinem neuen Herrn und Gönner, Präsident Roosevelt. Und woher hatte der sie? Aus seiner eigenen, schöpferischen Phantasie! Es war ein Ausspruch „in eigener Sache", eine überhebliche Selbstbeweihräucherung, eine der Reklame für sich selbst dienende Floskel, weiter nichts. Ihre Verbreitung fand sie in der Atlantikcharta.

Dieses bemerkenswerte Schriftstück bildete Rückenstütze und Ausgangspunkt für Franklin D. Roosevelt bei seiner herkulischen Tat, sein Volk in den Krieg zu verwickeln, indem er ihm unter Anwendung hypnotischer Mittel einredete, worum es dabei ging, und sich als Lohn dafür ein drittes und viertes Mal zum Präsidenten wählen ließ. Tatsächlich wurde die Atlantikcharta jedoch niemals durchgeführt. Das war aber auch nie beabsichtigt. Da die Zeit drängte, ist sie niemals einer gründlichen Prüfung unterworfen worden, obwohl sie weit größere als nur historische Bedeutung hat. Ein Volk, das sich zur Selbstregierung bekennt, kann heute daraus manche Lehre ziehen.

Die Kinder von 1941 sind die Erwachsenen von heute. Was wissen sie von diesen Methoden? Mehr als ihre Eltern? Vielleicht. Doch bei der Stärke des Verlangens der Menschen nach Frieden und Gerechtigkeit, die der Zweite Weltkrieg unmöglich machte, werden ihnen wiederum Fallen gestellt werden und Worte — Zauberworte — werden sie wieder betören. „Hinter der oberflächlichen Binsenwahrheit, daß die Geschichte sich wiederholt", sagt Arthur Koestler düster, „verbergen sich die unerforschten Kräfte, welche die Menschen dazu verlocken, ihre eigenen tragischen Fehler zu wiederholen."

KAPITEL 5

Jubelnd begrüßt, dann totgeschwiegen

Als am 14. August 1941 die Atlantikcharta der Welt verkündet wurde, erhob sich von gewissen Seiten lautes Jubel- und Hosiannah-Geschrei. So herrschte zum Beispiel im Redaktionszimmer der *Atlanta Constitution* anscheinend ein Geisteszustand, der an Verzückung grenzte. Denn die Zeitung beeilte sich, Roosevelts und Churchills Erklärung auf eine Stufe mit der englischen Magna Charta und der Verfassung der Vereinigten Staaten zu stellen, was die Roosevelt'schen Speichellecker im ganzen Land bereitwillig nachbeteten. Die *New York Times* sah schon „eine neue Ära" heraufziehen.

Den Präsidenten der Chicagoer Zionisten bewegten die Worte, die Roosevelt und Churchill bei ihrer Begegnung auf dem Schlachtschiff gefunden hatten, so stark, daß er seinen Blick bis zur Morgenröte geschichtlicher Überlieferung zurückschweifen ließ und schließlich verkündete, diese Begegnung sei „die bedeutendste in der Geschichte der Menschheit". Diese Übertreibung stachelte die Zeitschrift *Christian Century,* die noch ihren Gleichmut bewahrte, zu der spöttischen Bemerkung an: „Man denkt unwillkürlich sofort an eine bestimmte Begegnung, die auf dem Berge Sinai stattgefunden haben soll, oder an eine Reihe anderer vielleicht ebenfalls erwähnenswerter."

Natürlich waren nicht alle von der Charta so begeistert — und schon gar nicht, als Zeitungen wie das kriegerisch gesinnte *Louisville Courier-Journal* jubelnd triumphierten: „Amerika hat sich verpflichtet!" Und nicht wenige Leute runzelten die Stirn, als die linksstehende Zeitung *New Republic,* die sich seit dem deutschen Angriff auf Rußland im Juni des Jahres vor lauter Angst nicht zu fassen wußte, jetzt auf der ersten Seite mit einer regelrechten Kriegserklärung herauskam. Viele Leute, die den Text der Charta sorgfältig studiert hatten, zogen dagegen eine Grimasse und sagten, es seien nur lauter schwülstige Phrasen und reichlich unklar noch dazu. Der *Los Angeles Evening Herald & Express* nannte die Charta „ein Vorspiel" zum Kriegseintritt des Landes und äußerte Zweifel daran, daß sie irgend etwas anderes bedeuten könnte.

Die Atlantikcharta war nicht nur in einem genau vorher bedachten theatralischen Rahmen zustandegekommen, sondern wurde auch wie bisher keine andere Vereinbarung durch den Rundfunk in die ganze Welt hinausposaunt. Sumner Welles, der sich schon vor seiner Lehrzeit zu Füßen von Franklin D. Roosevelt auf die Prägung von Schlagworten und Phrasen verstand, nannte sie „die Fackel". Sie wurde „hoch gehalten", um den Weg „vorwärts zum Frieden, zum Fortschritt der Menschheit und zu einer freien Welt" zu beleuchten[71]. In den Vereinigten Staaten wurden alle Propagandamittel eingesetzt, um sie zu verherrlichen. Die Menschen verschlangen die Worte hastig und ohne viel nachzudenken, wie man irgendeine Pille schluckt — sie nahmen sie auf Treu und Glauben für bare Münze und sahen nichts Verfängliches in ihren Redewendungen, sondern nur leuchtende Wahrheiten und Tugenden.

Die Charta wurde an den Wänden aller öffentlichen Bibliotheken angeschlagen. Von den Kanzeln wurde sie in ehrfürchtigen Tönen gepriesen. Lehrerinnen verlasen sie feierlich in Anfängerklassen zur Erbauung der Kinder, die noch kaum ein Bilderbuch lesen konnten. Die Frauenklubs im ganzen Lande wurden von Leuten überlaufen, die Vorträge darüber halten wollten, darunter eine ungewöhnlich große Zahl von Frauen, die ihnen mit unwiderstehlich anziehendem englischem Akzent versicherten, die wundervolle Charta sei der Vorbote des tausendjährigen Reiches auf Erden — erst sollten die Vereinigten Staaten in den Krieg eintreten, dann werde das Land Utopia ihnen zuteil werden. Gefällige Gelehrte konnten nicht schnell genug zur Feder greifen, um Artikel und Bücher herauszuschleudern, in denen sie behaupteten, den Sinn der Charta — den diese ja haben mußte — zu kennen, und rechneten bestimmt damit, daß sich Präsident Roosevelt für ihre Ansicht irgendwie erkenntlich zeigen werde.

Das vielbesprochene Dokument wurde schließlich mit großem Pomp und Zeremoniell durch die Vertreter von über dreißig Nationen unterzeichnet, einschließlich der Sowjetunion. Rußland, das damals bereits von Roosevelts Freigebigkeit profitierte, gelobte sogar zweimal, den Bestimmungen der Charta Folge zu leisten, einmal im St. James-Palast in London am 29. September 1941 und später noch einmal in der Hauptstadt der Vereinigten Staaten. In Amerika klatschten ihm dabei alle Jünger der Regierung, alle Phantasten und Wort-Anbeter geschlossen Beifall, da sie es offenbar alle für ernst gemeint hielten.

Als Premierminister Winston Churchill seine Vorbereitungen zu der Seereise nach Amerika traf, um an dessen Küsten der Atlantik-Konferenz beizuwohnen, war er sich als alter Routinier auf der Weltbühne auch über die dramatischen Möglichkeiten dieses Ereignisses klar, und um sicher zu gehen, daß der Bericht darüber auch genügend Glanz und Begeisterung ausstrahlte, nahm er auf dem Schlachtschiff *Prince of Wales*

zwei „Literaten" mit, wie er sie nannte; der eine von ihnen schrieb Reisebeschreibungen, der andere Bestseller-Romane.

H. V. Morton, der Reiseschriftsteller, war natürlich tief beeindruckt, daß er Augenzeuge dieser Zusammenkunft der beiden berühmten führenden Politiker sein konnte, die sich, wie er sich ausdrückte, „fern von jeder menschlichen Behausung" trafen — dabei fand die Begegnung in einer vom Lande eingeschlossenen Bucht statt, an der, mit einem Ruderboot erreichbar, der große amerikanische Seefliegerhorst Argentia und das Städtchen Placentia lagen, das immerhin dreitausend Einwohner und Eisenbahnverbindung hatte. In seinem Buch *Atlantic Meeting* prophezeite er, „die Atlantik-Konferenz werde einmal zu den berühmten Begegnungen der Geschichte gezählt" werden. Merkwürdigerweise beschränkte sich seine Behandlung der acht Punkte der Charta darauf, daß er sie lediglich in den Anhang des Buches aufnahm.

Über die Zusammenkunft selbst schrieb er jedoch: „Herausgehoben über die furchtbaren Ereignisse der Jahre 1939—41 wird sie in den künftigen Geschichtswerken weiterleben und bei noch ungeborenen Generationen Neugier und Interesse erwecken. Die Menschen werden wissen wollen, wie es war, in Kriegszeiten mit Winston Churchill den Atlantik zu überqueren. Vielleicht wird ein Regisseur, ein Maler oder Drehbuchverfasser Churchill auf der Admiralsbrücke darstellen wollen, wie er durch die Frühnebelschwaden Ausschau nach der Küste der Neuen Welt hält. Erst die Zukunft kann vielleicht zeigen, daß so ein Bild einen der großen symbolischen Augenblicke des Krieges wiedergeben wird. Dann werden jedoch Regisseur und Maler viele Fragen zu stellen haben: Was hatte er an? Wie sah er aus? War er gesund und unternehmungslustig? Worüber sprach er? Wie verbrachte er die Zeit, in der ihn das Schlachtschiff quer über den Atlantik trug?[72]"

So überschwenglich redete man anfänglich davon. In Wirklichkeit war den Engländern nur eins an der Konferenz wichtig: Präsident Roosevelt hatte praktisch sein Land zum Kriegseintritt verpflichtet. Amerikanische und englische Schiffe hatten Seite an Seite die Gewässer der Bucht von Placentia durchfurcht. Was indessen die Atlantikcharta betrifft, so berichtet uns Robert E. Sherwood auf Grund der ihm vorliegenden Aufzeichnungen von Harry Hopkins, daß die Beamten der englischen Regierung sie „nicht als formellen Staatsvertrag ansahen; für sie war die Charta nicht viel mehr als ein Propaganda-Instrument"[73]. Churchill funkte am 11. August von *Prince of Wales* aus an seine Regierung, daß Roosevelt darauf versessen sei, sie zu veröffentlichen, „weil sie, wie er glaubt, die ganze Entwicklung der öffentlichen Meinung in den Vereinigten Staaten beeinflussen wird", und er riet dem Kabinett, „es wäre sehr unklug, ihm von unserer Seite aus unnötige Schwierigkeiten in den Weg zu legen"[74]. Wie eine Nachprüfung damaliger englischer Zeitungsstim-

men deutlich zeigt, nahm man die acht Punkte in England überhaupt nicht ernst. Sie waren lediglich für den amerikanischen Konsum bestimmt, und wahrscheinlich aus diesem Grunde ließ sie Mr. Morton ziemlich unrühmlich im Anhang seines Buches verschwinden.

Präsident Roosevelt erschien in der Bucht von Placentia, traulich umrahmt von zweien seiner Söhne und Harry Hopkins, sowie begleitet von den Getreuen Sumner Welles und Averell Harriman. Bei ihnen konnte er sich darauf verlassen, daß sie nichts hörten, was sie nicht sollten, und nichts berichteten, was indiskret gewesen wäre. Pressevertretern hatte er nicht erlaubt, ihn zu begleiten. Aber als er zurückkehrte, kam seine Regierung, die über mehr Reklamefachleute — oder offiziell Pressereferenten — verfügte, als sich bis dahin jemals ein Präsident erträumt hätte, auf volle Touren und setzte in Presse, Kino und Rundfunk einen Propagandazauber in Bewegung, der die Phantasie der Amerikaner bestricken sollte, die zweifellos — mögen sie auch sonst Vorzüge und Fehler haben, soviel sie wollen — vor allem für eine prächtige Aufmachung empfänglich sind. Auch Mrs. Roosevelt widmete ihre nicht unbedeutenden Gaben der Verherrlichung der Atlantik-Konferenz und ihres Ergebnisses, der Charta mit ihren acht Punkten. Knapp vier Monate darauf befanden sich die Vereinigten Staaten offiziell im Kriege. Die Atlantikcharta sollte als Programm dienen.

Noch vor Franklin D. Roosevelts Tod im April 1945 wurde jedoch die Atlantikcharta in Fetzen zerrissen und in den Abfallkübel für unwirksam befundene Allheilmittel geworfen. Die Erinnerung an sie wurde durch neue Ereignisse ausgetilgt. Die am lautesten ihr Lob gesungen, hatten Anlaß, die Melodie zu vergessen, und sie schwiegen über sie.

Heute sind fünfzehn Jahre darüber vergangen, und von der Atlantikcharta wird nur noch ganz selten gesprochen. Wird sie erwähnt, werden alle verlegen, die irgendwie mit ihren Aufsehen erregenden Anfängen zu tun hatten und einst ihren Schöpfer priesen. Ihr früher wohlgesinnte Schriftsteller und Journalisten, ja selbst manche Historiker gehen aus Furcht, sich lächerlich zu machen, im großen Bogen um ihren Inhalt herum und vermeiden es, ernstlich darüber nachzudenken. Schullehrer und Professoren haben ihren Schülern und Studenten nur noch wenig, wenn überhaupt etwas, darüber zu sagen. Eine Befragung von Studenten würde heute ergeben, daß bei weitem die meisten von ihnen nicht einmal mehr den Namen dieser seltsamen internationalen Vereinbarung kennen, die bei ihrer Entstehung als denkwürdigste Erklärung der Weltgeschichte und Beginn einer neuen Ära gefeiert wurde. Kaum einer unter zwanzig Befragten hat noch eine ganz schwache Ahnung, was darin steht.

Am meisten bringt es die alten Rooseveltanhänger aus der Fassung, daß die Charta noch zu Lebzeiten Franklin D. Roosevelts ein unrühmliches Ende fand und daß er selbst fraglos daran mit Schuld trug. Wenn

man die schriftlichen und mündlichen Äußerungen der gewandten Mrs. Eleanor Roosevelt von 1943 an bis auf den heutigen Tag verfolgt, so fällt einem im Vergleich zu ihrer anfänglichen Überschwenglichkeit eine merkliche Zurückhaltung diesem Thema gegenüber auf. Tatsächlich ist die Atlantikcharta völlig in Vergessenheit geraten. Sie, die bei ihrer Entstehung auf Hunderte von Millionen Menschen so enorme Anziehung ausübte, ist ein Opfer der Gewalttätigkeit geworden und hat nicht einmal ein anständiges Begräbnis erhalten.

Als Elliot Roosevelt sein Buch schrieb, das 1946 unter dem Titel „Wie Er Es Sah" herauskam — wobei mit Er sein Vater gemeint ist —, hätte er eigentlich allerlei über die Atlantikcharta sagen können. Schließlich hat er über all die verschiedenen Konferenzen berichtet, zu denen er seinen Vater begleitete, und sein Gedächtnis war dabei offenbar so gut, daß er kleine vertrauliche Mitteilungen, die seinem Vater über die Lippen kamen, an passender Stelle wörtlich zitieren konnte. Über die Atlantikcharta aber war Elliot wohl der Meinung, daß, je weniger über sie gesagt würde, es desto besser sei. Sie sei „von besonderem, aber schmerzlichem historischem Interesse", schreibt er und erledigt dann die vielgepriesenen acht Punkte mit ein paar nichtssagenden Redensarten auf knapp einer Seite. Zum Beispiel sagt er über den vierten Punkt, der vom Zugang zu den Rohstoffen der Erde handelt: „Den vierten Punkt übergehe ich; seine Rätsel sind unergründlich[75]." Natürlich waren sie das von jeher; sein Vater und Churchill hatten sie ja absichtlich so gemacht, doch diesen unhöflichen Gedanken äußert Elliot selbstverständlich nicht.

Wem schiebt nun Elliot die Schuld an dem traurigen Schicksal der anderen, verständlicheren Punkte der Charta zu? Natürlich nicht Franklin D. Roosevelt! Aber auch nicht den Russen — denn 1946 stand Elliot offenbar noch stark unter dem Einfluß der Russophilie, die seines Vaters ganze Regierung infiziert hatte, ja, er ergeht sich sogar in seinem Buch in so begeisterten Ausdrücken über Rußland, daß man fast meinen könnte, die Sowjets hätten den Vereinigten Staaten geholfen, den Krieg zu überstehen, statt umgekehrt. „Rußlands gewaltiger Beitrag" zu Amerikas Sieg in diesem Kriege, schreibt er, war „die bei weitem wichtigste Tat unserer Zeit[76]." Franklin D. Roosevelts und Sowjetrußlands Ruf waren also für ihn sakrosankt; aber da waren ja noch die Engländer, denen man eins auswischen konnte. Also schiebt er die Schuld, wenigstens indirekt, auf den „englischen Imperialismus" zusammen mit denjenigen Amerikanern, die sich nach dem Kriege endlich entschlossen, gegen den Expansionismus der Kommunisten Front zu machen. Die Unlogik dieser Behauptung bedarf wohl keines Wortes. Aber zwischen den Zeilen liest man, daß Elliot Roosevelt sich spätestens im Jahre 1946 darüber klar geworden ist, daß die Atlantikcharta „eine tote Ente" war — um einen Lieblingsausdruck von ihm zu gebrauchen. Daher geht er rasch über sie

hinweg, wie seine Mutter es ja schon lange tat. In gewissem Sinne hatte die Charta ja auch ihren Zweck schon erfüllt, denn in Wirklichkeit sollte sie nur der Propaganda dienen, hatte also nur vorübergehende Bedeutung.

Heute ist die Atlantikcharta vielleicht — wie alles Tote — tatsächlich unwichtig. Doch ihre Geschichte ist es nicht. Das *corpus delicti* ist so gut wie vergessen, doch die Lehre aus dem Verbrechen sollte unvergessen bleiben. Denn Franklin D. Roosevelt war nicht der letzte Sterbliche, der vor der Welt als Retter auftreten wird; und die Atlantikcharta nicht die letzte „Fackel", wie Sumner Welles sie nannte, die man „hochhalten" wird, nur um Menschen aufzufordern, in den Tod zu gehen.

Die Darstellung ist jedoch nicht ganz einfach. Man muß weit genug zurückgreifen und die Schilderung lange durchführen; sonst gelangt man nicht bis zum wirklichen Kern oder verliert sich in reinen Hirngespinsten. Ein Politiker mit geschmeidigem Gewissen sucht ständig seine Zeitgenossen zu übertölpeln. Ist er sehr gerissen, so geht er noch weiter; dann sucht er sogar die Historiker zu überlisten. „Der Geschichte können wir nicht entgehen", hat Lincoln gesagt, doch ein Mann wie Franklin D. Roosevelt würde intuitiv erkennen, daß dies nur bedingt zutrifft. Vieles, das Männer wie er tun und denken, entgeht zum mindesten der gewissenhaften Aufzeichnung, und Historiker verlieren auf der Suche nach der Wahrheit nur zu oft die Fährte. Was sie von einem Ereignis berichten, ist oft allzu einfach; wo nur eine Umfassungsbewegung zum Erfolg führen kann, machen sie einen Frontalangriff.

Wir wollen mit einem Blick in das Weiße Haus beginnen, wenige Tage bevor Präsident Roosevelt zu seiner geheimen Begegnung mit dem englischen Premierminister im Sommer 1941 aufbrach. Genau vier Monate und eine Woche danach sollte auf der anderen Erdhälfte das emporstrebende „Land der aufgehenden Sonne" seinen tollkühnsten Einsatz wagen: den Angriff auf die amerikanische Flotte in Pearl Harbour.

KAPITEL 6

„Wär' ich ein Japs ..."

Präsident Roosevelts Terminkalender war am 31. Juli 1941 besonders besetzt. Es war einer jener Tage, der die Eitelkeit jedes Mannes genährt hätte, ganz gewiß aber die Franklin D. Roosevelts, bei dem dieser „sechste unersättliche Sinn", wie Carlyle ihn nannte, keineswegs unterentwickelt war. Es war ein Tag voller kluger Schachzüge und durch versteckte Mitteilungen „von unterrichteter Stelle" halb verschleierter Maßnahmen; sie dienten dazu, das Volk wissen zu lassen, daß der Lenker seiner Geschicke etwas Wichtiges vorhatte.

Auf entsprechende Aufforderung hin erschienen im Weißen Hause zwei Männer in auffallenden dunkel-olivgrünen Uniformen mit roten und blauen Aufschlägen und den Emblemen der Sowjetunion, Hammer und Sichel, in erhabener Goldstickerei an der Schirmmütze. Die Männer waren Generalleutnant Filip I. Golikow, stellvertretender Generalstabschef der russischen Armee, und sein Gehilfe, Pioniergeneral Alexander Respin. Begleitet wurden sie von dem russischen Botschafter Constantin A. Oumansky, der sie dem Präsidenten vorstellte. Als Leiter der russischen Militärmission hatten sie die Aufgabe, militärische Nachschubgüter für die Sowjetarmee in Washington zu beschaffen.

An diesem Tage befanden sich die Vereinigten Staaten offiziell noch nicht im Kriegszustand. Die Regierung Roosevelt gab sich freilich schon lange nicht mehr den Anschein, neutral zu sein, trotzdem hatte sie es bisher noch nicht gewagt, das Wort „Frieden" aus ihrem Wortschatz ganz zu streichen; denn das Volk wollte keinen Krieg. Der Luftangriff der Nazis auf England war gescheitert; dafür hatten Hunderte von englischen Flugzeugen Bomben auf Hamburg und Berlin abgeworfen — sozusagen als Warnung vor weiteren Verheerungen. Hitlers Truppen, die jetzt schon in der sechsten Woche im Osten kämpften, waren auf den Zuwegen nach Leningrad, Moskau und Kiew zum Stehen gebracht worden, und ein Gegenangriff der Sowjets war in der Gegend von Smolensk, dem entscheidenden Sektor der langen Front, im Gange. Deutsche Frie-

densfühler, die ein *rapprochement* mit England zum Ziele hatten, wurden aus den neutralen Hauptstädten Europas berichtet[77], wobei die Deutschen beharrlich betonten, in Wirklichkeit sei der Kommunismus die große Gefahr für die westliche Zivilisation.

Nach einem ausgedehnten Besuch erschienen die Russen, offensichtlich gut gelaunt, wieder vor dem Weißen Hause. Was Mr. Roosevelt zu ihnen gesagt hatte, muß Musik in ihren Ohren gewesen sein. Wißbegierigen Reportern erzählte General Golikow, er habe es „leicht" gefunden, mit Präsident Roosevelt über militärische Fragen zu sprechen. Er hatte wohl nicht damit gerechnet, daß Mr. Roosevelt zu allem, worum er ihn bat, so begeistert Ja sagen und keinerlei Bedingungen an seine Versprechen knüpfen werde. War es doch noch gar nicht so lange her, daß der Völkerbund seine — Golikows — Regierung wegen ihres Angriffes auf Finnland ausgeschlossen und sein Boß, Stalin, sich mit Adolf Hitler zusammengetan hatte, um Polen von der Landkarte zu streichen. Kein Wunder also, daß er die Unterredung „leicht" fand.

Der Zufall wollte es, daß an demselben 31. Juli des Präsidenten ständiger Bote und Vertrauter, Harry Hopkins, im fernen Moskau ein dreistündiges Gespräch unter vier Augen mit Joseph Stalin führte. Dabei versprach er Stalin alle nur mögliche Hilfe von seiten Amerikas. Schon am vorhergehenden Abend war er drei Stunden bei ihm gewesen. Stalin war kühl und zuversichtlich. Die Deutschen, sagte er, hätten die Stärke der russischen Armee unterschätzt, die dreihundertfünfzig Divisionen aufstellen könne.

Von Amerika wollte Stalin Kanonen und andere Dinge haben, alles sofort und auf lange Zeit; dabei sprach er ganz offen aus, daß er mehr im Sinn habe als nur die Verteidigung des russischen Bodens; Deutschland müsse vollständig zermalmt werden, und dazu müsse Amerika mit in den Krieg eintreten. Hopkins solle dies als persönliche Botschaft Roosevelt übermitteln — Hopkins kennzeichnete daher diesen Teil seines Berichtes mit den Worten „Nur für den Präsidenten[78]".

Er fragte Stalin nicht, was die Sowjetunion im Herzen Europas vorhabe, nachdem Deutschland zermalmt sei, obwohl jeder, der einen gewissen Überblick über die europäische Geschichte und das geringste Verständnis für Geopolitik besaß, sich darüber klar sein mußte, wie wichtig eine Antwort auf diese Frage war. Die Gründe, die er in einigen Fällen für die unumgängliche Verzögerung bei der Lieferung der riesigen Nachschub- und Ausrüstungsmengen vorbrachte, schmeckten stark nach Entschuldigungen, ja, er bot sogar noch mehr an, als Stalin erbat. „Als Gegenleistung für all diese Unterstützung", schreibt William C. Bullitt bestürzt, „verlangte er nichts[79]." Sherwoods Bericht auf Grund der eigenen Aufzeichnungen und des Berichtes von Harry Hopkins bestätigt dies[80].

Am selben Tage machten die Deutschen bissige Bemerkungen über den Besuch des amerikanischen „Knecht Ruprecht" in Gestalt von Harry Hopkins im Kreml. Zwar stand es ihnen schlecht an, von gröblichen Verletzungen des Völkerrechts zu sprechen und die sittlich Entrüsteten zu spielen, doch hatten sie nicht umsonst seit 1917 in beunruhigender Nähe der Hochburg des internationalen Kommunimus gelebt und dabei einiges darüber erfahren, was viele Amerikaner mit großer Bestürzung und zu einem hohen Preis erst in späteren Jahren erkennen sollten. Der amtliche deutsche Sprecher warf nach der Darstellung in der *New York Times* am nächsten Morgen Präsident Roosevelt einen Ball zu, den dieser jedoch nicht aufzufangen wagte. Er warf ihm nämlich vor, daß sich durch Hopkins' Angebot, Sowjetrußland zu unterstützen, die Vereinigten Staaten an dem Streben der Sowjetunion beteiligten, den Kommunismus bis in das Herz Europas vorzutreiben. Die in diesen Worten liegende Prophezeiung war eigentlich nichts Neues, sie beruhte einfach auf der Kenntnis des Marxismus und des sowjetischen Imperialismus. „Die Vereinigten Staaten", fuhr der Sprecher fort, „sind genau über die Terrormaßnahmen informiert, welche die Sowjets in dem Gebiet eingeführt haben, das Rußland kürzlich besetzt hat. Jeder, der diese Maßnahmen unterstützt, macht sich dadurch mitschuldig an diesem Überfall auf die Zivilisation." Doch die Regierung Roosevelt wischte damals alles, was aus Berlin kam, als Nazi-Propaganda verächtlich beiseite, gleichgültig ob es Wahres enthielt oder nicht.

Auf diese Weise wurde der 31. Juli 1941 zu einem denkwürdigen Tage für die Sowjetunion, denn die Versprechungen, die Franklin D. Roosevelt als Präsident der Vereinigten Staaten den Vertretern der Roten Armee in Washington, und Harry Hopkins, sein Sprachrohr, Stalin selbst in Moskau gaben, bürgten praktisch dafür, daß man die Sowjetunion zu einer riesigen Militärmacht ausbauen werde. Natürlich erfuhr der amerikanische Durchschnittsbürger kaum etwas von dem, was geschah. Doch sein Widerstand gegen die Idee einer Beteiligung am Kriege, dessen Ziele ihm bestenfalls unklar waren, wurde allmählich unterhöhlt — dafür sorgte Mr. Roosevelt persönlich.

So konnte sich beispielsweise am selben Tage, an dem der Präsident die russischen Generale empfing, die amerikanischen Zeitungsleser an Berichten über den Besuch eines gewissen Alvin York im Weißen Haus erfreuen, der am Tage zuvor stattgefunden hatte. Die Hollywooder Filmproduzentenclique, enge politische Verbündete des Präsidenten, die seinen heimlichen Wunsch hinsichtlich einer bewaffneten Intervention Amerikas teilten[81], hatten den schon fast vergessenen Mr. York, einen „Helden" aus dem Ersten Weltkriege, wieder ausgegraben und einen Film mit dem Titel „Feldwebel York" hergestellt. Es war ein geschickt aufgezogenes Stück Hurrapatriotismus, so recht geeignet, in manch

einem abenteuerlustigen jungen Mann das Verlangen zu wecken, ein Gewehr in die Hand zu nehmen und selbst auch ein Held zu werden. Präsident Roosevelt ließ sich Mr. York ins Weiße Haus bringen, wo er beim Surren der Kinokameras Reklame für den neuen Film machte und zu Mr. York sagte, er hoffe, er werde viel dazu beitragen, „unser Volk wachzurütteln". Diese Gratisanpreisung eines Filmes durch den Präsidenten stand dann gerade im richtigen Augenblick in den Zeitungen.

Nachdem die Generale Golikow und Respin mit dem sowjetischen Botschafter das Weiße Haus verlassen hatten, traf etwas später am Tage noch ein anderer ausländischer Besucher zu einer Besprechung mit dem Präsidenten ein — der englische Botschafter Lord Halifax. Selbstverständlich gehörte es zu den vordringlichsten Aufgaben dieses verbindlichen Diplomaten, ein scharfes Auge auf Präsident Roosevelts Stimmungen zu haben, um so oft wie möglich das Tempo der Teilnahme Amerikas am Kriege zu beschleunigen. Roosevelt hatte seinerseits Lord Halifax mit offenen Armen willkommen geheißen und half ihm bereitwillig dabei, die englische Haltung im derzeitigen Ringen um die Weltmacht so harmlos wie möglich hinzustellen. Das erforderte natürlich dann und wann kleine Retuschen des historischen Bildes, in denen Mr. Roosevelt ja Spezialist war. So sprach er gern von Lord Halifax' Heimatland als einer „friedliebenden Nation", obwohl seit Entstehung eines englischen Nationalgefühles im 11. Jahrhundert die tapferen Briten keine Generation hatten vorübergehen lassen, ohne irgendwo fern von ihrem eigenen Boden einen Krieg zu führen.

Lord Halifax kam an diesem Tage nicht mit leeren Händen. Als Geschenke brachte er dem Präsidenten sein — Roosevelts — Porträt, gemalt von Frank Salisbury, mit, eine goldene Medaille der *Royal Society of Arts,* die ihm ihr Präsident, der Herzog von Connaught, verliehen hatte, und ein Diplom der Universität Oxford, auf dem sie bescheinigte, daß sie Mr. Roosevelt zum Doctor honoris causa des Bürgerlichen Rechtes ernannt hatte.

Der englische Botschafter blieb etwa eine Stunde beim Präsidenten. Wahrscheinlich sprachen sie über Mr. Roosevelts bevorstehende Begegnung mit Premierminister Churchill. Doch war dies noch ein streng gehütetes Geheimnis. Sie haben auch ziemlich sicher über Japan gesprochen. Was sie darüber sagten, ist natürlich nicht veröffentlicht worden, und Lord Halifax sprach sich nach Verlassen des Weißen Hauses auch nicht sehr deutlich darüber aus. Er sagte lediglich, die Vermutung sei richtig, daß bei der Besprechung auch die Entwicklung im Fernen Osten berührt worden sei. Und als er gefragt wurde, ob weitere Maßnahmen geplant seien, erwiderte er: „Nicht allzu viel. Wir haben verschiedene Möglichkeiten erörtert."

„Möglichkeiten" wofür? Für die Förderung freundschaftlicher Bezie-

hungen zur japanischen Regierung, an deren Spitze damals Fürst Konoye stand? Oder für die Aufstachelung Japans zu irgendeinem Verzweiflungsakt, der zum Kriege mit England und den Vereinigten Staaten führen sollte? Oder die Möglichkeit, der japanischen Kriegspartei durch neue feindselige Maßnahmen in die Hände zu spielen, um das Kabinett Konoye zu stürzen und General Tojo mit seinen Militaristen an die Macht zu bringen? Oder dem gewissenhaften Joseph C. Grew, dem amerikanischen Botschafter in Tokio, das Wasser abzugraben, der glaubte — oder hoffte —, daß seine Regierung wirklich den Frieden wünschte? Oder eine Möglichkeit, in den Augen des japanischen Volkes die gemäßigten Führer lächerlich zu machen, von denen bekannt war, daß sie eine Lösung der festgefahrenen Lage in China und ein Freikommen von dem dreiseitigen Vertrag mit den Achsenmächten wünschten? Oder die Japaner zu zwingen, von ihren kleinen Inseln nach reicheren Ländern weiter im Süden zu ziehen, um sich mit Waffengewalt Öl, Zinn, Gummi und Reis zu verschaffen, wie es die Engländer, Holländer und Franzosen ja früher auch gemacht hatten?

Die Unterstellung dieser Gesprächsthemen beruht nicht etwa auf reiner Phantasie. Denn erstens wollte ja Präsident Roosevelt den Krieg[82]. Und die Engländer, die bereits in Europa Krieg führten, wünschten sicher nichts sehnlicher, als die Amerikaner an ihrer Seite zu sehen. Der Ferne Osten war die Hintertür dazu. Denn wenn die Vereinigten Staaten mit Japan aneinander gerieten, würden sie auch in den Malstrom in Europa hineingezogen werden. Das war leicht vorauszusehen — und genauso geschah es dann auch.

Zweitens lagen geheime Kriegspläne bereits in allen Einzelheiten vor. Englische und amerikanische Heeres- und Marinefachleute — in Zivil, um dem Volk zu verheimlichen, daß die Vereinigten Staaten insgeheim ein Militärbündnis eingingen — hatten sie schon vor einigen Monaten in Washington und Singapore entworfen. All dies kam freilich erst fünf Jahre danach bei den Verhandlungen des Gemeinsamen Kongreßausschusses zur Untersuchung des Angriffes auf Pearl Harbour ans Licht[83].

Drittens hatte Präsident Roosevelt erst kürzlich eine Reihe stark provozierender Maßnahmen angeordnet, die so gut wie sicher zum Kriege mit Japan führen mußten. Der Panamakanal war für japanische Schiffe gesperrt und Japan die Ölzufuhr abgeschnitten worden[84].

Der Präsident scheute sich nicht, einen Umweg zu seinem Ziel einzuschlagen, wenn der direkte Weg ihm versperrt wurde. Im Laufe des Frühsommers 1941 hatte ihn sein Kriegsminister Henry L. Stimson, der sich bewußt war, daß in einer Demokratie das Volk ein Recht auf Offenheit von seiten seiner Staatsbeamten hat, noch wiederholt gedrängt, seine Absicht, in den Krieg in Europa einzugreifen, klar und deutlich auszusprechen; aber jetzt im Juli kam er zu der Überzeugung, daß

politische Rücksichten auf das, was für das Volk „schmackhaft" war, den Präsidenten so fest „an seinen eigenen, mehr allmählichen Kurs banden, daß ihn nichts davon abbringen konnte[85]." Offenbar war Stimson, der niemals für ein öffentliches Amt gewählt worden war, seinem ganzen Wesen nach überhaupt nicht fähig, die Methoden eines so virtuosen Politikers wie Franklin D. Roosevelt zu verstehen. Dieser hatte bei seiner dritten Wahlkampagne um das Amt des Präsidenten nicht durch seine Offenheit gesiegt, und er würde es auch beim vierten Mal nicht.

Bei Roosevelts Machenschaften, um die Vereinigten Staaten in den Krieg in Europa zu verwickeln, hatte sich herausgestellt, daß Hitler nicht recht mitzog. Das Leih-Pacht-Gesetz, das der Präsident im März durch den Kongreß hindurchgepeitscht hatte, verletzte bereits alle Neutralitätsbegriffe und Vorschriften des Völkerrechtes seit den Zeiten seines Begründers Hugo Grotius in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts — einschließlich der Haager Konventionen. Dann hatte Roosevelt am 21. April Einheiten der Atlantikflotte angewiesen, deutsche und italienische Kriegs- und Handelsschiffe sowie Flugzeuge zu „verfolgen" und ihre Bewegungen alle vier Stunden den englischen Kriegsschiffen und Flugzeugen in offener Sprache durch Funk mitzuteilen[86]. Dies waren nur zwei aus einer ganzen Reihe von Schritten, die er unternommen hatte, um die Vereinigten Staaten praktisch zu einer kriegführenden Nation zu machen, auch wenn sie es noch nicht offiziell waren. Er führte sozusagen einen nicht erklärten Krieg. Mit Recht schrieb daher der amerikanische Admiral Stark in einem Privatbrief vier Wochen vor Pearl Harbour: „Ob das Volk es weiß oder nicht, wir befinden uns mitten im Kriege[87]." Mit einem Wort, Roosevelt hatte dem Nazi-Diktator den Fehdehandschuh hingeworfen, doch der hatte ihn nicht aufgehoben. Obwohl amerikanische Kriegsschiffe den Atlantik durchpflügten und den Engländern halfen, wo sie nur konnten, und obwohl die ganze Haltung der Regierung Roosevelt so feindselig war, daß Churchill am 21. Juli im Unterhaus sagen konnte, die Vereinigten Staaten ständen „auf der Schwelle des Krieges", vermieden es die Deutschen sorgfältig, Roosevelt den Gefallen zu tun, daß er ausreichende Gründe bekam, den Kongreß um die Kriegserklärung zu bitten.

Als amerikanische Truppen nach Island geschickt wurden, um die dort stationierten fünfzehntausend englischen Soldaten abzulösen, gab man sich in Regierungskreisen schon der Hoffnung hin, Hitler werde dies als den letzten Tropfen ansehen, der das Faß zum Überlaufen brachte. Als Roosevelt am 7. Juli — nachdem Senator Burton K. Wheeler ihm lange genug zugesetzt hatte, er solle die Erklärung abgeben — diese Truppenverlegung endlich dem Kongreß mitteilte, tat er so, als handle es sich lediglich um eine Maßnahme zum Schutz der westlichen Hemisphäre, da er, wie Stimson uns mitteilt, der Meinung war, „dies sei für das Volk ein

schmackhafteres Argument“[88]. Indessen schrieb Admiral Stark, der Chef der Seekriegsleitung, am 31. Juli einen Brief an Captain (später Admiral) Charles M. Cooke jr., in dem er in der bei der Marine üblichen geraden Art sagte: „Die Lage auf Island wird vielleicht zu einem Zwischenfall führen . . . ob wir einen ‚Zwischenfall‘ bekommen werden oder nicht, weiß ich nicht. Das kann nur Hitler beantworten[89].“

Wie sich herausstellte, steuerte jedoch Hitler weiter seinen vorsichtigen Kurs. Seinen U-Booten befahl er, wenn irgend möglich amerikanischen Schiffen fernzubleiben[90]. „Sie gehen uns offensichtlich aus dem Wege“, sagte der Marineminister Knox am 16. August. Zwar wurde der amerikanische Zerstörer *Greer* am 4. September durch Torpedos versenkt, jedoch stand dabei durchaus nicht fest, ob die *Greer* oder das deutsche U-Boot der Angreifer war[91]. Daher konnte der Präsident diesen Fall nicht im Kongreß als Kriegsgrund vorbringen, wenn er nicht riskieren wollte, damit abgewiesen zu werden. Tatsächlich lehnte das Marineministerium es ab, das Logbuch der *Greer* dem Senat zur Einsicht zu überlassen[92].

Indessen setzte Mr. Roosevelt jedoch nicht nur auf ein Pferd. Wollten die Deutschen nicht die Vereinigten Staaten angreifen, so konnte man vielleicht die Japaner dazu bringen. In den unruhigen Gewässern des Fernen Ostens gab es viele „Möglichkeiten“, um ein Wort aus Lord Halifax's geheimnisvoller Äußerung der Presse gegenüber am 31. Juli zu benützen. Hatte Roosevelt ihm etwa schon erzählt, daß die Marine ihn gewarnt hätte, das Öl-Embargo würde Japan zum Kriege zwingen? Wenn sie überhaupt über den Fernen Osten sprachen — und Lord Halifax hatte es ja gesagt —, so müssen sie eigentlich auch dies behandelt haben, denn es war in der gegenwärtigen Lage das wirksamste Mittel, und man kann sich kaum vorstellen, daß der sonst so gesprächige Mr. Roosevelt diese Mitteilung über eine Sache, die in ihrer beider Interesse lag, seinem Besucher verschwieg. Damals war es nichts Ungewöhnliches, daß Nachrichten, die man — meist aus innerpolitischen Gründen — vor dem amerikanischen Volk sorgfältig geheimhielt, freimütig hochgestellten Engländern zukommen ließ.

Der Chef der Planungsabteilung des Marineministeriums, Admiral Richmond K. Turner, hatte — mit Unterstützung des Chefs der Seekriegsleitung, Admiral Stark — für das Außenministerium und den Präsidenten eine Untersuchung über die voraussichtlichen Auswirkungen eines solchen Embargos angestellt. Sein vom 22. Juli datierter Bericht, der die amtliche Ansicht der Marine darüber enthielt, ob es ratsam sei, Japan die Ölzufuhr abzuschneiden, stellte fest, daß dies „wahrscheinlich ziemlich bald zu einem Angriff Japans auf Malaya und Niederländisch Indien führen und sofort in Japan eine schwere psychologische Rückwirkung gegen die Vereinigten Staaten auslösen“ werde, und daß

Japan wohl bestimmt, wenn es Maßnahmen gegen die Engländer und Holländer ergriff, auch gegen die Philippinen militärisch vorgehen werde, was Amerika unmittelbar in einen Krieg im Pazifik verwickeln würde. Anschließend empfahl daher der Bericht, „den Handel mit Japan zurzeit nicht zu verbieten“[93].

Selbstverständlich befolgte Roosevelt, der ganz andere Ziele als die Erhaltung des Friedens im Sinn hatte, diesen Rat nicht. Schon drei Tage darauf, am 25. Juli, erließ er von Hyde Park aus eine Verordnung, durch die alle japanischen Guthaben in den Vereinigten Staaten eingefroren und der Handel zwischen den beiden Ländern praktisch verboten wurde[94]. Die englische und die holländische Exilregierung in England schlossen sich dem Verbot natürlich an. Damit war Japan, das wegen seiner Rohstoffarmut Handel treiben mußte, um leben zu können, mit dem Rücken gegen die Wand gedrängt. Ob das Untersuchungsergebnis der Marine diesen Entschluß Roosevelts ausgelöst hat oder nicht, bleibt der Vermutung überlassen, doch soviel ist sicher, daß er das Embargo prompt anordnete, als die Marine ihm davon abriet.

Der Öffentlichkeit gegenüber wurde die Maßnahme fälschlich als ein Versuch dargestellt, Japan von seinen Angriffsabsichten abzuschrecken. Die amtliche Schlußfolgerung der Marine, daß sie das Gegenteil bewirken werde, wurde geheimgehalten. Die Wahrheit kam erst nach fünf Jahren bei den Verhandlungen des „Gemeinsamen Kongreßausschusses zur Untersuchung des Angriffs auf Pearl Harbour“ an den Tag, als Admiral Stark, der zur Zeit der Anordnung der Handelssperre der höchste Marineoffizier in Washington war, offen zugab, daß bei allen Spitzenbehörden des Landes Klarheit darüber bestanden habe, daß dies letztlich Krieg bedeute. Stark erhob gegen die Japaner nicht einmal einen Vorwurf. Er habe, sagte er, als Roosevelt Japan die Ölzufuhr abschnitt, gedacht: „Wär' ich ein Japs', dann wüßt' ich, was ich täte. Ich holte mir das Öl, wo ich es finden könnte.“ Bei den Verhandlungen im Kongreß im Jahre 1946 stellte ihm Senator Ferguson die Frage: „Haben Sie nicht bezüglich der Ölfrage und Ihrer Ansicht über Japans Reaktion darauf vor dem Marinekriegsgericht ausgesagt, Sie hätten nach Erlaß der wirtschaftlichen Sanktionen gegen Japan im Sommer 1941 erklärt, daß Japan einfach hingehen und sich das Öl holen würde?“

„Ja“, erwiderte Admiral Stark, „das habe ich erklärt, und ich habe auch im Außenministerium, wenn ich mich recht erinnere, erklärt, wenn man die Wirtschaft Japans vollkommen stillege, seinen Handel und sein normales Friedensleben abdrossele, indem man ihm die Ölzufuhr abschneidet, so sei es für einen Japsen das Natürlichste auf der Welt, wenn er sagte, ‚Na, dann geh ich eben hin und hol's mir‘[95].“

Präsident Roosevelt und Lord Halifax wußten ebenso gut wie Admiral Stark, was das Natürlichste auf der Welt „für einen Japsen“ war. Als

daher am 31. Juli der hochgewachsene, kluge Botschafter Seiner Britischen Majestät mit einem Porträt und anderen hübschen Geschenken unterm Arm den Präsidenten im Weißen Haus aufsuchte, kann man wohl annehmen, daß die von ihnen erörterten „verschiedenen Möglichkeiten" ausgesprochen kriegerischer Art waren.

Damit der Druck auf Japan auch bestimmt stark genug war, unternahm Mr. Roosevelt noch weitere Schritte. Zweifellos wurde er dazu besonders durch den Gedanken angefeuert, Japan werde nicht die russische Flanke in Sibirien bedrohen können, wenn es an anderer Stelle beschäftigt sei; denn die Unverletzlichkeit der Sowjetunion lag diesem Mann, der sich später mit eisiger Miene an der Zerstückelung von mindestens sechs souveränen Staaten beteiligte, stets am meisten am Herzen. Seine Besucher, die russischen Generäle und der englische Botschafter, hatten sich denn auch kaum verabschiedet, da warf der Löwe sein Haupt zurück und brüllte erneut drohend nach Japan hinüber: er unterschrieb eine Verordnung, durch die eine Regierungsdienststelle für den Wirtschaftskrieg mit der euphemistischen Bezeichnung „Wirtschafts-Verteidigungsamt" geschaffen wurde, und ernannte Henry A. Wallace zu deren Leiter. Gleichzeitig wurde bekannt, daß Regierungsbeamte zusätzlich eine „Schwarze Liste" von einigen hundert meist japanischen Firmen aufgestellt hatten, die in Lateinamerika geschäftlich tätig waren[96].

Am nächsten Tage ordnete er eine weitere Verschärfung des Benzin- und Öl-Embargos an. Nach Äußerungen von Fachleuten des Ölhandels wurde Japan durch das Verbot schwer geschädigt[97]. Das bestätigte die von der Marine dem Präsidenten gegebene Warnung, daß Japan sich gezwungen sehen werde, durch offenen Krieg zu Öl zu kommen, doch Mr. Roosevelt tat weiter so, als sei er emsig bestrebt, einer Aggression Japans vorzubeugen; dabei konnte er weitgehend auf selbstgefällige Zustimmung der Öffentlichkeit rechnen und brauchte sich politisch keine Sorgen zu machen, da das Volk ja nicht wußte, daß er den Rat der Marine in den Wind geschlagen hatte. In unverminderter Angriffslust gab er ferner seinem „Amt für Produktionslenkung" Anweisung, die Verarbeitung von Rohseide für den Zivilbedarf einzustellen. Damit hörte die Fabrikation von seidenen Strümpfen, Kleiderstoffen, Krawatten usw. schlagartig auf[98], und da Japan der größte Rohseidenexporteur der Welt und die Vereinigten Staaten seit Jahren sein Hauptabnehmer waren, traf dieser Schlag Japan schwer. Man sieht, wenn es darum ging, einen internationalen Konflikt herbeizuführen, war Mr. Roosevelt ebenso wendig und geschickt wie bei der Verschleierung drohender Folgen vor den Augen der Öffentlichkeit.

Die Japaner hatten Truppen in den Südteil von Indochina verlegt und dort mit Einverständnis der französischen Vichy-Regierung Flugplätze und militärische Stützpunkte angelegt. Indochina war eine französische

Kolonie, auf die der russische Koloß schon seit langem habgierige Blicke warf, ebenso wie auf das eigentliche China. 1930 war an der Grenze von Jünnan ein von Kommunisten angefachter, blutiger Aufstand ausgebrochen, und die sowjetische Propaganda hatte auch während der ganzen folgenden zehn Jahre die Annamiten weiter aufgehetzt. Eine Analogie zwischen der Verlegung amerikanischer Truppen nach der mit Dänemark in Personalunion verbundenen Insel Island und dem Einmarsch japanischer Truppen in das französische Indochina wird von vielen Leuten spöttisch abgelehnt. Aber daß sich die Japaner als Asiaten ernstlich für den künftigen Status Südostasien interessierten, ist wohl kaum verwunderlich. Auch wird später kein Kenner der Probleme des Fernen Ostens darüber erstaunt gewesen sein, daß nach dem zwangsweisen Abzug der Japaner viele Jahre lang Krieg und blutiges Durcheinander in Indochina herrschten und schließlich amerikanische Flugzeuge und Kanonen dort eingesetzt werden mußten, um einen Feind in Schach zu halten, der viel unheimlicher war als die Japaner.

Doch Franklin D. Roosevelt hielt unerschütterlich an seinem Ziele fest, jeden Einfluß der Japaner auf dem reichen asiatischen Festland auszutilgen. Während die Engländer behaglich in Hongkong, Malaya und Burma saßen, während Frankreichs dekadenter Kolonialismus mit zusehends schwächer werdenden Händen die Reisfelder und Gummiplantagen in Indochina festzuhalten suchte, während der Kreml Mao Tsetung und andere chinesische Günstlinge gastlich aufnahm und dazu erzog, die sowjetische „Blaupause“ für die Eroberung ganz Chinas und Koreas sowie der üppigen Länder im Süden für den Kommunismus zu verwirklichen, wurde Japan vom amerikanischen Präsidenten und seinem Außenminister Cordell Hull mit scheinheiligen Moralpredigten abgespeist. Nach deren Reden bekam man fast den Eindruck, hätte Japan nicht von seiner „Großasiatischen Prosperitätssphäre“ geträumt, so hätten all die Kriegsherren, Räuber, von den Sowjets unterstützten Revolutionäre und Kommunisten ihre blutigen Schwerter in die Scheide gesteckt, und Friede und Freundschaft hätten von Singapore und Batavia bis nach Charbin geherrscht. Man hätte wirklich denken können, Gewalttat und Ausbeutung hätten im Fernen Osten erst mit den Japanern begonnen und würden auch erst mit ihnen zu Ende gehen.

Da der „Mangel an Wirklichkeitssinn“ — wie sie es nannten — in der Einstellung Roosevelts und Cordell Hulls ihnen immer wieder neue Rätsel aufgab, schwankten sie zwischen versöhnlichem und grobem Auftreten, zwischen liebenswürdiger Höflichkeit und Ausbrüchen des Ärgers. Tatsächlich schwebte ihnen die Schaffung eines größeren Japans vor. Denn von ihren kleinen, übervölkerten Inseln sahen diese tatkräftigen Menschen über das Japanische, das Gelbe und das Südchinesische Meer und erblickten auf der anderen Seite überall die Rohstoffe, die sie

brauchten, nicht nur, um das zu erreichen, was ihnen als ein angemessenes Leben erschien, sondern einfach, um satt zu werden.

Doch bestand Grund zu der Hoffnung, daß es gelingen würde, sie von dem Weg mutwilliger Aggression abzubringen. Diese Hoffnung hatte sich gerade eine Woche, bevor Präsident Roosevelt gegen den Rat der Marine den Handel mit Japan verbot, noch verstärkt. Am 18. Juli hatte eine Spaltung im japanischen Kabinett zum Rücktritt des Außenministers Matsuoka geführt, des Verfechters einer engen Zusammenarbeit mit Deutschland. An seine Stelle war Admiral Teijiro Tojoda getreten, der als gemäßigt bekannt war[99]. Neuer Stellvertreter des Premierministers wurde Baron Hiranuma, der schon einen Vorstoß gegen die heimliche Betätigung der Deutschen in Japan unternommen hatte[100]. Doch Präsident Roosevelt freute sich nicht über diese Veränderungen — er wurde nur noch abweisender.

Dann gab sich der amerikanische Botschafter in Tokio, Joseph C. Grew, die größte Mühe, eine Aussprache zwischen dem japanischen Premierminister Fürst Konoye und Präsident Roosevelt in Hawaii oder Alaska zustandezubringen. Fürst Konoye wünschte die Begegnung dringend; Mr. Grew, der bereits seit neun Jahren auf seinem Posten war und die japanische Denkungsart und Politik genau kannte, hielt sie für den besten Weg zu einer Verständigung. Doch auch seine Bemühungen mußten verständlicherweise scheitern. Präsident Roosevelt fegte sie mit einer Starrköpfigkeit beiseite, die nur möglich war, weil das amerikanische Volk von dem Angebot nichts wußte.

Botschafter Grew sandte darauf einen Funkspruch mit geradezu flehentlichen Bitten über den Stillen Ozean — es war der enttäuschte Aufschrei eines verantwortungsbewußten, redlichen Dieners seines Volkes. Er war der festen Überzeugung, daß „eine vollständige Wiederherstellung des früheren guten Verhältnisses zwischen Japan und den Vereinigten Staaten“ zustandegebracht werden konnte, wenn Amerika nur „diese günstige Gelegenheit benützen wollte“. Doch das amerikanische Volk hörte sein Flehen nicht, da es nach diplomatischem Brauch in einem langen, chiffrierten Telegramm an Außenminister Hull übermittelt wurde. Mr. Grew warnte darin davor, daß ein weiteres Beharren des Präsidenten auf seinen Forderungen die Japaner zu der Überzeugung bringen werde, „daß die Vereinigten Staaten nur Zeit gewinnen wollen“, und die Entwicklung zu dem Sturz der Regierung Konoye führen werde, die nach dem festen Glauben von Botschafter Grew zu großen Konzessionen für eine friedliche Lösung bereit war[101].

Dieser Hinweis entging dem listigen Mann im Weißen Hause nicht, doch bewirkte er genau das Gegenteil von dem, was Botschafter Grew damit bezweckt hatte. Als Mr. Roosevelt von einem so sachkundigen Ratgeber auf die Folgen weiterer Hindernisse von seiner Seite aufmerk-

sam gemacht wurde, ging er in seinem Hochmut mit seinen Forderungen noch weiter. Er wollte sich mit dem japanischen Premierminister nur treffen, wenn dieser sich allen seinen Bedingungen im voraus unterwarf. Diese Bedingung konnte, wie Roosevelt recht gut wußte, kein Regierungschef eines fernöstlichen Staates annehmen, besonders wenn er einer heiklen innerpolitischen Spaltung Rechnung tragen mußte.

Nach Cordell Hulls Worten lehnte es Roosevelt ab, sich mit dem japanischen Premierminister zu treffen, „ohne vorher zu einer befriedigenden Vereinbarung gelangt zu sein"[102]. Aber diese Vereinbarung sollte ja gerade bei der Zusammenkunft getroffen werden — sie war das Ziel, aber nicht die Voraussetzung dafür. Grew gab sich die größte Mühe, auf dieses Dilemma hinzuweisen — als ob sich Roosevelt, der es doch erdacht hatte, nicht völlig klar darüber gewesen wäre. Die Sinnwidrigkeit der Forderung wurde noch durch Cordell Hulls Mitteilungen an die Japaner unterstrichen, die solche Meisterstücke des Widerspruchs in sich waren, daß die Empfänger unmöglich erkennen konnten, was für Forderungen sie eigentlich zustimmen sollten[103]. Die Absicht war jedoch im großen und ganzen klar: Japan sollte für immer auf die Stufe einer Macht dritten Ranges verwiesen werden; für die Lebensmittelversorgung seiner achtzig Millionen Menschen sollte es auf die Bereitschaft bestimmter Länder, mit ihm Handel zu treiben, angewiesen sein und auf dem Umweg über das vom Bürgerkrieg und durch kommunistische Durchdringung in ein Chaos gestürzte China den wohlbekannten und gefürchteten Bestrebungen der Sowjetunion ausgeliefert werden. Alles, was an diese Forderungen nicht herankam, lehnte der Präsident rundweg ab.

Trotzdem bettelte Fürst Konoye fast darum, mit Präsident Roosevelt sprechen zu können, um zu versuchen, den Frieden zu erhalten. Als seine Bitte wiederholt unbeachtet blieb, traten die von Botschafter Grew vorhergesagten Folgen ein: das Kabinett Konoye wurde gestürzt, und damit schwand die einzige Hoffnung auf Frieden dahin. Eine Militärdiktatur unter General Hideki Tojo nahm die Zügel in Japan in die Hand. Das amerikanische Volk erfuhr zwar, daß Konoye gestürzt worden war, wußte aber nicht, wer ihn gestoßen hatte.

In seinen Memoiren erwähnt Cordell Hull das lange, von tiefer Sorge erfüllte Telegramm von Botschafter Grew überhaupt nicht, obwohl sich aus ihm wichtigste zeitgeschichtliche Rückschlüsse ergeben. Dies war nicht etwa ein Versehen von Hull, denn er widmet ein ganzes Kapitel der „Begegnung zwischen Roosevelt und Konoye", die niemals stattfand. Der historischen Vollständigkeit macht er nur insofern ein Zugeständnis, als er widerwillig erwähnt, daß Grew die Begegnung „empfohlen" hat, fügt dann aber eilig hinzu, Grew „konnte die allgemeine Lage in der Welt nicht so gut beurteilen wie wir in Washington"[104]. Joseph C. Grew hatte jedoch als Berufsdiplomat in internationalen Fragen viel größere

Erfahrung als der etwas provinziell gebliebene frühere Senator aus Tennessee, dem Roosevelt erst in späteren Jahren Amt und Titel, aber keine wirkliche Autorität verliehen hatte und den ein Mann wie Harry Hopkins praktisch ignorierte. Das einzige — freilich Entscheidende —, was Botschafter Grew nicht wußte, war der Umstand, daß Franklin D. Roosevelt den Frieden ja gar nicht wollte, sondern den Krieg. Hätte Hull Grews Telegramm in seine Memoiren aufgenommen, so hätte es den ganzen Wortschwall Lügen gestraft, mit dem er sich reinzuwaschen suchte.

Auch die meisten anderen Verfechter Roosevelt'scher Diplomatie aus jener Zeit vermeiden aus naheliegenden Gründen jede Erwähnung des Telegrammes. Es ist ihnen zu peinlich — könnte es doch zum Nachdenken darüber anregen, was wohl eingetreten wäre, hätte ein anderer im Weißen Haus gesessen. Eine Ausnahme macht der unermüdliche Rooseveltverehrer, Professor Basil Rauch von der Columbia-Universität. In seinem Buch „Roosevelt, von München bis Pearl Harbour"[105] wagt er es, den schwierigen Punkt geradenwegs anzugehen. Wenn man bedenkt, daß Professor Rauchs erstes größeres historisches Werk eine fast verzückte „Geschichte des *New Deal*" war, so versteht man, daß er auch in diesem Fall zur alten Fahne hält. Seine Erklärung hat zum mindesten den Vorzug der Geradheit und Offenheit. Botschafter Grew, sagt er, habe Unrecht gehabt. Die Begegnung zwischen Roosevelt und Konoye wäre zwecklos gewesen, da vorhergehende Mitteilungen der Japaner den amerikanischen Bedingungen nicht ganz entsprochen hätten.

Aber Grew war ja gerade überzeugt — und hat das in seinem Telegramm, das Hull weggelassen hat, klar zum Ausdruck gebracht —, daß Konoye bei einer persönlichen Aussprache mit dem amerikanischen Präsidenten viel weiter gehen konnte als in amtlichen Mitteilungen. Da die Entscheidung über Krieg und Frieden an einem seidenen Faden hing, hätte Präsident Roosevelt daher mindestens versuchen sollen, durch mündliche Verhandlungen mit dem japanischen Premierminister den Frieden zu erhalten. Um diesen auf der Hand liegenden Einwurf zu parieren, kommt auf einmal Professor Rauch aus heiterem Himmel mit der Ausrede, Roosevelt wäre wortbrüchig geworden, „hätte er es dann abgelehnt, ein Abkommen mit Konoye zu unterschreiben, das praktisch die Vereinigten Staaten zum Mithelfer Japans bei seiner Aggression gemacht hätte"[106]. Nun, selbst Roosevelt hätte nicht an so etwas gedacht, geschweige denn Cordell Hull; aber Professor Rauch findet es offenbar beruhigend.

„Tatsachen", sagt Huxley, „hören nicht auf zu bestehen, weil man sie nicht wahrhaben will." Daß Franklin D. Roosevelt den Krieg wollte, ihn förderte und geradezu herausforderte, kann heute nicht mehr ernstlich bestritten werden. Die Lebenserinnerungen von Jesse Jones, der in dieser

Zeit in Roosevelts Kabinett saß und ihn als „Politiker ohne Hemmungen“ bezeichnete, der „darauf erpicht war, am Kampf teilzunehmen“, um weiter Präsident zu bleiben[107], bilden nur ein kleines Teilchen des überreichen, dokumentarisch belegten Beweismateriales, das bereits ans Licht gekommen ist und eindeutig zu dieser Schlußfolgerung führt. Nur völlig Verblendete können heute noch leugnen, daß der Historiker der Stanford-Universität, Thomas A. Bailey, ein wahres, freilich erschütterndes Wort aussprach, als er in seinem Buch „Der Mann auf der Straße“ sagte, daß „Roosevelt in der Zeit vor Pearl Harbour das amerikanische Volk wiederholt betrogen hat“[108].

Kehren wir mit unseren Gedanken zu jenem Sommer 1941 zurück, so stellen wir fest, daß am 16. August der japanische Botschafter in Washington, Admiral Nomura, Außenminister Cordell Hull aufsuchte. Diese ganze Unterredung, bei der Nomura erneut für ernsthafte Verhandlungen eintrat, war gekennzeichnet durch die völlig negative Haltung des Ministers. Doch inzwischen hatte Nomura einiges gehört, um sich auch ein Bild zu machen. Noch am selben Tage sandte er an seine Regierung in Tokio ein Telegramm, in dem er zur Beurteilung der Lage folgendes sagte: „Wie ich erfahre, sind die Engländer der Meinung, wenn sie nur einen japanisch-amerikanischen Krieg an der Hintertür auslösen könnten, so bestünde gute Aussicht dafür, die Vereinigten Staaten dazu zu bekommen, daß sie sich auch am Krieg in Europa beteiligen[109].“

Das war keine Propaganda. Das berichtete ein japanischer Diplomat verschlüsselt an seine Vorgesetzten. Oder sah Admiral Nomura vielleicht nur Gespenster? Nun, wir wissen, daß der englische Premierminister hocherfreut war, als der Krieg schließlich mit dem Angriff auf Pearl Harbour an der Hintertür begann. Tatsächlich bekennt Mr. Churchill selbst in seinen Memoiren, daß er „von größter Freude erfüllt“ war[110]. Und zwei Monate darauf verbreitete er sich im Unterhause schmunzelnd darüber, daß die ungeheuren Hilfsquellen und die Macht der Vereinigten Staaten jetzt auf der Seite Englands im Kriege seien, überall und bis zum Ende. Dann gewann wohl einen Augenblick lang seine Begeisterung die Oberhand über seinen guten Geschmack: er machte eine kurze Pause, um seinen nächsten Worten besonderes Gewicht zu geben, und dann teilte er mit einem schelmisch triumphierenden Aufblitzen der Augen und vor Bewegung zitternder Stimme seinen begeisterten Zuhörern vertraulich mit: „Das ist es, wovon ich geträumt, wonach ich gestrebt, wofür ich gearbeitet habe — und jetzt ist es soweit[111].“

Es sieht also doch so aus, als hätten die Gespenster, die Admiral Nomura sah, richtiges Fleisch auf den Knochen gehabt!

Drei Jahre darauf schlüpfte die Katze erneut aus dem englischen Sack, als Hauptmann Oliver Lyttelton, Produktions-Minister in Churchills Kriegskabinett, am 20. Juni 1944 in einer Rede vor der Amerikanischen

Handelskammer in London erklärte, daß „Amerika Japan so provozierte, daß die Japaner gezwungen waren, Pearl Harbour anzugreifen. Es wäre eine Verfälschung der Geschichte, wollte man behaupten, daß Amerika zum Kriege gezwungen wurde“[112]. Ganz in seinem englischen Standpunkt befangen, glaubte Hauptmann Lyttelton wahrscheinlich, seinen amerikanischen Zuhörern etwas Angenehmes zu sagen. Als er später erfuhr, daß er mit einer Wahrheit herausgeplatzt war, die auf der anderen Seite des Atlantik als peinlich empfunden wurde, entschuldigte er sich.

Für Franklin D. Roosevelt bedeutete die Katastrophe von Pearl Harbour am 7. Dezember 1941 eine ungeheure Erfüllung. Seine Frau sah ihn, kurz nachdem er die Nachricht bekommen hatte. Sie erzählt uns, daß er so „heiter“ war wie seit langem nicht[113]. Bei der Kabinettssitzung an diesem Abend fand Frances Perkins ihn „viel ruhiger aussehend“ als sonst. Das ist durchaus verständlich — hatte er doch sein Ziel erreicht! „Sein schreckliches sittliches Problem wurde durch das Ereignis gelöst“, schrieb Miss Perkins[114]. Richtiger hätte sie wohl „politisches“ Problem gesagt, doch sie wollte offenbar ihren Wohltäter schonen. Er brauchte jetzt nichts mehr vorzutäuschen — vielleicht meinte sie dies mit dem Worte „sittlich“. Keine der beiden Damen sagt jedoch, daß er überrascht war, obwohl er in der Öffentlichkeit diesen Eindruck anstrebte. Mrs. Roosevelt ließ sogar später ihre Vorsicht so außer acht, daß sie schrieb: „Wir hatten etwas Derartiges schon seit langem erwartet[115].“ Tatsächlich hatte der amerikanische Nachrichtendienst den japanischen Chiffrecode entschlüsselt[116], und viele Einzelheiten waren bereits vorher bekannt, sogar die genaue Zeit des japanischen Angriffes. Nur die amerikanische Öffentlichkeit wurde davon überrascht; und man ließ sie auch in dem Glauben, daß ihr liebenswerter Präsident, arglos wie ein Kind, sich schon in Hemdsärmeln auf dem Sofa räkelte und sich anschickte, den gemütlichen Sonntag für die Arbeit an seiner Briefmarkensammlung auszunutzen, als plötzlich aus heiterem Himmel der entsetzliche Stoß ihn traf[117].

Einmal hatte der harmlose Briefmarkensammler den japanischen Angriff sogar schon etwas früher erwartet. Am Dienstag, den 25. November, hatte er bei einer Sitzung mit Hull, Knox, Stimson, General Marshall und Admiral Stark bereits prophezeit — ganz geheim, versteht sich! —, daß „vielleicht schon am nächsten Montag“ (1. Dezember) ein Angriff auf die Vereinigten Staaten erfolgen werde[118]. Spätere Nachrichten besagten, daß der Schlag nicht vor dem Wochenende am siebenten kommen werde. Man sollte meinen, wenn einer das wußte, was Mr. Roosevelt offenbar schon am Dienstag, den 25. November, bekannt war, und in einem letzten dramatischen Versuch, den Krieg abzuwenden, einen direkten Apell an Kaiser Hirohito richten wollte, daß er ihn dann sofort,

spätestens noch am gleichen Tage, abgesandt hätte. Doch das tat er nicht. Er wartete damit bis zum 6. Dezember 9 Uhr abends, so daß er sicher sein konnte, daß das Telegramm in Tokio viel zu spät ankommen werde, um noch irgendeine Wirkung zu haben. Es wurde dann auch dem Kaiser erst zwanzig Minuten, ehe die ersten Bomben auf Pearl Harbour fielen, vorgelegt.[119]. Das Telegramm wurde nur abgesandt, „um den Appell aktenkundig zu machen", wie Cordell Hull später einmal sagte[120].

„Für die Akten" war es auch wichtig, daß man Mr. Roosevelt am Sonntag, dem 7. Dezember, gutgelaunt mit seiner Briefmarkensammlung beschäftigt antraf. Denn das Volk nahm natürlich an, daß der Präsident und Oberbefehlshaber der Streitkräfte, hätte er geahnt, daß der Krieg so unmittelbar bevorstand, sich mit etwas dem Lande Nützlicherem beschäftigt hätte. Daher unterstützte der Eindruck der Gelassenheit und einer spielerischen Beschäftigung das Märchen von der Überraschung. Tatsächlich wurde der Tag für den Präsidenten nicht wegen irgendwelcher philatelistischer Fortschritte denkwürdig, sondern als erfolgreicher Abschluß seiner hinterhältigen Bemühungen, die Japaner dahin zu manövrieren, daß sie den ersten Schuß feuerten.

Der Gedanke, daß Japan eines Tages die Hintertür zum Kriege werden könnte, war dem amerikanischen Volk nur sehr verschwommen gegenwärtig. Präsident Roosevelt und die Engländer rechneten dagegen fest damit. Der englische Plan für die Propaganda in den Vereinigten Staaten in diesem Kriege war mit großer Sorgfalt und kühler Überlegung aufgestellt worden. „Im nächsten Kriege wird wie im vorigen der Erfolg wahrscheinlich davon abhängen, wie sich die Vereinigten Staaten verhalten, und ihr Verhalten wird seinerseits die Reaktion ihrer Öffentlichkeit auf eine richtig angewendete Propaganda widerspiegeln." Diese von praktischem Realismus zeugenden Worte stammen aus Sidney Rogersons vielgelesenem Buch *„Propaganda und der nächste Krieg"*, das 1938 mit einer Einführung von Hauptmann Liddell Hart in London erschien[121]. Beide Schriftsteller standen bei diplomatischen und militärischen Kreisen Englands in hohem Ansehen. „Richtig angewendete Propaganda!" Sie waren wirklich offen. Bei wem — oder auf wen — angewendet? Offenbar auf das amerikanische Volk, dessen Empfänglichkeit für englische Schmeicheleien keine unbekannte Größe mehr war, da man sie schon früher ausprobiert hatte[122]. Sidney Rogerson hatte die Schwierigkeit der Aufgabe, die Vereinigten Staaten in den bevorstehenden Krieg hineinzuziehen, nicht unterschätzt, denn allzu viele Amerikaner erinnerten sich noch mit einem bitteren Nachgeschmack des letzten großen Kreuzzuges, zu dem man sie nach Europa gesandt hatte, „um die Welt für die Demokratie zu sichern". Doch er hatte neue Wege entdeckt, um an sie heranzukommen. Zum Beispiel: „Die Lage wird natürlich bedeutend erleichtert, wenn Japan hinein verwickelt würde; denn dies

könnte und würde wahrscheinlich Amerika ohne weitere Umstände dazu bringen, in den Krieg einzutreten." Die Wahl der Worte ist bezeichnend. Die Verwicklung Japans — gemeint ist ein blutiger Zusammenstoß mit Japan — wäre kein Unglück, das man vermeiden müßte; im Gegenteil, sie würde die Lage bedeutend „erleichtern".

Die beiden geschwätzigen, aber gelegentlich weitblickenden Artikelschreiber Drew Pearson und Robert S. Allen hatten in ihrem „Washingtoner Karussell" schon am 24. April 1940 warnend gesagt, wenn die Vereinigten Staaten einmal in den Zweiten Weltkrieg einträten, so würde das „durch die Hintertür zum Pazifik" geschehen. Man hatte das damals nicht ernst genommen, denn die meisten hielten es für sicher, daß der Präsident, der so leidenschaftlich erklärte, „den Krieg zu hassen", es zum mindesten fertig bringen werde, das Land aus einem Kriege mit Japan herauszuhalten.

Präsident Roosevelts Absichten waren jedoch bekanntlich anderer Art. Als Lord Halifax ihn am 31. Juli aufsuchte, war der Kurs der Ereignisse schon „abgesetzt". Mr. Roosevelt wußte dabei genauso gut wie Admiral Stark, „was ein ‚Japs' tun würde, wenn ...". Aber gerade darum tat er von sich aus all jene Dinge, die „einen Japsen" dazu bringen sollten, Dinge zu tun, die er nach dem Bericht der Marine unter diesen Umständen tun würde, nämlich — loszutoben und einen Krieg vom Zaun zu brechen.

So sollten die Vereinigten Staaten in den Krieg schlittern, nicht nur mit Japan, sondern in der ganzen Welt — und wofür? Amerikaner sollten aufgefordert werden, auf vielen Erdteilen und auf allen Weltmeeren ihr Leben hinzugeben. Zu welchem Zweck?

Jeder Krieg muß heilig sein! Seine festgesetzten Ziele dürfen nicht prosaisch sein, besonders wenn seine Entstehung durchaus fragwürdig ist. Sie müssen erhaben, edel, romantisch sein; ein Lehrling der Massenpsychologie weiß das schon, wieviel besser noch ein Meister wie Franklin D. Roosevelt. Er war ein Mann, der das Wichtigste stets zuerst tat, wie er zu sagen pflegte. Und so war denn dies, als es August wurde, seine dringlichste Arbeit. Der Krieg mußte zu einem heiligen Krieg erklärt werden.

KAPITEL 7

Der Volksverführer

Es war nicht leicht, den Krieg zu einem heiligen Krieg zu erklären — oder ihm auch nur eine einigermaßen vertretbare sittliche Begründung zu geben —, wenn man mit dem kommunistischen Rußland verbündet war. Man mußte schon, um einen Ausdruck von Kipling zu gebrauchen, „die Stirn eines Messingaffen" haben, um unter solchen Umständen über „Demokratie gegen totalitäre Regierungsform" oder über „die Bekämpfung des Anti-Christ" zu reden. Sollte doch Amerika bei diesem gewaltigen Unternehmen Arm in Arm mit einer halb-asiatischen Tyrannei auftreten, die bereits ihren unverbesserlichen Hang zu internationalem Piratentum, ihre völlige Mißachtung menschlicher Freiheit und eine Ideologie gezeigt hatte, die unfehlbar zum Atheismus führte.

Doch das brachte Franklin D. Roosevelt nicht in Verlegenheit. Er besaß tatsächlich jene „Stirn eines Messingaffen", und er wußte, daß wir im Zeitalter der Propaganda leben und daß die öffentliche Meinung weitgehend eine Reaktion auf Reize darstellt, die durch die neuen Propagandamittel und Methoden ausgeübt werden. Die Natur hatte ihm einige seltene Gaben auf den Lebensweg mitgegeben, vor allem seinen unwiderstehlichen persönlichen Charme und seine einschmeichelnde Stimme, und er hatte fleißig die kunstvollsten — wenn auch nicht immer vornehmsten — Kniffe und Listen der Politik geübt und weiterentwickelt. Wenn es darum ging, den Menschen Rot als Weiß erscheinen zu lassen, so war bestimmt er derjenige, der das konnte.

In der zweiten Juliwoche des Jahres 1941 war Wendell Willkie im Weißen Hause bei Präsident Roosevelt zum Lunch eingeladen. Willkie war es gelungen, sich zur Präsidentenwahl im Jahre 1940 von den Republikanern als Kandidat aufstellen zu lassen; aber dann, als er bei der Wahl durchgefallen war, hatte er es fertiggebracht, zu den Demokraten überzuwechseln und mit der Behendigkeit eines trainierten Sportlers mit einem großen Satz auf Roosevelts Propagandatribüne zu springen. Noch hatte er nicht sein albernes Schlagwort von der „einen Welt" er-



HOPKINS



Morgenthau

funden, mit dessen Hilfe er die westlichen Völker zu ihrem Unglück auf trügerischen Boden verlocken sollte, doch hatte er sich bereits beim Präsidenten lieb Kind gemacht und war gerade dabei, sich für eine große Reise vorzubereiten, die ihn in der ganzen Welt bekanntmachen sollte. Als er jetzt aus dem Weißen Haus herauskam, strahlte er über das ganze Gesicht.

Zwei Tage vorher hatte der Präsident dem Kongreß mitgeteilt, daß amerikanische Marineeinheiten Island besetzt hatten. Überschwenglich, wie er war, erklärte Willkie den Zeitungsleuten, er sei sogar für amerikanische Stützpunkte in Irland und Schottland. Ein Reporter erinnerte ihn daran, daß man durch Befragungen festgestellt habe, daß eine überwältigende Mehrheit in den Vereinigten Staaten gegen den Krieg sei. Doch Willkie lächelte und meinte, die „Führung" werde am Ende doch recht behalten[123].

Er hatte soeben mit dem Mann geluncht, der die „Führung" übernehmen wollte. Er erzählte indes den Reportern nicht, was sie bei Hammelkoteletts und grünen Bohnen miteinander gesprochen hatten. Aber eine nette Geschichte aus dieser langen Unterhaltung gelangte in die Presse. Roosevelt, sagte Willkie, habe ihm erzählt, seine Freunde rieten ihm, die tüchtigsten Psychologen in den Vereinigten Staaten zu sich zu rufen und sich von ihnen über Mittel und Wege beraten zu lassen, um die öffentliche Meinung zu beeinflussen und zu verbessern. Da habe er — Willkie — lachen müssen und den Präsidenten gefragt, ob er noch nicht von der ersten Begegnung seines entfernten Vetters Theodor Roosevelt mit dem Reklamefachmann Albert Lasker gehört habe. Der Präsident verneinte, worauf Willkie ihm erzählte, wie Teddy über das ganze Gesicht grinsend und die Zähne fletschend Lasker mit ausgestreckten Armen begrüßt und dabei gerufen habe: „Mr. Lasker, wie ich höre, sind Sie der beste und einfallsreichste aller Reklamefachleute in Amerika!" Doch Lasker hatte ihm schlagfertig erwidert: „Es wäre vermessen, wollte das jemand von sich in Ihrer Gegenwart behaupten." „Ebenso", habe er — Willkie — zu seinem Gastgeber gesagt, „würde ich es für vermessen halten, wenn irgendein Psychologe Ihnen Ratschläge erteilen wollte, wie Sie die öffentliche Meinung beeinflussen sollen." Willkie nannte das „Führung". Anderswo nannte man es anders; aber was es auch war, es wurde stets mit voller Maurerkelle dick aufgetragen.

Die Ziele des internationalen Kommunismus unter der Ägide der Sowjetunion lagen sonnenklar auf der Hand. Schon 1936 hatte der amerikanische Botschafter in Moskau nach Washington gekabelt: „Wir sollten uns nicht einen Augenblick lang der Illusion hingeben, daß es möglich sei, wirklich freundschaftliche Beziehungen zur Sowjetregierung, zu irgendeiner kommunistischen Gruppe oder einem einzelnen Kommunisten herzustellen[124]." Dieses Telegramm wurde jedoch vom Außen-

ministerium erst sechzehn Jahre danach, im Mai 1952, veröffentlicht. Die darin liegende Warnung hätte indessen längst jedem zum Bewußtsein gekommen sein müssen, der jemals das Manifest von Karl Marx gelesen hatte. Denn der Giftstoff lag im Kommunismus untrennbar eingebettet; sein übler Geruch warnte, ohne es zu wollen, die Menschheit. Für Illusionen war kein Platz. Daher waren seine amerikanischen Verteidiger und die Hofhistoriker der 50er Jahre, die sich bemühten, Roosevelts Ruf reinzuwaschen, in vielen Fällen entweder die Betörten oder die Pflichtvergessenen der 30er und 40er Jahre.

„Schon lange vor dem Zweiten Weltkrieg war bekannt", wie General Douglas MacArthur uns ins Gedächtnis ruft, „daß die Sowjets planten, die Idee der Freiheit zu unterdrücken und den Kommunismus in der ganzen Welt zu verbreiten, so schnell die Verhältnisse es gestatteten[125]." Im Sommer 1941 waren die Vereinigten Staaten auf Betreiben von Präsident Roosevelt auf dem besten Wege, den Sowjets diese Verhältnisse zu schaffen. Dem Lager des christlichen Westens drohte ein Abfall historischen Ausmaßes, noch schlimmer als Hitlers Pakt mit Stalin im Jahre 1939. Der schwer getroffene Bolschewismus sollte zunächst unter ein amerikanisches Sauerstoffzelt gelegt und gerettet werden, um ihm dann zum Siege zu verhelfen und seine Feinde zu entwaffnen. Der Folgen Herr zu werden, überließ man der nächsten Generation.

Lord Lloyd hat in seinem 1940 mit einem amerikanischen Impressum sowie einem Vorwort und dem offiziellen Segen von keinem Geringeren als Lord Halifax erschienenen Buch „Der Fall England"[126] gesagt, durch den Pakt mit der Sowjetunion sei „Hitler endgültig abtrünnig geworden. Es war ein Verrat an Europa." Er hat ferner gesagt, daß „russische Agenten und russisches Geld in ganz Europa emsig an der Arbeit waren." Der englische Bankier Sir Victor Sassoon, ein Mann von umfassender Weltkenntnis, hatte bei seiner Ankunft in New York Zeitungsleuten gegenüber geäußert, daß „Rußland sich schon sehr bald als der wahre Feind Englands herausstellen werde", und daß auch die Beseitigung Hitlers diese Frage ungelöst lassen werde[127].

Jetzt im Sommer 1941 war Hitler als Mitarbeiter und Bundesgenosse Stalins ausgeschieden, und Franklin D. Roosevelt hatte sich an seiner Stelle angeboten. Das amerikanische Volk erkannte jedoch die historische Bedeutung dieses Vorgangs nicht. Roosevelt lenkte seine Aufmerksamkeit davon ab, indem er nur von Hitler und Mussolini und ihren Verbrechen sprach, und in Asien wurde Tojo als der einzige schlechte Mensch hingestellt. „Praktische Politik", hat Henry Adams gesagt, „besteht darin, daß man die Tatsachen ignoriert."

Aber schon ehe die neue Verlegenheit mit dem russischen Alliierten hinzukam, stieß die Kriegspartei in den Vereinigten Staaten bei ihrer Propaganda auf Schwierigkeiten. Die Leute waren sich nicht recht klar,

worum es bei diesem Kriege überhaupt ging. Hitler und seine Nazis wurden zwar allgemein verabscheut, aber kühle Köpfe gaben zu, daß die internationale, in Versailles begangene Vergewaltigung den Deutschen möglicherweise einige gerechte Gründe zur Klage gegeben hatte. Schließlich waren die Engländer selbst ja keine Anfänger im Spiel um die Macht. Hatte ein Reich, das sich über sechs Erdteile erstreckte, überhaupt noch ein Recht — und besonders ein sittliches Recht —, andere der „Aggression" zu bezichtigen? Bei all ihren Verbeugungen vor internationaler Ethik waren die Engländer und Franzosen vielleicht genau solche Räuber wie die Deutschen. Der einzige Unterschied war zeitlicher Art; sie hatten ihre Ruhm- und Raubgier eben schon früher durch Kriege und Plünderungen befriedigt. Beide hatten im Ersten Weltkrieg weitere Gebiete eingeheimst und beuteten sie auf Grund ihrer Erfahrungen aus, die sie in drei Jahrhunderten des Imperialismus gesammelt hatten. Was konnte Amerika gewinnen, wenn es sich in dieses Ringen um die Macht einmischte?

Die Amerikaner gehen im allgemeinen an Kriege mit einer gewissen Skepsis heran. Schon im April 1937 — genau zwanzig Jahre, nachdem sich die Vereinigten Staaten in einen Krieg gestürzt hatten, „um die Welt für die Demokratie zu sichern" — hatte eine Befragung durch das Gallup-Institut ergeben, daß 71 Prozent der Befragten Amerikas Eintritt in den Ersten Weltkrieg für einen Fehler hielten. Sollten sie noch einmal den trügerischen Engelsstimmen folgen und dadurch womöglich Gefahr laufen, daß ihre Kinder sie in zwanzig Jahren als leichtgläubige Gimpel verlachten? Die Fata Morganas der einen Generation lösen sich vor den kritischen Blicken der nächsten auf. Vielleicht, sagten sie sich, würde dieser Krieg mehr Probleme aufwerfen als lösen, ja, vielleicht würde er sogar zu einem neuen Krieg führen, um die Folgen des jetzigen zu beseitigen.

Diese Meinungen hatten ganz und gar nichts mit einer hitlerfreundlichen Einstellung zu tun. Man konnte sie von den verschiedensten Menschen und Organisationen hören, vom Nationalen Arbeitgeberverband der Industrie bis zu Norman Thomas, dem ständigen Kandidaten der Sozialisten, und von so geachteten Publizisten und Gelehrten wie Harry Elmer Barnes, Stuart Chase, Quincy Howe, Oswald G. Villard, Sidney Hertzberg und C. Hartley Grattan, die alle ebenso erbitterte Gegner des Faschismus wie des Kommunismus waren. Der bekannte Leitartikler Hugh Johnson sprach offen die Meinung vieler aus, wenn er sagte: „Ich kann Hitler nicht leiden und liebe England, aber in einem Weltkriege würde ich keinem von beiden unser Schicksal auch nur einen Augenblick lang anvertrauen[128]."

Diese Männer wiesen natürlich jede Übereinstimmung mit dem zu Hitler haltenden *Amerikadeutschen Volksbund* — wie er sich selbst be-

titelte — weit von sich. Die Mitglieder des Bundes waren die größten Feinde ihrer eigenen Sache. Ihr unpassendes, abgeschmacktes Auftreten stieß fast alle Amerikaner deutscher Herkunft ab, so daß sie die Autorität des Bundes nicht anerkannten. Und dem „Führer" schadeten sie mehr, als sie ihm halfen. Viel mehr nützte der deutschen Sache der Hohepriester des amerikanischen Antisemitismus, Hochwürden Charles E. Coughlin. Zwar fühlten sich die meisten Menschen durch seine rassenkämpferischen Ausfälle abgestoßen, aber seine Spitzen gegen die Alliierten berührten häufig eine empfängliche Stelle. Manchmal schien die Geschichte ihm trotz der unklaren und bildlichen Ausdrücke, mit denen er seine leidenschaftlichen Ergüsse im Rundfunk und in seiner Wochenzeitschrift „Soziale Gerechtigkeit" ausschmückte, unwiderlegbar Recht zu geben. Pater Coughlin erklärte zum Beispiel, daß „das Vordringen des Roten Kommunismus in das christliche Europa eine noch größere Gefahr für die Zivilisation bedeutet als seinerzeit der Aufstieg Hitlers". Schon frühzeitig prophezeite er — was freilich vielen Leuten unwillkommen war — am 23. Oktober 1939 in seiner Zeitschrift: „Niemand heißt Hitlers religiöse Verfolgung noch seinen Pakt mit Stalin gut, aber wenn der Hitlerismus erst einmal vernichtet ist, wird der Kommunismus von Deutschland Besitz ergreifen und an die Tore von Paris und London pochen." Das Verschwinden Hitlers, sagte er, wird Europa keine Ruhe bringen, und er warnte seine Zuhörer davor, sich von den Politikern das Gegenteil vortäuschen zu lassen. Selbstverständlich war er bei den Roosevelt-Anhängern verhaßt, doch dieses Gefühl beruhte auf Gegenseitigkeit.

Die Vereinigten Staaten waren zu einem Tummelplatz einander bekämpfender Propagandisten geworden[129]. Doch auf die Dauer konnten sich die Verfechter der deutschen Sache nicht halten. Die Regierung Roosevelts legte ihnen alle gesetzlich möglichen Hindernisse in den Weg und brachte das ganze Gewicht ihrer eigenen propagandistischen Mittel gegen sie zum Tragen. Außerdem war Adolf Hitler ein allzu unangenehmer Bissen für den amerikanischen Geschmack. Und Mussolini ließ sich nur zu leicht als Operettenfigur lächerlich machen, so daß das grundlegende Dilemma des übervölkerten Italiens daneben verschwand. Einerseits konnten sich die Menschen kein rechtes Bild von der Krankheit Europas machen, die sich in so heftigen Symptomen äußerte, andererseits bemühten sie sich auch nicht sehr um die Diagnose.

Die Engländer und Franzosen sandten ein ganzes Expeditionskorps in die Vereinigten Staaten, das gelobte Land. Seine Truppen drangen in die Salons, die Vortragssäle, die Frauenklubs, die Universitäten, die Fabriken, die Modeschauen, ja selbst in die Bars ein. In der *New York Harald Tribune* beklagte sich Lucius Beebe, er könne nicht einmal mehr „schnell einen kippen", ohne daß irgendein „englischer Sir Soundso von Sowieso"

eine schwungvolle Rede darüber hielt, „was ihr Amerikaner doch verstehen solltet". Ein Bataillon dieser Eindringlinge bestand aus gelehrten Männern, ein anderes aus schönen Frauen. In Hollywood erzielten die englisch-französischen Streitkräfte einige ihrer größten Erfolge mit Stoßtrupps wie Ronald Colman, Sir Cedric Hardwicke, Lawrence Olivier, Vivian Leigh, Charles Laughton und Basil Rathbone in der vordersten Linie. Die Filmstadt war vor lauter pro-alliierter Propaganda in ständiger Erregung. Charles Boyer vermutete man gleich zu Anfang des Krieges schon an der französischen Front, als er auf einmal wieder — mit einem wichtigeren Auftrag! — in New York auftauchte. Auch Eva Curie wurde nach Amerika geschickt. Sie hielt bezaubernde kleine Vorträge über den Frühling in Paris, in die zarte Anspielungen auf die große Politik eingestreut waren. Léon Blums Bruder René kam mit einer Aktenmappe voll Notizen über amerikanische Literatur, Kunst, Geschichte usw. und seinem gallischen Scharfsinn, um die weichen Stellen im Panzer der amerikanischen Neutralität ausfindig zu machen. Mit Alfred Duff Cooper kam seine Frau, Lady Diana Manners, die im *Miracle* die Jungfrau gespielt hatte und die den Reportern erzählte, ihre Reise nach Amerika sei ihr „Beitrag zum Kriege"[130].

All diese Bemühungen hatten indessen nur beschränkten Erfolg. Zu viele Amerikaner waren noch immer nicht von der Heiligkeit der Sache der Alliierten durchdrungen. Man konnte ja nicht einfach alle Tatsachen ableugnen. Schließlich war die Bevölkerung von Danzig *wirklich* zu 99% deutsch[131]; das buntkarierte, von vielen Grenzen durchschnittene Gebiet Mittel- und Südeuropas war *wirklich* „ein wirtschaftlicher Alptraum", wie Hitler es genannt hatte; Franzosen, Engländer, Holländer und Belgier hatten *wirklich* wertvolle Kolonien, während Deutschland keine besaß; der Aufstieg Hitlers und Mussolinis war in gewisser Hinsicht *wirklich* eine Folge des Durcheinanders, der Verzweiflung und der Gewalttaten der Marxisten in Deutschland und Italien. Diese und eine ganze Reihe weiterer nicht zu bestreitender Tatsachen tauchten aus dem Meer gehässiger Schmähreden und abfälliger Bemerkungen immer wieder auf und ließen die Probleme weit schwieriger erscheinen als sie nach Lady Diana Manners' gewinnenden Beweisführungen und den einschmeichelnden Reden des englischen Botschafters waren. Die meisten Amerikaner hätten es allerdings lieber gesehen, wenn die Alliierten siegten, wünschten aber gleichzeitig, daß die Vereinigten Staaten aus dem Kriege herausblieben.

Als Ende Juni 1941 die deutsche Wehrmacht in Rußland einrollte und damit klar wurde, daß man im Fall einer Niederlage Hitlers mit einem Sieg Stalins zu rechnen hatte, verlor die Heiligkeit des Krieges eher noch mehr an Glaubwürdigkeit. Doch da nahm die radikale Arbeiterbewegung, aufgeputscht von den Kommunisten in ihren Reihen, auf einmal

einen Frontwechsel vor und gab ihren Widerstand gegen den Krieg über Nacht auf. Da dem Mutterland des Kommunismus Gefahr drohte, wurde der Krieg für sie zu einem Kreuzzug. Roosevelts Anhänger fieberten vor Verlangen, Rußland zu helfen. In anderen Kreisen war man dagegen skeptischer denn je.

Altpräsident Herbert Hoover warnte, wie schon in anderem Zusammenhang erwähnt, vor „dem schlechten Witz" auf Kosten der Amerikaner und der „ungeheuerlichen Verdrehung der Wahrheit", die er in einem Freiheitskampf Seite an Seite mit Stalin sah[132]. Hiram Johnson wetterte im Senat: „Ich werde niemals dem Grundsatz beipflichten, daß man ein Stalinanhänger werden muß, um ein guter Amerikaner zu sein ... Großer Gott! Sind wir denn schon so tief gesunken, daß wir zwischen zwei Räubern wählen müssen? Dieser Mann war einmal Hitlers Bundesgenosse ... Jetzt versorgen wir ihn mit Waffen, die er vielleicht einmal gegen uns richten wird[133]." Auch Charles A. Lindbergh, dieser ernste, lautere Mann, der seinen Mut und seine Einsatzbereitschaft durch seinen Alleinflug über den Atlantik bewiesen hatte, erhob seine Stimme, um zu prophezeien, was Roosevelts Vorhaben für Folgen haben werde: ein versklavtes, in Unkultur zurückgeworfenes Europa, ein vom Haß zerfressenes Asien, ein halb verblutetes und mindestens auf zehn, vielleicht aber auch auf zwanzig Jahre seiner Hilfsquellen entblößtes Amerika.

Was waren nun wirklich Präsident Roosevelts Ziele? Wie sollten Europa und die Welt einmal nach seiner Vorstellung aussehen? Was braute er für einen Trank in seinem brodelnden Kessel zusammen? Mr. Roosevelt schwieg noch immer. Gegen Ende Juli 1941 wurde es hohe Zeit, daß er sich zu diesen Fragen äußerte, das wußte er. Das Land stand bereits — in erster Linie infolge seiner Politik — mit einem Fuß im Morast des Krieges. Überall hörte man bedenkliche Stimmen. Auch von England, das schon im September 1939 Deutschland wegen der Verletzung des polnischen Staatsgebietes den Krieg erklärt hatte, war noch kein Wort über seine Kriegsziele verlautet. Nun, da die Sowjetunion, die vor kurzem erst als Hitlers Komplice durch einen kurzen Feldzug halb Polen eingeheimst hatte, im Lager der Alliierten willkommen geheißen wurde, wußte kein Mensch mehr, was mit Polen nach einem Siege der Alliierten geschehen werde, geschweige denn mit dem übrigen Osteuropa und Deutschland.

Ein scharfer Protest gegen Roosevelts Politik, durch die das Land Gefahr lief, in einen solchen Krieg verwickelt zu werden, wurde am 5. August 1941 zur Veröffentlichung freigegeben, nachdem ihn u. a. folgende Personen unterzeichnet hatten: Felix M. Morley, Präsident des Haverford College; Frank O. Lowden, der ehrwürdige frühere Gouverneur von Illinois; Herbert Hoover, der frühere Präsident der

Vereinigten Staaten; Robert M. Hutchins, der jugendliche Präsident der Universität Chikago; Joshua R. Clark, der frühere Botschafter in Mexiko und einflußreiche Mormone, Ray Lyman Wilbur, Präsident der Stanford-Universität und früherer Innenminister; Hanford Mac Nider, der frühere Gesandte in Kanada; Henry P. Fletcher, der frühere Botschafter in Italien; der frühere Vizepräsident und General im ersten Weltkrieg Charles G. Dawes; der Quäkerführer aus Pennsylvanien Joseph H. Scattergood; die berühmte frühere Opernsängerin Geraldine Farrar; und die Schriftsteller Irvin S. Cobb und Clarence Buddington Kelland.

Die Erklärung lautete: „Das amerikanische Volk muß dringend verlangen, daß der Kongreß dem schrittweisen Eintritt der Vereinigten Staaten in einen unerklärten Krieg ein Ende macht ... Überschreitungen des ausdrücklich festgelegten Zweckes des Leih-Pacht-Gesetzes folgten kriegerische Handlungen der Marine, die militärische Besetzung von Stützpunkten außerhalb der westlichen Hemisphäre, die Zusage nicht genehmigter Unterstützungen an Rußland und andere kriegerische Maßnahmen ... Amerika ist soweit gegangen, wie es weder mit dem Gesetz noch mit unseren Gefühlen und unserer Sicherheit vereinbar ist ... Der Krieg ist nicht bloß ein weltweites Ringen zwischen Tyrannei und Freiheit. Das Bündnis Englands mit den Russen hat diese Illusion zerstört ... Insoweit dies ein machtpolitischer Krieg ist, wünscht das amerikanische Volk daran nicht teilzunehmen ... Nur wenige Menschen glauben, daß die Achsenmächte jetzt oder in Zukunft in der Lage sein werden, die Unabhängigkeit irgendeines Teiles unserer Hemisphäre zu bedrohen, wenn unsere Verteidigungsmaßnahmen richtig durchgeführt werden. Die Freiheit in Amerika hängt nicht vom Ausgang von Kämpfen um materielle Macht zwischen anderen Nationen ab[134]."

Es genügte nicht, über einen solchen Protest zu spotten oder ihn als parteipolitisch inspiriert beiseitezuschieben. War nicht Präsident Roosevelt mindestens ebenso parteipolitisch gesinnt, wie man es irgendeiner dieser angesehenen Persönlichkeiten vorwerfen konnte? Oder war ihr Patriotismus etwa anfechtbarer als seiner? Mr. Roosevelt war schlau genug zu begreifen, daß er ihnen eine wirkungsvollere Antwort darauf geben mußte.

Tatsächlich waren die düsteren Prophezeiungen Herbert Hoovers, Lindberghs und der anderen Kritiker von Roosevelts Kriegsgelüsten sowohl damals als auch rückblickend unwiderlegbar. Sie sprachen nur aus, was jeder, der unvoreingenommen die internationale Lage betrachtete, hätte zugeben müssen. Aber konnte man durch Propaganda das Augenfällige so vertuschen, daß die Volksmassen tatsächlich glaubten, Sowjet-Rußland werde Schulter an Schulter mit Amerika überall — oder auch nur irgendwo — für die Freiheit kämpfen?

Franklin D. Roosevelt hielt dies offenbar für möglich. Dazu bedurfte es nur einer gewissen Kunstfertigkeit bei der psychologischen Behandlung der Massen, die er sich ohne weiteres zutraute. „Menschen lassen sich mehr durch Gefühle und Sentimentalitäten leiten als durch vernunftgemäße Erwägungen", hatte Adolf Hitler in *„Mein Kampf"* geschrieben. Offenbar war Franklin D. Roosevelt ebenfalls dieser Ansicht und handelte auch danach. Die üblichen politischen Methoden beider Männer beruhten also auf der Voraussetzung, daß der Mensch im Grunde ein unvernünftiges Wesen ist. Beide benützten den Krieg, die Kriegsvorbereitungen und die Kriegspropaganda als Antriebskraft, um in ihrer erstaunlichen politischen Laufbahn immer weiter und höher zu steigen.

Selten geht ein Volk ohne Illusionen in den Krieg. Bisher hatte man jedoch dem amerikanischen Volk die ihm verordneten Illusionen noch nicht verabfolgt. Diese Vorbehandlung durfte man nun nicht länger hinausschieben. Dazu mußte der Präsident ein paar hübsche Kriegsziele, harmlos wie das weißflockige Kaninchen des Zauberers, aus seinem Hut ziehen.

KAPITEL 8

Begegnung beim Angeln

Am Sonntag, den 3. August 1941, legte eine schlanke, fünfzig Meter lange Jacht von ihrem Liegeplatz im Unterseebootshafen von New London im Staate Connecticut ab und glitt, von den letzten Strahlen der Abendsonne beleuchtet, hinaus in den Long Island-Sund. Sie steuerte zunächst den Fluß hinunter, die alljährliche Rennstrecke der Ruderregatta zwischen Yale und Harvard entlang, und dann am Leuchtturm Race Rock vorbei, bis sie schließlich im Atlantik verschwand. An Bord befand sich der Präsident der Vereinigten Staaten — angeblich auf einer Angeltour. Wahrscheinlich war es die merkwürdigste Angeltour, die je ein Jünger Sankt Petri unternahm.

Präsident Roosevelt war am Nachmittag in strahlender Laune — „mit dem bekannten, optimistischen Augenausdruck", wie die Zeitungen schrieben — von Washington abgereist. Stets darauf bedacht, seine Friedensliebe zu bekunden, hatte er die Gelegenheit seiner Abreise zu der Bemerkung benutzt, er hoffe immer noch, daß die Vereinigten Staaten „nicht in den Krieg zu ziehen brauchten". Mr. Roosevelt verfiel gern, sobald er sich vor wichtigen Entscheidungen beim Volke beliebt machen wollte, in eine familiäre Umgangssprache, die schon die zwölfjährigen Sprößlinge seiner Wähler begriffen. Acht bis zehn Tage an Bord der *Potomac* auf See würden ihm wohl tun, meinte er, und soweit er die Lage übersähe, sei der Augenblick günstig für einen kurzen Urlaub[135].

Die Bevölkerung war schon am Tage vorher durch eine Mitteilung des Pressereferenten des Weißen Hauses Stephen Early darauf vorbereitet worden, daß der Präsident eine Woche Ferien in den Küstengewässern Neu-Englands machen wolle. Mr. Early legte dabei offenbar besonderen Wert darauf zu betonen, daß Mr. Roosevelt sich nach Ruhe sehne und nicht wünsche, durch öffentliche Kundgebungen und laufende Regierungsgeschäfte gestört zu werden. „Von dem Augenblick an, in dem der Präsident an Bord der *Potomac* geht, bis zu seiner Rückkehr an Land", sagte Mr. Early, „werden die Bewegungen des Schiffes als geheime

Marine-Angelegenheit behandelt, und Presse, Rundfunk und andere Nachrichtenorganisationen werden ausdrücklich gebeten, dem Rechnung zu tragen." Die sonst übliche Begleitung des Präsidenten bei Seereisen durch Zeitungsleute auf einem besonderen Schiff fiel diesmal weg. Der Präsident, sagte Mr. Early, habe nicht die Absicht, irgendwo an Land zu gehen, und wolle auch nicht einmal seine Mutter in ihrem Sommersitz bei Campobello in Neu-Braunschweig besuchen. Begleitet werde er von seinem militärischen Adjutanten General („Pa") Watson, seinem Marine-Adjutanten, Captain Beardall und dem Arzt des Weißen Hauses, Admiralarzt McIntire. Captain Beardall sei ersucht worden, der Marine täglich einen Funkspruch zu senden, den man der Presse zugänglich machen werde. All dies genügte natürlich, der ganzen Fahrt einen geheimnisvollen Beigeschmack zu geben.

Auch Marineminister Frank Knox schwindelte mit dem ernstesten Gesicht. „Ich kann Ihnen versichern, daß es eine reine Erholungs- oder Urlaubsreise ist", erklärte er den Reportern bei seiner Pressekonferenz, „und ich bitte die Zeitungen, keinen Versuch zu machen, ihm zu folgen oder auf andere Art seinem Aufenthaltsort nachzuspüren." Als könnte der Präsident auf seiner Jacht in den Küstengewässern Neu-Englands keine Ruhe finden, ohne seine Fahrt mit einem geheimnisvollen Schleier abzuschirmen, setzte Mr. Knox noch hinzu: „Er ist in letzter Zeit enormen Belastungen ausgesetzt gewesen, und wir sollten ihn wirklich eine bis anderthalb Wochen vollständig in Ruhe lassen. Ich bitte die Presse, den Präsidenten so zu behandeln, als wäre er ein x-beliebiger Offizier auf irgendeinem Schiff." Dieser Appell klang nicht ganz aufrichtig — sofern das überhaupt beabsichtigt war. Wozu eigentlich diese Heimlichtuerei? fragte man sich. Eine Sicherheitsmaßnahme konnte das nicht sein, denn bestimmt brauchte sich der Präsident nicht persönlich einer Gefahr auszusetzen. Es gab mehr als genug vollkommen sichere Plätze im Lande und außerhalb, wo er hingehen konnte, ob er nun ausruhen, arbeiten oder eine Konferenz abhalten wollte.

Mr. Roosevelt ging am Sonntag erst wenige Minuten vor dem Auslaufen der *Potomac* an Bord. Als die Flagge des Präsidenten am Mast hochstieg, pfiff der Bootsmann Seite, und Matrosen in weißer Sommeruniform standen grüßend am Fallreep. Der Präsident ging stumm in die Kajüte. Auch die Besatzung wußte nicht, wohin es ging. Der Korrespondent der *New York Times* schrieb: „Es war ganz einfach der Urlaubsbeginn eines Mannes, den es nach ein bißchen Seeluft verlangte."

Bald liefen natürlich die ersten Gerüchte um. Am Montag gab die BPA — die englische Presse-Organisation — bekannt, daß Harry Hopkins „gestern" nach seiner dramatischen Unterredung mit Stalin auf dem Londoner Flugplatz eingetroffen sei. Am Dienstag teilte der Lordsiegelbewahrer Clement Attlee dem Unterhaus mit, daß es dem

Premierminister Churchill „zeitlich nicht paßte“, an einer wichtigen Debatte über den Kriegsverlauf teilzunehmen. Die englische Zensur ließ jedoch Andeutungen durch, daß Roosevelt und Churchill sich schon irgendwo getroffen hätten oder noch treffen wollten. In Washington gab das Marineministerium einen Funkspruch der *Potomac* zur Veröffentlichung frei: „Der Präsident setzt, nachdem er in der vergangenen Nacht gut geschlafen hat, seine Erholungsfahrt in nördlichen Gewässern mit unbekanntem Ziel fort... Gestern hatte er ein längeres dienstliches Gespräch mit dem Befehlshaber der Atlantik-Flotte... An Bord ist alles wohl.“ Das gab zu neuen Gerüchten Anlaß. Offenbar war, wie die Zeitschrift *Newsweek* sich ausdrückte, Admiral Ernest J. King, der Befehlshaber der Atlantik-Flotte „von irgendwoher aufgetaucht“.

Inzwischen war in England Harry Hopkins, der „alter ego“ des Präsidenten, wieder verschwunden. Londoner Spürnasen erhielten die Auskunft: „Sucht mal dort, wo Churchill ist.“ Am Mittwoch wurde in London bekannt, daß der rundliche Premierminister und der dürre Weltreisende aus Amerika mit unbekanntem Ziel „zusammen“ abgereist seien.

Stephen Early, der Pressereferent des Weißen Hauses, lehnte es ab, die Gerüchte einer Zusammenkunft Roosevelts mit Churchill zu dementieren. Er sagte nur, er wisse nichts davon. Außenminister Cordell Hull vermied gleichfalls ein kategorisches Dementi und erwiderte auf eine diesbezügliche Frage, der Präsident habe ihm bei dem Telephongespräch am Samstagabend — dem Abend vor Roosevelts Abreise — von einer solchen Zusammenkunft nichts gesagt.

Am Mittwoch gab die Marine einen ziemlich wortkargen Funkspruch von der *Potomac* bekannt, in dem es hieß, „die Besatzung genösse nach dem heißen Sommer in Washington die kühlere Luft Neu-Englands“. Der Präsident wurde darin nicht erwähnt. Einige Beobachter schlossen daraus, Mr. Roosevelt sei vielleicht auf ein anderes Schiff umgestiegen, das ihn zu einem geheimen Treffpunkt brachte. Der kanadische Premierminister wurde befragt, aber auch er sagte nichts, was zur Lösung des Rätsels beitrug.

In Washington wetteten die Reporter, ob Roosevelt und Churchill schon zusammengekommen seien, im Augenblick konferierten oder sich erst treffen wollten. Die aufgeregten Fragen des Korrespondenten der *Domei*, Masuo Kato, verrieten Japans Wißbegier, und der Reporter des deutschen DNB, Kurt Sell, bot sogar Wetten an, daß die Begegnung gegebenenfalls an Land und nicht auf See stattfinden werde — er tippte damit nur um wenige hundert Meter ruhigen Wassers in einer geschützten Buch daneben.

Am Donnerstag hatte die Marine wieder einen etwas inhaltsreicheren Funkspruch von der *Potomac* bekanntzugeben. „Alle Mitglieder der Reisegesellschaft bereits braungebrannt von der Sonne... Anglerglück

gut ... Präsident wird über Marinefunkstationen ständig auf dem laufenden über die internationale Lage gehalten." Die Meldung vermied jedoch eine Mitteilung, ob der Präsident an Bord war oder nicht.

Inzwischen hatte das Washingtoner Büro der *New York Herald Tribune* etwas Sherlock Holmes gespielt und dabei in Erfahrung gebracht, daß „sich irgend etwas zusammenbraute". Der Chef des Generalstabs der Armee, General George C. Marshall, war nicht mehr da; angeblich befand er sich auf einer seiner üblichen Inspektionsreisen, doch konnte selbst der Vorsitzende des Militärausschusses des Senates, Robert R. Reynolds, nicht in Erfahrung bringen, wohin er gefahren war. Admiral Harold R. Stark, der Chef der Seekriegsleitung, war vermutlich auf Urlaub, aber anscheinend wußte niemand, wo er sich aufhielt. Generalmajor H. H. („Hap") Arnold, der Chef der Heeresluftstreitkräfte, war dienstlich „irgendwohin" gefahren, und sogar seine Frau konnte nicht sagen wohin. Dazu kam noch, daß der Staatssekretär im Außenministerium Sumner Welles unerwartet auf einen „kurzen Urlaub" ging und daß Generalmajor James H. Burnes, Hopkins' rechte Hand bei der Leih-Pacht-Verwaltung, auf einmal verschwand, ohne eine Anschrift zu hinterlassen. Auch Marineminister Frank Knox verließ im Laufe der Woche die Hauptstadt, doch wurde er am Freitag in York Harbor im Staate Maine gesehen. Man rechnete jetzt fest damit, daß eine höchst wichtige Konferenz der beiden Regierungschefs, Roosevelt und Churchill, im Gange war. Die Unruhe in Washington klang daher allmählich ab — man wartete jetzt auf das Ergebnis.

Tatsächlich war der Präsident schon am Montag abend auf den Kreuzer *Augusta* umgestiegen. Elliot Roosevelt erzählt uns in seinem Buch „Wie Er Es Sah", sein Vater habe sich „köstlich darüber amüsiert, daß er der Presse ein Schnippchen geschlagen hatte — fast so, wie sich ein zwölfjähriger Junge freut, wenn er beim Räuber- und Gendarm-Spielen einen Spielgefährten abschüttelt, der ihn zu beschatten sucht". Als er und sein Bruder Franklin junior mit ihrem Vater auf der *Augusta* zusammentrafen, entspann sich folgende scherzhafte Unterhaltung: „‚Du siehst prachtvoll aus, Pop. Aber was soll denn das alles bedeuten? Du auf einer Angeltour?' Vater lachte schallend. ‚Das steht in den Zeitungen. Sie glauben, ich angele irgendwo in der Fundy-Bay.' Er freute sich wie ein Kind und prahlte damit, wie er die Zeitungsleute von seiner Spur abgelenkt habe, indem er auf der Präsidentenjacht *Potomac* bis nach Augusta im Staate Maine gefahren war. Dann erzählte er uns, was er vorhatte. ‚Ich treffe mich hier mit Churchill. Morgen soll er auf der *Prince of Wales* hier eintreffen. Harry Hopkins kommt mit ihm mit.' Dann lehnte er sich zurück, um die Wirkung zu beobachten, die diese Nachricht auf uns hatte. Ich glaube, wir haben verblüffte Gesichter gemacht. Ein Spiegel war zwar nicht in der Nähe, aber er wollte sich ausschütten vor Lachen."

Elliot betrachtete es als selbstverständlich, daß „Vaters" erster Gedanke in diesem Augenblick „die Wirkung dieser Nachricht auf uns" war. Denn für den alten Roosevelt war die „Wirkung" einer Erklärung oder eines Ereignisses im Sinne des gefühlsmäßigen Eindruckes stets das Wichtigste.

Geangelt hat „Vater" nur einmal am Donnerstag in der Placentia-Bucht vom Deck eines Kriegsschiffes aus. „Er fing etwas Undefinierbares, das keiner an Bord kannte", schreibt Elliot. „‚Man sollte es ins National-Museum schicken', regte Vater an und versuchte auf der ganzen Fahrt nicht mehr zu angeln.'"

Auf der anderen Seite des Atlantik ging Winston Churchill ebenfalls am Montag, dem 3. August, auf dem Schlachtschiff *Prince of Wales* von Scapa Flow in See. Sein Ehrengast war Harry Hopkins, der in den Admiralsräumen untergebracht wurde. Allgemein wird zugegeben, daß Harry Hopkins eine große Rolle beim Zustandekommen der Atlantik-Konferenz gespielt hat, jedenfalls war er bei den Vorbereitungen bestimmt der Mittelsmann zwischen Roosevelt und Churchill. Dessen Chronist H. V. Morton schreibt, daß Hopkins eines Nachmittags „gegen Ende Juli", als er mit dem Premierminister in dem kleinen Garten hinter Downing Street Nr. 10 spazierenging, diesem die Idee dringend empfohlen hat. „Als Mr. Churchill wieder in sein Haus ging, hatte er den Entschluß gefaßt, den Atlantik zu überqueren[136]." Am nächsten Morgen wurde Präsident Roosevelt zu früher Stunde für ein Überseegespräch ans Telephon im Weißen Haus gerufen. Es war Winston Churchill, der ihm die Begegnung vorschlug, und der Präsident „stimmte zu".

Selbstverständlich plante, wie aus Robert E. Sherwoods Bericht hervorgeht[137], Mr. Roosevelt ein solches Treffen schon, ehe Hopkins von Washington nach England reiste. Auch Hull stellt fest, daß Roosevelt den Gedanken schon seit einiger Zeit mit sich herumtrug[138]. Sherwood berichtet jedoch nicht, was Hopkins zu dem Premierminister sagte, um ihn für die Idee zu gewinnen, besonders hinsichtlich der Frage, warum man als Rahmen ein so theatralisches Schauspiel unter Beteiligung der See- und Luftstreitkräfte beider Länder aufziehen sollte, was man viel unauffälliger auf einer einfachen Zusammenkunft in Washington oder Ottawa erreichen konnte. Sherwood schreibt: „Die meisten Unterhaltungen mit Churchill über die bevorstehende Atlantik-Konferenz ... fanden unter vier Augen statt, und Hopkins hat sich keine Aufzeichnungen darüber gemacht[139]." Aber Hopkins hat doch Aufzeichnungen über unzählige andere Unterredungen hinterlassen, die auch „unter vier Augen" stattfanden. Viele von ihnen waren viel weniger wichtig als gerade diese Gespräche mit Churchill, die zu der Konferenz führten, auf der die Kriegsziele festgelegt werden sollten. Trotzdem, sagt Sherwood,

hinterließ Hopkins nichts Schriftliches darüber. Dagegen berichtet er in seinen Notizen, daß er an Bord der *Prince of Wales* mit dem Premierminister Puff spielte, und bemüht sich zu beschreiben, wie Churchill spielte, was Sherwood alles getreulich der Nachwelt überliefert. Sherwood behauptet steif und fest, daß die beiden Puffspieler auch „die Phraseologie der Atlantikcharta erörterten", geht aber nicht in Einzelheiten und belegt seine Behauptung auch nicht durch Notizen von Hopkins darüber — wobei offen bleibt, ob sich dieser überhaupt welche gemacht hat. Dies ist eine der zahlreichen merkwürdigen Lücken in Hopkins' sprunghaften Aufzeichnungen, wie sie uns sein wohlwollender Biograph stückweise nach seiner Auswahl flüchtig betrachten läßt. Dessen Aufgabe als Historiker wurde allerdings — dies muß billigerweise gesagt werden — durch Hopkins' fast neurotische, ständige Betonung seines intimen Verhältnisses zu den berühmten Persönlichkeiten, mit denen ein launisches Schicksal ihn in Berührung brachte, wahrscheinlich nicht gerade erleichtert; aber manchmal ist es schwer zu entscheiden, wo Hopkins' Sprunghaftigkeit aufhört und Sherwoods Geschicklichkeit als Herausgeber beginnt.

In seinen Lebenserinnerungen weicht Churchill jeder Verantwortung für die effekthascherische Aufmachung seiner Begegnung mit Roosevelt „auf hoher See" aus. Mit köstlicher Nonchalance schreibt er nur, Harry Hopkins habe ihm gesagt, der Präsident habe den dringenden Wunsch, sich mit ihm „in irgendeiner einsamen Bucht" zu treffen, und daß er diesen Vorschlag annahm[140].

Am Samstag, dem 9. August stieß die *Prince of Wales* mit ihren Geleitfahrzeugen — alle mit kriegsmäßigem Tarnanstrich, zu dem in der Placentia-Bucht liegenden amerikanischen Kriegsschiffsverband, während Flugzeuge über ihnen kreisten. Das Schlachtschiff *Arkansas* und die Kreuzer *Augusta* und *Tuscaloosa* sowie eine Zerstörerflottille lagen, noch mit ihrem grauen Friedensanstrich, mit blankgeputztem Messing und weißgescheuerten Holzdecks in Formation vor Anker und erinnerten in ihrer exakten Aufstellung an Schachfiguren, die noch nicht ins Spiel gebracht worden sind. Franklin D. Roosevelt stand im hellen Sommeranzug unter einem extra angebrachten Sonnensegel auf dem vorderen Geschützturm der *Augusta*. An diesem Tage begann die Atlantik-Konferenz.

Als Außenminister Cordell Hull mit harmlosester Miene die neugierigen Reporter abfertigte, indem er ihnen sagte, der Präsident habe bei dem Telephongespräch am Abend vor Roosevelts Abreise nichts von einer Begegnung mit Premierminister Churchill erwähnt, hatte er vielleicht buchstäblich die Wahrheit gesprochen, war aber sicher nicht offen gewesen. Denn Hull wußte über das Treffen Bescheid.

Man hatte ihn jedoch nicht aufgefordert, dabei zu sein. Stattdessen nahm sein Staatssekretär Sumner Welles, ein geschmeidigerer Mensch, der sich dem leichtesten Druck Roosevelts sofort fügte, daran teil. In seinen Memoiren verrät uns Hull, daß Welles ihm am 28. Juli nach White Sulphur Springs geschrieben hat, wo er zur Erholung weilte. In diesem Brief berichtete ihm Welles, daß die Konferenz mit Churchill auf den 8., 9. und 10. August festgesetzt worden sei — am Montag, dem 4. August, sollte Hull wieder an seinem Schreibtisch in Washington sein — und daß „er beabsichtige, den Präsidenten dringend zu bitten, wenn er erwarte, daß über mehr als rein militärische Probleme gesprochen werde, jemanden mitzunehmen, der ein genaues Protokoll über die Besprechungen und die dabei etwa getroffenen Vereinbarungen aufnehmen könne"[141].

Das war wirklich eine höchst merkwürdige Mitteilung; sie unterstreicht jedenfalls das gespannte Verhältnis zwischen diesen beiden hohen Beamten. Welles wußte recht gut, daß Roosevelt erwartete, daß „über mehr als rein militärische Probleme gesprochen" werde, denn er selbst war angewiesen worden, sich darauf vorzubereiten; von „wenn" konnte also keine Rede sein. Tatsächlich fuhr er zu der Konferenz mit einem fertigen Entwurf der Charta in seiner Aktenmappe[142]. Was seine Absicht angeht, den Präsidenten dringend zu bitten, jemanden mitzunehmen, der das Protokoll führen könne", so fällt es einem schwer zu glauben, daß Welles wirklich so naiv war. Denn es klingt ja fast so, als hätte Mr. Roosevelt sonst in den Atlantischen Ozean hinausschwimmen wollen, um dort allein auf einem Floß mit Mr. Churchill zu sprechen. Ein tüchtiger Stenograph hätte schließlich genügt, wenn es nur darauf ankam, „ein genaues Protokoll aufzunehmen". Tatsächlich waren beide Staatsmänner von einem großen Gefolge begleitet, und auch das muß der Staatssekretär schon vorher gewußt haben, denn, wie er in seinem Buche schreibt, er führte ziemlich ins einzelne gehende Gespräche mit dem Präsidenten über die Vorbereitungen zur Konferenz[143]. Seine Ausdrucksweise in dem Brief an Mr. Hull war anscheinend darauf abgestellt, den Minister zu beschwichtigen, der mit Recht hätte erwarten können, daß man ihn an einer Konferenz teilnehmen ließ, die über die Kriegsziele befinden sollte, und der nun zu Haus bleiben mußte.

Bei Franklin D. Roosevelt wäre auch Sumner Welles' dringende Bitte, „jemanden" mitzunehmen, kaum nötig gewesen. Denn er neigte von Natur zum Theatralischen. Auch brauchte er sich von keinem Dramaturgen sagen zu lassen, daß es drei wesentliche Elemente für jede erfolgreiche Aufführung gibt: eine eindrucksvolle, dramatische Handlung, eine farbenprächtige Szenerie und eine imposante Rollenbesetzung. Mit einem Weltkrieg als Hintergrund und allen Möglichkeiten von Armee und Marine als Statisten zu seiner Verfügung fiel es seiner schöpferischen

Phantasie nicht schwer, Handlung und Szenerie zu gestalten. Und Stardarsteller für alle Rollen konnte er auf einen bloßen Wink hin haben, soviel er wollte. Generäle, Admirale, Lords, Diplomaten in Cut und gestreifter Hose — lauter berühmte Namen, die einen geheimnisvollen Glanz ausstrahlten — waren nur allzu glücklich, an dem imposantesten Heldenschauspiel der Gegenwart teilzunehmen und konnten jederzeit von beiden Seiten des Atlantik telephonisch herbeizitiert werden.

Mit dem Premierminister kam sein undurchsichtiger Freund und Vertrauter, Lord Cherwell, der sich bis vor kurzem noch einfach Professor Lindemann genannt hatte und den Morton kurz als „hochgewachsenen Mann, der niemals lächelt", beschreibt; ferner General Sir John Dill, Chef des englischen Empire-Generalstabs; Großadmiral Sir Alfred Pound, der Erste Seelord; Sir Wilfried Freeman, stellvertretender Chef des Luft-Generalstabes; Sir Alexander Cadogan, Ständiger Staatssekretär im Außenministerium, alle mit ihren Gehilfen, Sekretären und Dienern. Englands oft karikierter Zeitungsverleger, Lord Beaverbrook, der in Churchills Kriegskabinett Versorgungsminister war, kam im Flugzeug nach.

Noch ansehnlicher vielleicht war die Begleitung, die Präsident Roosevelt sich für diese Konferenz ausgesucht hatte. Zu ihr gehörten: General George C. Marshall, Chef des Generalstabes des Heeres; Admiral Harold R. Stark, Chef der Seekriegsleitung; Admiral Ernest J. King, Befehlshaber der Atlantik-Flotte; General H. H. Arnold, Kommandeur der Heeresluftstreitkräfte; Admiral Richmond K. Turner von der Marine-Planungsabteilung und Oberst Charles W. Bundy von der Planungsabteilung des Heeres; Harry Hopkins, offiziell Leih-Pacht-Administrator, tatsächlich die rechte Hand des Präsidenten; Hopkins' ständiger Vertreter als Leih-Pacht-Administrator, Generalmajor James H. Burns; Leih-Pacht-„Coordinator" W. Averell Harriman, der allgemein als des Präsidenten und Hopkins' reisendes „Mädchen für alles" galt; Staatssekretär im Außenministerium Summer Welles; des Präsidenten Militär-Adjutant General Edwin M. Watson und sein Marine-Adjutant Captain John R. Beardall. Außerdem nahmen noch zwei Söhne des Präsidenten an dieser wichtigen Begegnung teil.

Mr. Roosevelt hatte vier Söhne. Zwei hatten die Uniform angezogen. Der jüngste, Franklin junior, etwa Anfang zwanzig, war Leutnant zur See. Elliot, der ein paar Jahre älter war, hatte bereits sein Hauptmannspatent in der Armee bekommen. Die beiden anderen Söhne, John und James, waren Zivilisten. Der Präsident hatte Franklin jr. und Elliot von ihren Einheiten seiner Begleitung zuteilen und zur Atlantik-Konferenz kommandieren lassen, wo sie an auffallender Stelle auf den Fotos und Filmen erschienen, die zur Veröffentlichung aufgenommen wurden. Auf diese Weise wurde überall bekannt, daß zwei der Roosevelt-Söhne Uniform trugen.

Als das Schlachtschiff *Prince of Wales* am Samstagmorgen in der Placentia-Bucht vor Anker ging, wurde Harry Hopkins sofort auf die *Augusta* übergesetzt. Um elf Uhr folgte ihm in einer Admiralitäts-Barkasse Premierminister Churchill, der eine dunkelblaue *Trinity House*-*) Uniform mit Schirmmütze trug. Mit dem üblichen Marine-Zeremoniell und unter den Klängen der Nationalhymnen „*God Save the King*" und „*The Star-Spangled Banner*" wurde er an Bord des Kreuzers vom Präsidenten empfangen. Er übergab Mr. Roosevelt einen Brief und sagte dabei, während die Kameras klickten: „Ich habe die Ehre, Herr Präsident, Ihnen einen Brief Seiner Majestät des Königs zu übergeben."

Die Szene war in bühnentechnischer Hinsicht einwandfrei. Der Präsident sah mit den etwas nach hinten gereckten Schultern und dem leicht auf die Seite geneigten Kopf sehr gut und eindrucksvoll aus — wie immer war er sehr „photogen". Franklin jr. und Elliot hatte man ganz im Vordergrund placiert, so daß auch der Dümmste erkennen mußte, wenn jemand die Welt aus der gegenwärtigen Gefahr erretten könne, so war es die Familie Roosevelt, die schon mit aufgekrempelten Ärmeln dazu bereitstand.

Mr. Churchill blieb zum Lunch auf der *Augusta*, das er nur mit Mr. Roosevelt und Harry Hopkins zusammen einnahm. Elliott Roosevelt erzählt uns, daß bei seinem Eintritt gegen Ende der Mahlzeit der Premierminister sein Cognac-Glas „bis auf den letzten Tropfen" leerte und gerade davon sprach, daß die Vereinigten Staaten „unverzüglich" Deutschland den Krieg erklären sollten. Nichts in Elliotts Bericht läßt jedoch darauf schließen, daß sein Vater zu Mr. Churchill gesagt hätte, er hoffe immer noch, daß die Vereinigten Staaten „nicht in den Krieg zu ziehen brauchten" — jene frohe Botschaft, mit der er sich vor knapp einer Woche in Washington von den Pressevertretern verabschiedet hatte. Im Gegenteil, mit Bedauern erklärte er seinem Gast, daß das amerikanische Volk dazu stimmungsmäßig noch nicht bereit sei. Der Präsident, sagt Elliott etwas naiv, dachte an die „amerikanische Innenpolitik"[144].

Man sollte meinen, dieser gemeinsame Lunch am ersten Tage der Konferenz hätte einige Aufschlüsse über die Grundeinstellung der beiden Hauptpersonen ergeben. Doch Robert E. Sherwood erwähnt es überhaupt nicht in seinem Buch, sondern geht sofort zu dem offiziellen Diner über, das Präsident Roosevelt am Abend gab. Teil nahmen nach seiner Angabe von den Amerikanern Roosevelt, Welles, Stark, Marshall, King, Arnold, Hopkins und Harriman, und von englischer Seite Churchill,

*) Trinity House ist eine Seemannsinnung in London, die unter Heinrich VIII. ihre Privilegien erhielt: sie stellt Lotsen die behördliche Zulassung aus, unterhält Leuchtfeuer an der Küste u. a. m. (Anm. d. Übers.).

Cadogan, Pound, Dill, Freeman und Cherwell. Zwei Namen hat Sherwood, wohl weil er ihre Teilnahme selbst als ungehörig empfand, in seiner Aufzählung ausgelassen: Elliott und Franklin jr. Sie waren tatsächlich auch dabei, doch versteht man Sherwoods Beweggrund, sie von der Liste zu streichen, zumal er unmittelbar danach berichtet, daß „Roosevelt, Churchill, Hopkins, Welles und Cadogan schon während des Essens zu „fachsimpeln" anfingen[145], worunter man, wie sich dann herausstellt, die Erörterung der gemeinsamen Erklärung zu verstehen hat, die nichts Geringeres als die Zukunft des größten Teiles der Menschheit regeln sollte.

Elliott fühlte sich jedoch nach seinem Buch gar nicht so fehl am Platze, im Gegenteil, er genießt seine Anwesenheit bei diesem historischen Bankett. Nach seinem respektlosen Augenzeugenbericht bestand indessen das „Fachsimpeln" in erster Linie aus Churchills redegewandten Ausführungen über das, was die Vereinigten Staaten im Kriege alles hergeben und tun müßten. „Winston Churchill", schreibt er, „hielt uns alle an diesem Abend in Spannung und — war sich dessen in jedem Augenblick voll bewußt". „Vater" machte jedoch gewisse Vorbehalte, als sich der Premierminister dafür einsetzte, daß, wie Elliott sich ausdrückt, „der Löwenanteil der Leih-Pacht-Lieferungen dem britischen Löwen zugutekommen sollte." „Vater" dachte an Rußland[146].

Der nächste Tag war ein Sonntag. Am Vormittag nahmen der Präsident, die ganze amerikanische Delegation und einige hundert amerikanische Seeleute am Gottesdienst auf dem Achterdeck der *Prince of Wales* teil. Sie sangen die gleichen Lieder und sprachen die gleichen Gebete wie die englische Schiffsbesatzung. Die Kanzel war mit der amerikanischen und der englischen Flagge geschmückt. Fünfzehnhundert englische Seeleute reckten sich den Hals aus, um den freigebigen Mr. Roosevelt zu sehen, der am vorigen Nachmittag jedem von ihnen einen Pappkarton mit einer Orange, zwei Äpfeln, zweihundert Zigaretten und einem halben Pfund Käse geschickt hatte. Mr. Roosevelt hatte diese Gabe, die eigentlich von der amerikanischen Marine stammte, dazu benützt, sich selbst beliebt zu machen, indem er in jeden Karton eine Karte mit den Worten einlegen ließ: „Der Präsident der Vereinigten Staaten übersendet Ihnen seine Grüße und besten Wünsche[147]."

Die Feier war so ergreifend, daß Churchills Reiseschriftsteller Morton berichtet, er habe Mühe gehabt, nicht weich zu werden. Man betete für den Präsidenten, für den König und seine Minister, Generale und Admirale, und damit die Fürbitte nicht allzu persönlich würde, für den Sieg von Recht und Wahrheit. Zu den Chorälen, die gesungen wurden, gehörte auch das Lied *„Vorwärts, christliche Soldaten"*. Als seine kampfesfreudigen Akkorde über das Wasser rollten, sahen sogar die riesigen 35,5 cm-Geschütze des Schlachtschiffes wie verklärt aus, und die Sänger

dachten kaum noch daran, daß einige der Verbündeten bei dem bevorstehenden großen Kreuzzug bestenfalls als abtrünnige christliche Soldaten gelten konnten, mit deren Frömmigkeit es nicht weit her war.

Die propagandistischen Möglichkeiten dieser Inszenierung mußten natürlich jeden Politiker entzücken. Vom Standpunkt eines jeden, der das amerikanische Volk zum Eintritt in den Krieg verführen wollte, waren sie Grund genug für das ganze Unternehmen. Vorsorglich hatte Elliott Roosevelt ein Grumman-Flugzeug nach Lake Gander geschickt — auf einen Flug, einschließlich Rückflug, von knapp fünfhundert Kilometer! — um Photographen der Luftwaffe mit Photo- und Filmkameras und sonstigem Gerät zu holen. Natürlich hatte die Marine auf ihren Schlachtschiffen und Kreuzern an Ort und Stelle sowie auf ihrem nahen Unterseeboots-Stützpunkt eigene Möglichkeiten dieser Art in Hülle und Fülle, aber Geld spielte bei dieser Gelegenheit keine Rolle. Als Propagandamittel konnten Filme und Fotos fast ebenso wirksam sein wie die hochtrabenden Worte, die schon sehr bald von der einzigartigen Bühne dieser heimlich abgekarteten Flottenkonzentration in einer Bucht an der Küste Neufundlands auf die Welt losgelassen werden sollten. Es gab also noch mehr zu tun als nur zu beten. Aber gerade dieser Augenblick der Frömmigkeit Franklin D. Roosevelts, ehe er vorwärts schritt, um wie Sankt Georg den Drachen zu töten, mußte im ganzen Lande von Maine bis Kalifornien in allen Kinos zu sehen sein.

Nach dem ergreifenden Gottesdienst auf dem Achterdeck — bei dem eine große Anzahl Aufnahmen gemacht wurden — erwartete Mr. Roosevelt ein mehr weltlicher, feinschmeckerischer Genuß — bei dem keine Aufnahmen gemacht wurden. Die Moorhuhnjagd hatte in England am 1. August begonnen, und Mr. Churchill hatte veranlaßt, daß genügend Hühner für eine Luncheinladung auf der *Prince of Wales* mitgenommen wurden — nebst einem extra Paar für den Präsidenten. Diese köstlichen Vögel wurden in der Offiziersmesse den beiden Delegationsführern und ihren Hauptberatern nach dem Gottesdienst serviert[148]. Der Geist wich alsbald dem Fleisch.

General „Hap“ Arnold berichtet, daß das Lunch „gut“ war[149]. Offenbar hatte der General durch seinen langen Umgang mit den Engländern ihre Gewohnheit zu „untertreiben“ angenommen. Immerhin war er von dem Lunch doch so beeindruckt, daß er uns berichtet, daß es mit Kaviar und Wodka begann, dann Schildkrötensuppe gereicht wurde, daß es zu den Hühnern Champagner gab und zum Schluß ausgezeichneten Portwein, Kaffee und Cognac. Als der Rauch von Churchills langen, aromatischen Zigarren durch die Messe zog, rückten die meist mit Ordensbändern geschmückten Teilnehmer, nachdem sie gut gegessen und getrunken hatten, zu einer freundschaftlichen Runde gleichgesinnter Männer zusammen, die bis in den späten Nachmittag hinein sitzen blieben, an

ihrem Cognac nippten und miteinander über die kommenden Kriege sprachen.

„Hap" Arnolds Epikureertum — eine Eigenschaft, die durch die Armeeverpflegung der Berufssoldaten normalerweise nicht gefördert wird — war auf seinen Wanderfahrten durch die höheren Offiziers- und Machthaberkreise in letzter Zeit erheblich verfeinert worden. Auf seinem Englandbesuch im Frühjahr hatte man ihm einen fürstlichen Empfang bereitet. Aus seinen nonchalanten Bemerkungen wie „wir lunchten ausgezeichnet im Savoy" oder „wir hatten ein interessantes Diner im Hause des ‚Biber'" — d. h. Lord Beaverbrooks — „auf dem Lande", kann man wohl schließen, daß sein „Globalauftrag" ihm nicht nur „unangenehme" Stunden brachte. Die Tore des Buckingham Palace hatten sich ihm geöffnet — „ich betrat ein Zimmer", schreibt er, „und da stand der König vor mir". Er war auch über ein Wochenende Gast von Mr. und Mrs. Churchill auf Schloß Dytchley, wo das Leben auch in Kriegszeiten noch so friedlich war, daß man zum Abendessen selbstverständlich im Smoking erschien. Eine Ehrenwache salutierte, als er nach seinem luxuriösen Besuch in der Limousine des Luftmarschalls Sir Charles Portal schließlich abfuhr. Churchill hatte den Besuch dazu benutzt, dem Ehrengast seine Ideen einzuflößen, wie man durch eine „richtige Propaganda" die Denkungsweise des amerikanischen Volkes ändern und die Vereinigten Staaten zum Eintritt in den Krieg bringen konnte[150].

Der Kaviar- und Moorhühnerschmaus in der Offiziersmesse der *Prince of Wales* war also nicht etwa „Hap's" erstes Erlebnis als Gourmet, und wir haben Grund zu der Annahme, daß Wodka, Champagner, Portwein und Cognac, die er dabei trank, ihm nicht den Genuß des Diners trübten, das General Sir John Dill am gleichen Abend „für einige von uns" in der Admiralskajüte gab. Denn inzwischen hatte er sich anscheinend schon wieder von dem Schock erholt, den ihm die tags zuvor übermittelten Wünsche der Engländer verursacht hatten — „ein Punkt", schreibt er, „verblüffte mich: die Engländer verlangten von uns sechstausend schwere Bomber mehr, als wir damals überhaupt produzierten".

Zwischen dem Lunch und dem Diner fand auf der *Augusta* ein Gespräch am runden Tisch statt, an dem Marshall, Arnold, Dill und Freemann teilnahmen; man sprach dabei in erster Linie über die Ausweitung und Beschleunigung der amerikanischen Kriegsmaterialherstellung[151]. Dill und Freemann hätten sich kaum eine günstigere Stunde aussuchen können, wenn sie ihre militärischen Gegenspieler in freundlicher, entgegenkommender Laune antreffen wollten. Am Montag war Sir Wilfried Freemann bereits so angetan von „Hap", daß er ihm gestand: „Wenn Portal herüberkommt, werde ich darauf dringen, daß er nur zwei Leute aufsucht; der eine ist Ihr Präsident, und der andere sind Sie[152]." Die Engländer wußten natürlich, daß Harry Hopkins den Schlüssel zur Schatz-

kammer hatte, aber soweit es sich um Luftwaffenmaterial handelte, war für sie General Arnold als eifriger Förderer einer reibungslosen Belieferung ebenfalls sehr wichtig.

Elliott Roosevelt war auch zu dem üppigen Moorhühner- und Champagner-Lunch des Premierministers am Sonntag eingeladen. Er berichtet uns jedoch nur über einen an sich nebensächlichen Vorfall: „Auf einmal klopfte jemand an sein Glas und rief: ‚Meine Herren, der König!' Und schon gab es ein großes Zurückschieben der Stühle, das Scharren vieler Füße und dann einen Augenblick Stille, während alle ihr Glas erhoben und einen Schluck Wein tranken."

An diesem Abend — und auch am nächsten — aß der Premierminister auf der *Augusta* bei Präsident Roosevelt zu Abend. Zu diesen intimen Zusammenkünften wurden die hohen Offiziere nicht eingeladen. Aber Harry Hopkins war stets dabei — und die beiden Roosevelt-Söhne auch[153].

Am Montag vormittag kam Churchill um elf Uhr von seinem Schlachtschiff zu einer zweistündigen Besprechung mit dem Präsidenten auf die *Augusta* herüber. Dabei sollte der endgültige Entwurf der gemeinsamen Kundgebung — der Atlantikcharte — fertiggestellt und eine förmliche, unbeugsame Note an Japan aufgesetzt werden. Das amerikanische und das englische Außenministerium wurden dabei durch den amerikanischen Staatssekretär Sumner Welles und durch den englischen Ständigen Staatssekretär Sir Alexander Cadogan würdig vertreten[154].

Man sollte meinen, diese vier Männer — Roosevelt, Churchill, Welles und Cadogan — hätten an die Gestaltung der künftigen Weltpolitik — wenn sie sich schon dazu befähigt fühlten, ein solches Problem überhaupt anzupacken — ebenso gut, wenn nicht besser ohne die Mitwirkung von Harry Hopkins herangehen können. Denn im Vorleben dieses Mannes gab es tatsächlich nichts, was ihn für diese Aufgabe hätte vorbereiten können; mindestens gehörten ja dazu ein hochentwickeltes juristisches Verständnis und gründliche Geschichtskenntnisse. Hopkins' kürzliches Tête-à-tête mit dem russischen Alleinherrscher im Kreml konnte man schließlich kaum als Ersatz für diese Erfordernisse ansehen. Der Mantel des Gelehrten sah auf seinen Schultern höchstens lächerlich aus. Doch Präsident Roosevelt wollte ihn bei der Besprechung dabeihaben, und er zog ihn auch bei noch viel wichtigeren Verhandlungen hinzu.

Denn Harry Hopkins verstand sich auf bewegliche Methoden in der Politik. Mochten sich Leute wie Sumner Welles um geringfügige Formfragen Sorgen machen; mochten sie sich aufregen, weil in einer Urkunde irgendeine einschränkende Redewendung fehlte. Wenn es darum ging, schnell ein wichtiges Dokument zu verfassen, so konnten spitzfindige Bedenken wegen des genauen Wortsinnes die Fertigstellung nicht lange aufhalten, wenn Harry Hopkins zugegen war. Zweckdienliche Worte

reihten sich dann wie von selbst aneinander, denen ohne viel Gerede zugestimmt wurde und ohne daß Mr. Roosevelt sich groß anzustrengen brauchte. Ein Spötter in Washington hatte einmal gesagt, Sumner Welles schaue alle drei Stunden in einen Spiegel, „um sich zu vergewissern, daß der Heiligenschein noch da war". Doch wenn sich Harry Hopkins im Zimmer befand, war es höchst unwahrscheinlich, daß es zu Rechthabereien oder harten Auseinandersetzungen kam.

Als am Dienstag die Engländer wieder nach Hause fuhren, schieden „Winston" und „Franklin" als „dicke" Freunde voneinander. Das war eigentlich auch nicht anders zu erwarten gewesen, denn beide waren in der gleichen Absicht zu der Konferenz gekommen — nämlich die uneingeschränkte Beteiligung der Vereinigten Staaten am Kriege zu beschleunigen. Die Atlantikcharta sollte den Krieg in den Augen der Amerikaner verherrlichen. Roosevelts Begier, dies zu erreichen, setzte sich über alle anderen Erwägungen hinweg.

Man hätte meinen sollen, daß bei einem Spiel mit dem Premierminister der Präsident damals alle Trümpfe in seiner Hand hielt, doch erstaunlicherweise war es in vieler Hinsicht gerade umgekehrt. So berichtete Mr. Churchill am Montag in seinem Telegramm zur Orientierung seines Kabinettes, gerichtet an den Lordsiegelbewahrer: „Da der Präsident es eilig hat, unsere Zustimmung zu bekommen, bezweifle ich kaum, daß er unsere Abänderungsvorschläge annehmen wird." Bezüglich eines dieser Vorschläge sagte er: „Das wird ihm nicht sehr gefallen, aber er legt so großen Wert auf die ‚gemeinsame Erklärung', weil sie, wie er glaubt, die ganze Entwicklung der öffentlichen Meinung in den Vereinigten Staaten beeinflussen wird, daß ich denke, er wird zustimmen." Tatsächlich stimmte er zu. Churchill war also mit Recht zuversichtlich, daß er den Präsidenten bereits in seiner Tasche hatte; doch quälten ihn noch Zweifel, ob der Präsident auch schon das amerikanische Volk in *seiner* Tasche hatte. Als er daher in seinem Telegramm darum bat, das Kriegskabinett einzuberufen, damit es seine Abmachungen billige, fügte er warnend hinzu, „daß es sehr unklug wäre, ihm von unserer Seite aus unnötige Schwierigkeiten in den Weg zu legen", und daß er fürchte, der Präsident würde „sehr aufgeregt" sein, wenn man keine gemeinsame Erklärung veröffentlichen könne, und „ernste, lebenswichtige Interessen" könnten dadurch geschädigt werden.

Stillschweigend empfiehlt er damit seinen Kollegen, den ganzen Inhalt dieser merkwürdigen Erklärung, um deren Billigung er in dem Telegramm bittet, nicht allzu ernst zu nehmen. Wir wissen, daß sie es nicht taten; und auch Sherwood bestätigt es, wenn er sagt, für die Beamten der englischen Regierung sei die Atlantikcharta nicht viel mehr als „ein Propaganda-Instrument" gewesen[155].

Gewisse Einwendungen, die Sumner Welles gegen die von Mr. Chur-

chill empfohlene nichtssagende Ausdrucksweise — über die schwierige Frage der Nutzbarmachung der Rohstoffe dieser Erde für alle Völker — bei der Sitzung am Montag vormittag vorbrachte, starben schon am Nachmittag eines schnellen Todes. Harry Hopkins hatte gemeint, es sei unvorstellbar, daß die gemeinsame Erklärung durch „solche Sachen" aufgehalten werden könne. Welles hatte geglaubt, der Präsident stehe in dieser Frage grundsätzlich auf seiner Seite, doch der gab nach, wie es Churchill vorausgeahnt hatte. „Ich kann nur vermuten", schrieb Welles später, „daß Harry Hopkins ihn nachträglich überredet hatte, daß die strittigen Fragen nicht wichtig genug seien, um eine Verzögerung zu rechtfertigen." Der Zeitpunkt sei das Wichtige, sagte Roosevelt zu Welles. Warum also jetzt an den diskriminierenden Handelspraktiken Englands und seiner Dominien herumkritteln?

Churchill und Cadogan hatten schon am Samstag abend einen ersten Entwurf vorgelegt, von dem einige Teile nach Welles' Urteil „gar nichts sagten". Welles verfaßte also einen Alternativentwurf, den Roosevelt bei Beginn der Sitzung am Montagmorgen verteilte. Gegen elf Uhr hatte Welles den dritten Entwurf für die vielköpfige Besprechung in den Räumen des Präsidenten fertig. Am nächsten Tage wurde die Konferenz beendet und der Premierminister fuhr nach Hause.

Auf diese Weise entstand, was Churchills Reisebegleiter Morton „eine neue Magna charta für die Menschheit" nannte. Die darauf verwandte Zeit war allerdings bemerkenswert kurz; trotzdem war es nach Mortons Ansicht „eine herrliche Botschaft, die freilich schon vor langer Zeit auf einem Berghang in Galiläa verkündet wurde". Die Vorstellung, die Morton dadurch in uns hervorruft — wie die beiden Meister der Politik an Bord von Kriegsschiffen aufs hohe Meer hinausstürmen, um die Bergpredigt von neuem zu verkünden — verschlägt einem freilich etwas den Atem. Man denkt an die Hast, mit der diese „neue Freiheitsurkunde für die Menschheit" zustandekam, wenn man liest, daß die englische Zeitschrift *Twentieth Century* in ihrer nächsten Ausgabe darüber sagte: „Selbst als rhetorische Leistung reicht die englisch-amerikanische Erklärung einfach nicht aus." Wie die Ereignisse bestätigten, war es wirklich nur eine rhetorische Leistung, und nur als solche erfüllte sie ihren Zweck.

Ihr Wortlaut war folgender:

den 12. August 1941

Gemeinsame Erklärung)*

Der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika und der Premierminister, Herr Churchill, als Vertreter der Regierung Seiner Majestät im Vereinigten Königreich, die sich auf einer Zusammenkunft getroffen ha-

*) Deutsche Übersetzung nach der Dokumentensammlung „Zwischen Krieg und Frieden" des Zeitpolitischen Archivs, Berlin 1946, Wedding-Verlag.

ben, erachten es für richtig, gewisse gemeinsame Prinzipien in der internationalen Politik ihrer jeweiligen Länder, auf die sie ihre Hoffnungen auf eine bessere Zukunft für die Welt gründen, bekanntzugeben.

Erstens, ihre Länder suchen keine territoriale oder sonstige Vergrößerung.

Zweitens, sie wünschen nicht, daß territoriale Veränderungen zustande kommen, die nicht mit den frei geäußerten Wünschen der betroffenen Völker übereinstimmen.

Drittens, sie achten das Recht der Völker, sich diejenige Regierungsform zu wählen, unter der sie leben wollen, und sie wünschen, daß Souveränitätsrechte und Selbstverwaltung denen zurückgegeben werden, denen sie gewaltsam entrissen worden sind.

Viertens, mit gebührender Rücksicht auf ihre bestehenden Verpflichtungen werden sie sich bemühen, die Möglichkeit des Zugangs aller Staaten, großer und kleiner, Sieger und Besiegter, zu gleichen Bedingungen, zum Welthandel und zu den Rohstoffen der Welt, welche für ihr wirtschaftliches Gedeihen gebraucht werden, zu fördern.

Fünftens, sie wünschen, die vollste Zusammenarbeit aller Nationen auf wirtschaftlichem Gebiet herzustellen mit dem Ziel, für alle verbesserte Arbeitsbedingungen, wirtschaftlichen Fortschritt und soziale Sicherheit zu gewährleisten.

Sechstens, nach der endgültigen Vernichtung der nationalsozialistischen Tyrannei hoffen sie, einen Frieden aufgerichtet zu sehen, der allen Nationen die Möglichkeit geben wird, in Sicherheit innerhalb ihrer eigenen Grenzen zu leben, und der Gewähr dafür geben wird, daß alle Menschen in allen Ländern ihr ganzes Leben lang frei von Furcht und Not leben können.

Siebentens, solch ein Frieden soll alle Menschen in die Lage versetzen, ungehindert die Meere und Ozeane zu befahren.

Achtens, sie glauben, daß alle Völker der Erde, aus realistischen sowohl wie aus geistigen Gründen, dazu kommen müssen, die Anwendung von Gewalt aufzugeben. Da kein zukünftiger Frieden bewahrt werden kann, wenn Bewaffnung für den Land-, See- oder Luftkrieg weiterhin Nationen zur Verfügung steht, welche mit Aggression außerhalb ihrer Grenzen drohen oder drohen können, glauben sie, daß die Entwaffnung solcher Nationen von wesentlicher Bedeutung ist, bis ein umfassenderes und dauerndes System der allgemeinen Sicherheit aufgebaut sein wird. Sie werden gleichermaßen alle anderen praktischen Maßnahmen, welche den friedliebenden Völkern die drückende Last der Rüstungen erleichtern, unterstützen und fördern.

In einem einzigen Punkt nur ähnelte die „neue Magna Charta für die Menschheit" der Heiligen Schrift: Sie trug keine Unterschrift und keine Siegel.

Mr. Churchill nützte die günstige Gelegenheit noch dazu aus, dafür zu sorgen, daß Roosevelt erneut den Japanern drohte. Inzwischen war bekannt geworden, daß die am 26. Juli verfügten wirtschaftlichen Sanktionen Japan in eine unerträgliche Lage gebracht hatten. Wie wir schon gesehen haben, konnte das nach dem warnenden Bericht der Marine[156] für Roosevelt keine Überraschung sein. Auch Sumner Welles, der vom Außenministerium ständig mit Nachrichten versorgt wurde, kann sich keine Illusionen gemacht haben. Denn schließlich muß ihm ja die „Hornbeck'sche Denkschrift" vom 3. Januar 1935 ebenfalls vertraut gewesen sein, da sie in diplomatischen Kreisen fast grundsätzliche Bedeutung erlangt hatte. In ihr hatte der Chef der Fernost-Abteilung des Außenministeriums festgestellt: „Es liegt klar auf der Hand, daß Japan entweder seine Industrie weiter entwickeln und Zugang zu größeren Märkten für seine Waren bekommen oder verhungern muß. Die dem japanischen Volke angeborene Lebenskraft und Männlichkeit schließen jede Hoffnung aus, daß es die letztere Möglichkeit mit in den Schoß gelegten Händen hinnimmt." Was Mr. Churchill anging, so brauchte man ihn als Engländer wohl kaum über die Schwierigkeiten Japans infolge seiner Insellage aufzuklären; auch war er in der Geographie beschlagen genug, um zu wissen, daß in Japan, das nur über geringe natürliche Reichtümer verfügte, achtzig Millionen Menschen auf einer Fläche wohnten, die nur ein Zwanzigstel so groß wie Australien mit einer Bevölkerung von nur sieben Millionen war. Man wundert sich daher etwas, wenn man in Churchills Memoiren liest: „Keiner von uns ist sich wohl darüber klar geworden, wie hart diese Sanktionen waren[157]." Aber wie dem auch sei, jedenfalls wurde vereinbart, eine scharfe Note an die Japaner zu schicken, um ihnen ihr Dilemma noch einmal ausdrücklich vor Augen zu halten. Churchill telegraphierte an sein Kabinett: „Er — Roosevelt — hat sich einverstanden erklärt, seine Mitteilung mit einer ernsten Warnung zu schließen, *die ich aufgesetzt habe*[158]." Kein Wunder also, daß Mr. Churchill nach dem Angriff auf Pearl Harbour vor lauter Freude im Unterhaus damit herausplatzte: „Das ist es, wovon ich geträumt, wonach ich gestrebt, wofür ich gearbeitet habe — und jetzt ist es so weit!"[159]

Am Dienstag lichtete die *Prince of Wales* um fünf Uhr nachmittags den Anker. Vorher tauschten noch, wie Morton uns erzählt, bei einer hübschen kleinen Abschiedsfeier an Bord der *Augusta* der Präsident und der Premierminister „mit eigenhändiger Unterschrift versehene Photographien" aus, und kurz vor dem endgültigen Abschied sandten sie noch an den Diktator im Kreml ein herzliches Telegramm.

Auf die *Prince of Wales* zurückgekehrt, funkte Churchill erneut an seine Regierung: „Sie" — wer damit gemeint war, hielt er wohl für überflüssig zu sagen — „schicken uns sofort 150 000 weitere Gewehre, und ich erhoffe auch bessere Belieferung mit Panzern und schweren Bombern. Ich hoffe, sie werden den ganzen Überführungsdienst übernehmen und die Flugzeuge in England sowohl als in Westafrika durch amerikanische Flieger übergeben lassen, von denen vielleicht viele bei uns bleiben werden, um Kriegserfahrungen zu sammeln[160]." Er sprach ferner die Hoffnung aus, daß seine Kollegen der Meinung seien, seine Reise sei „ergiebig" gewesen. Vom König bekam er einen Funkspruch, in dem er ihn zu seinem Erfolg beglückwünschte. Neun Tage vorher war Franklin D. Roosevelt zu einer „Angeltour" aufgebrochen, den guten Fang aber hatte Winston Churchill gemacht.

Inzwischen war Lord Beaverbrook, der englische Versorgungsminister, den Churchill hatte im Flugzeug nachkommen lassen, in Begleitung von W. Averell Harriman nach Washington weitergeflogen, wo nach der *Time* ein Witzbold — vielleicht weniger freundlich als scharfblickend — sagte, „Beaverbrook sei herübergekommen, um nachzusehen, ob die Engländer womöglich noch irgend etwas übriggelassen hätten[161]."

Roosevelt befaßte sich vor allem mit der äußeren Form der Charta, sowie mit der Zeit und Art ihrer Verkündung in aller Welt. Er bestand darauf, daß sie nicht auf Pergament geschrieben, nicht mit Namen unterzeichnet und nicht als Vertrag gesiegelt wurde; denn dann hätte er sie dem Senat zur Ratifizierung vorlesen müssen, und wie Sherwood ganz offen zugibt, „wollte er in dieser Hinsicht kein Risiko eingehen"[162]. Daher wurde die Charta nur vervielfältigt und ausgegeben.

„Gleichwohl", schreibt Sherwood, „sollte sie Weltgeltung und historische Bedeutung erlangen." Und Sumner Welles schreibt, daß „sie genauso rechtsgültig und bindend war, als wenn sie unterschrieben und gesiegelt worden wäre"[163]. Ob Franklin D. Roosevelt sein Abkommen mit dem Premierminister als „rechtsgültig und bindend" im juristischen Sinne ansah, bleibe dahingestellt, sicher ist, daß er durch seine Veröffentlichung „die Weltgeltung und historische Bedeutung" des Dokumentes erreichen wollte. Es sollte in Amerika wie ein Blitzstrahl wirken.

Er hatte Vorsorge getroffen, daß es in London und Washington am gleichen Tage — am Donnerstag, dem 14. August — ausgegeben werden sollte, wenn er noch auf See war. Als die Konferenz zu Ende war, sandte er Welles mit entsprechenden Weisungen nach Washington. Aber Welles hatte den Hafen noch nicht verlassen, da erhielt er folgende Ergänzung dazu, mit deren Übermittlung Roosevelt — auf Grund der ihm eigenen Schlauheit in diesen Dingen — Admiral Stark beauftragt hatte:

USS. Augusta, 12. August 1941

„... Der Präsident hat mir gesagt, er möchte gern, daß die Namen der Personen, die ihn begleiten, nicht vor Samstag bekannt werden; an diesem Tage können Sie sie dann freigeben.

Der Grund dafür ist, daß er wünscht, die Veröffentlichung des Dokumentes in der Presse soll ‚wie ein verbundener Daumen' alle Blicke auf sich allein lenken und nichts soll die Leute davon ablenken oder Erörterungen über andere Dinge auslösen. Erst dann, wenn sie Zeit gehabt haben, es richtig zu verdauen, soll man wie von selbst einen Schritt weitergehen und auch die Namen der übrigen Teilnehmer bekanntgeben — am Samstag. H. R. Stark"[164]

Diese Taktik des „verbundenen Daumens" hatte offensichtlich Erfolg. Als am Samstag die Jacht *Potomac,* wieder mit dem Präsidenten an Bord, um den Wellenbrecher kam und in Rockland im Staate Maine den Anker fallen ließ, war das Land noch immer voller Neugier, und fünfzig Zeitungs-, Radio- und Kameraleute nebst ihren Gehilfen warteten auf den virtuosen Schauspieler. Rundfunkansager plapperten in ihre Mikrophone. Er, er war wieder da, heimgekehrt aus dem geheimnisvollen Atlantik, von dem feindseligen Meer, von einer Konferenz ohnegleichen. Die honigsüßen Phrasen der Charta hatten bereits ihren Zauber ausgeübt. Das Ganze war ein ungewöhnlich wohlgelungener Roosevelt'scher „Coup" — noch wirkungsvoller als der Überlandflug nach Chikago im Jahre 1932 zu seiner Rede auf dem Parteitag, der ihn das erstemal zum Präsidentschaftskandidaten nominierte.

In der Offiziersmesse der *Potomac* empfing der Präsident die im Weißen Haus beglaubigten Pressevertreter. Ruhig und entspannt saß er da, mit Harry Hopkins neben sich. Zu den Zeitungsleuten, die fast vierzehn Tage nervöser Spannung hinter sich hatten, sprach er zwanglos, sanft und beschwichtigend, aber doch so ausweichend, daß ihn der Hauch des Großartigen, Geheimnisvollen noch fesselnd umwitterte. Vollständiges Einvernehmen zwischen Amerika und England, sagte er, sei hinsichtlich der weiteren Entwicklung auf allen Erdteilen nun hergestellt; er und der Premierminister hätten für jede Möglichkeit, die sich irgendwo ergeben könnte, Richtlinien für ihr Vorgehen besprochen. Einige Zeitungsleute nickten dazu verständnisvoll. Offenbar konnte jeder, der den Krieg wollte, aus dieser vagen Andeutung eine Vorhersage unmittelbar bevorstehender Beteiligung Amerikas daran herauslesen; aber auf die Frage: „Glauben Sie, daß wir dem Eintritt in den Krieg dadurch irgendwie näher gekommen sind?" erwiderte der Präsident geheimnisvoll, das möchte er nicht sagen.

Daraufhin fuhr Mr. Roosevelt mit der Bahn nach Washington. Dort war sein erstes, daß er sich mit Außenminister Cordell Hull besprach

und die führenden Männer des Kongresses in das Weiße Haus rufen ließ, um ihnen einen Bericht aus erster Hand über die Konferenz zu geben. Aber zu besprechen war dabei nichts mehr. Die ganze Angelegenheit einschließlich der Atlantikcharta war ein *fait accompli.*

In England wollte der *London Daily Sketch* es nicht glauben, daß der Premierminister und der Präsident nur zusammengekommen waren, um „schöne Redensarten“ zu machen. Ganz allgemein waren die Engländer der Ansicht, daß sich die Mühen und Kosten der Konferenz zwischen Churchill und Roosevelt nur lohnten, wenn die Vereinigten Staaten dadurch tiefer in den Krieg hineingezogen wurden. Daher waren sie enttäuscht, daß Roosevelt sein Land nicht offen zum Eintritt in den Krieg verpflichtet hatte, doch hofften sie, sein Abkommen mit Churchill werde sich als ein Eisberg herausstellen, bei dem bekanntlich der größte Teil unter Wasser ist. Den acht Punkten der Atlantikcharta begegnete man in England und Kanada fast überall mit Gleichgültigkeit, und die freimütigeren Zeitungen und Zeitschriften gingen mit Ausdrücken wie „abgedroschen“, „großsprecherisch“, „schwülstig“ und „wirklichkeitsfremd“ darüber hinweg. Eine Londoner Zeitung — die *Daily Express* — knurrte, das englische Volk sei mehr an Kriegszielen als an Friedenszielen interessiert — was zum Unglück für die Gestaltung der Zukunft leider nur zu richtig war.

Doch ob „schöne Redensarten“ oder nicht, die Atlantikcharta verdient zweifellos einen Platz unter den Denkwürdigkeiten der englischen Geschichte. Vielleicht werden künftige Historiker sie dazu benützen, die Torheit oder die Tücke englisch-amerikanischer Staatskunst im Zweiten Weltkrieg zu illustrieren. 1941 waren jedoch ihre Auswirkungen durchaus real. Winston Churchill schreibt in seinen Memoiren, daß „die tiefgründige und weitreichende Bedeutung dieser gemeinsamen Erklärung augenscheinlich ist“. Aber nach der Art, wie er dieses Thema in seinen Memoiren behandelt, ist es ebenso augenscheinlich, daß seiner Meinung nach die Bedeutung der Charta nicht etwa darin lag, daß ihre acht Punkte Aussicht hatten, nach Kriegsende durchgeführt zu werden — diese waren längst verworfen, als Churchill seine Memoiren schrieb. Sie lag natürlich zunächst einmal darin, daß die verkündeten Grundsätze auf die leichtgläubige amerikanische Öffentlichkeit als Beruhigungstrank wirkten, und zweitens darin, daß Präsident Roosevelts Beteiligung an der Verkündigung der Charta direkt den *casus belli* schuf. Die deutsche Regierung konnte sie jedenfalls nicht anders auffassen, und selbst Churchill schreibt: „Die Tatsache, daß die formell noch immer neutralen Vereinigten Staaten eine derartige Erklärung gemeinsam mit einer kriegführenden Macht abgaben, war *erstaunlich*[165].“

Mr. Churchill kannte natürlich die Beschränkungen, die das Völkerrecht neutralen Staaten auferlegt, und er hatte auch die amerikanische

Verfassung gelesen, nach der nur der Kongreß berechtigt ist, den Krieg zu erklären. Daher ist es durchaus zu verstehen, daß er Roosevelts Vorgehen, so willkommen es auch Engländern und Russen sein mußte, „erstaunlich“ findet. Dabei rühmt er sich noch, daß er selbst Roosevelt dazu verleitet hatte, praktisch den Krieg zu erklären. Denn er fährt fort: „Die Aufnahme der Redewendung ‚nach der endgültigen Vernichtung der Nazi-Tyrannei' — die auf meinen ursprünglichen Entwurf zurückgeht! — in Punkt 6 der Charta bedeutete eine Herausforderung, die in normalen Zeiten zu Kriegshandlungen geführt hätte.“ Auch diesmal „führte sie zu Kriegshandlungen“. Im September schon gab Roosevelt den Marineeinheiten im Atlantik Befehl, „bei Insichtkommen zu schießen“, und im Oktober sagte er in seiner Rede anläßlich des „Tages der Marine“: „Das Schießen hat schon angefangen.“

Auch den führenden Männern der Sowjetregierung war die Bedeutung dieser Worte klar. Die Tyrannei, die Präsident Roosevelt vernichten wollte, war die der Nazis, nicht ihre eigene. Das war wichtig für sie zu wissen.

Am Sonntag abend nach seiner Rückkehr nach England sprach Churchill im Rundfunk. Seine Rede wurde nach den Vereinigten Staaten übertragen, und da man sie überall vorher angekündigt hatte, konnte er damit rechnen, daß in dieser Stunde die meisten Amerikaner friedlich zu Hause saßen und seinen Worten lauschten. Noch nie war seine Stimme so wohlklingend und kunstvoll moduliert gewesen, seine Pausen so geschickt eingestreut, seine Worte so schlau dem angepaßt, was die Amerikaner gern hörten. Die Begegnung mit Präsident Roosevelt, sagte er, war „symbolisch“. Sie versinnbildlichte „die tief unter der Oberfläche liegenden Gemeinsamkeiten der Englisch sprechenden Menschen in aller Welt“. Das klang brüderlich, wie es zu dieser Gelegenheit paßte, doch für Mr. Churchill klang es noch nicht großartig genug. „Es versinnbildlichte“, fuhr er daher mit erhobener Stimme fort, „etwas noch Erhabeneres, nämlich den Aufmarsch *der guten Kräfte der Welt gegen die bösen Kräfte*[166].“

Hätte ein anderer das gesagt, so hätten diese scheinheiligen Worte vielleicht Widerwillen oder auch spöttisches Gelächter ausgelöst; Mr. Churchill aber brachte Tränen in manches Auge. Bezaubert von seiner Redekunst überhörten die Zuhörer die seinen Worten zugrundeliegende Selbstverherrlichung. Und vergessen war die lange Liste der mancherlei Taten, die England den Beinamen „das perfide Albion“ eingetragen hatten. Vergessen war auch der wenig schöne Ruf von Englands neuem Verbündeten im Osten, von dem Mr. Churchill vor gar nicht so langer Zeit selbst gesagt hatte: „Der Kommunismus bringt die Seele eines Volkes zum Vermodern.“ Doch unangefochten von alledem stellte Mr. Churchill seinen amerikanischen Zuhörern den derzeitigen Krieg ein-

fach als einen Zusammenstoß „der guten Kräfte der Welt" mit „den bösen Kräften" hin.

Dann kam die glänzende Verheißung. Die Englisch sprechenden Völker, verkündete er, würden „die schuftenden breiten Massen in allen Erdteilen der Welt aus ihrem Elend herausführen zu der breiten Heerstraße der Freiheit und Gerechtigkeit". Wenn die Amerikaner etwas suchten, um dafür zu kämpfen, was konnten sie sich Besseres wünschen als dies? Und um das Maß vollzumachen, legte er noch folgendes Bonbon darauf: „Das ist die höchste Ehre und die ruhmreichste Gelegenheit, die sich jemals einem Teil der Menschheit bieten kann!"

An dem Elend der meisten „schuftenden, breiten Massen in allen Erdteilen" waren die Deutschen bestimmt nicht schuld. Und gehörten zu diesen Unglücklichen nicht auch die bedrückten Untertanen von Stalin, Molotow u. a., die ihrerseits trotz ihres schlechten Rufes nach Mr. Churchills Einteilung nun in die Kategorie der „guten Kräfte" kamen? Hatte Mr. Churchill seine neuen Verbündeten wohl schon gefragt, was sie für Nachkriegspläne für Europa und Asien hatten? Über keine dieser Fragen ließ er sich jedoch aus.

Zum Schluß kam Mr. Churchill klugerweise an diesem Sonntagabend auf die Religion zu sprechen, wobei er allerdings den doktrinären Atheismus seiner kommunistischen Verbündeten mit Stillschweigen überging. Er erzählte, welche Choräle sie auf dem Achterdeck des Schlachtschiffes *Prince of Wales* gesungen hatten; sie waren allen seinen Zuhörern von Jugend an vertraut. Er sagte: „Wir sangen ‚Vorwärts, christliche Soldaten', und tatsächlich hatte ich das Gefühl, daß dies keine eitle Anmaßung war, sondern daß wir berechtigt waren, uns als Kämpfer für eine Sache zu fühlen, um derentwillen *eine Posaune aus der Höh' ertönte.*" Befand man sich nicht wirklich schon in einem heiligen Krieg?

Zufällig hatte Mr. Churchills Erzfeind Adolf Hitler ebenfalls eine Vorliebe für die Redewendung „breite Massen". „Will man die Zuneigung der breiten Massen gewinnen", hatte er in „Mein Kampf" geschrieben, „so muß man ihnen die unvergorensten und dümmsten Sachen erzählen." Einer der wenigen Vorzüge Hitlers neben der langen Liste seiner Fehler war die Offenheit, mit der er alle seine Methoden aufdeckte, so daß jeder, der wollte, sie sehen und nachahmen konnte. In diesem Fall hatte jedoch Macchiavelli schon vor rund vierhundert Jahren denselben Rat gegeben, und viele berühmte Gestalten der neuen europäischen Geschichte hatten ihn befolgt, waren jedoch im Gegensatz zu Macchiavelli und Hitler zu verschwiegen oder zu taktvoll gewesen, als daß sie ihre Karten jemals so aufgedeckt hätten.

Wäre im August 1941 jemand bewußt darauf ausgegangen, etwas recht Unvergorenes und Dummes über den damals in Europa tobenden Krieg zu sagen, so hätte er sich nichts Besseres ausdenken können, als daß der

Sieg der sowjetischen Soldateska — den ja der Zusammenschluß der Alliierten bezweckte und schließlich auch erreichte — den Völkern, die auf ihrem Wege lagen, Freiheit und Gerechtigkeit bringen werde. Noch grotesker wäre nur der Vorschlag gewesen, daß sie auf ihrem Vormarsch „Vorwärts, christliche Soldaten“ singen sollten.

Churchills Landsleute hätten sich über Hitlers zynischen Rat eigentlich gar nicht so sehr zu empören brauchen. Hatte ihnen doch der schottische Schriftsteller Henry Mackenzie schon vor langer Zeit einen ähnlichen Ausspruch zum Nachdenken hinterlassen. „Die Menschheit“, hatte er gesagt, „ist im großen und ganzen ein töricht glotzendes Ungeheuer, das sich gern betrügen läßt und darin bisher nur selten enttäuscht worden ist.“

In Amerika hatte man in der letzten Zeit Hitlers aufgewärmte Version dieses alten Denkspruches landauf landab zitiert, um zu beweisen, daß Hitler ein Schurke war; und die meisten Amerikaner ahnten in ihrer Harmlosigkeit gar nicht, daß sein Rezept schon uralt war und daß auch Präsidenten und Premierminister es ebenso gut zusammenbrauen konnten wie der „Führer“ — und es oft genug schon getan hatten.

So unglaublich es auch erscheinen mag, selbst im Unterhaus, bei dessen Mitgliedern man doch einige Welterfahrenheit voraussetzt, konnte man am 27. Februar 1945 aus Winston Churchills Munde die erstaunliche — und unwidersprochene! — Feststellung hören: „Ich kenne keine Regierung, die, selbst wenn es ihr schwerfällt, so fest zu ihren Verpflichtungen steht wie die russische Sowjet-Regierung[167].“

Dazu hat der bekannte englische Seekriegsgeschichtler Captain Russell Grenfell gesagt: „Dies gehört bestimmt zu den gefährlichsten politischen Fehlurteilen, welche die Geschichte kennt[168].“ Doch vermutlich hat Captain Grenfell des Premierministers Urteilsfähigkeit unter- und seine Aufrichtigkeit überschätzt. Denn unmöglich konnte Churchill das glauben, was er da sagte; hatte er doch ein Vierteljahrhundert lang gerade das Gegenteil erklärt. Herrisch unterbrach er die Debatte: „Ich lehne es strikt ab, mich hier auf eine Diskussion über Treu und Glauben der Russen einzulassen.“ Inzwischen hatte aber Stalin seine mit der Atlantikcharta unterschriebene Verpflichtung, keine Gebietsvergrößerung anzustreben, längst in den Wind geschlagen, hatte grausam wie Dschingis Chan die drei baltischen Staaten geschluckt, war im Begriff, Teile von Polen, Rumänien, Tschechoslowakei und Deutschland für immer Rußland einzuverleiben und plante insgeheim — wie der soeben erst aus Jalta zurückgekehrte Churchill wußte —, seinen Nichtangriffspakt mit Japan zu brechen. Seit den ersten Anfängen des Bolschewismus hatte sich die Sowjetregierung einer Rechtsverdrehung, Treulosigkeit und Nichterfüllung ihrer Versprechen nach der anderen schuldig gemacht; denn dies entsprach der ganz offen ausgesprochenen Taktik des Leninismus und Stalinismus im Rahmen der allgemeinen Strategie zur Herbeifüh-

rung der kommunistischen Weltrevolution. Auch die jüngsten Schachzüge des roten Diktators hatten einwandfrei gezeigt, daß er sich durch irgendwelche moralische Verpflichtungen nicht von seinen imperialistischen Zielen abhalten lassen werde.

Wir können nur annehmen, daß Churchills Erklärung im Unterhaus eine Geste war, zu der er sich verpflichtet fühlte, eine Art diplomatischer Verbeugung, die Stalin von ihm verlangte. Wir wissen heute, daß er bereits in diesem Stadium seines Lebens, wie er später schrieb, „mit schmerzendem Herzen und von schlimmen Ahnungen bedrücktem Gemüt" umherging[169]. Neun Jahre darauf finden wir Sir Winston, der trotz seines bevorstehenden achtzigsten Geburtstages noch immer über den Wohlklang seiner Stimme verfügte, in Blackpool wieder, wo er auf einer Tagung der Konservativen Partei erklärte, wenn die Vereinigten Staaten ihre Truppen und Waffen aus Europa abzögen, so „würde dadurch ganz Europa zur Unterjochung durch die russischen Kommunisten verurteilt werden und unsere berühmte, schöne Insel zu Tod und Vernichtung"[170].

Tatsächlich schwebte von dem Augenblick an, da Hitlers Leiche in Flammen aufging und überall „die guten Kräfte über die bösen Kräfte" triumphierten, Europa ständig in tödlicher Gefahr. Churchill vollzog schon knapp ein Jahr nach Roosevelts Tod — am 5. März 1946 — öffentlich seinen Frontwechsel, als er bei seiner berühmten Rede im Westminster College in Fulton im Staate Missouri mit trauriger Stimme sagte: „Von Stettin an der Ostsee bis Triest am Adriatischen Meer hat sich ein eiserner Vorhang quer durch Europa herabgesenkt... Fast überall haben Polizeiregierungen die Oberhand gewonnen . . . Kommunistische Parteien oder fünfte Kolonnen bilden für die christliche Kultur eine ständige Bedrohung und Gefahr."

Winston Churchills unaufrichtiges Eintreten für die Sowjetregierung im Jahre 1945 kurz nach Jalta — er brachte es sogar über sich, von den führenden Männern im Kreml zu sagen: „Ihr Wort ist ihre Bürgschaft" — ist eigentlich nur zu verstehen, wenn man ihm zugute hält, daß er damals bei allem, was er in der Öffentlichkeit sagte, Rücksicht auf Franklin D. Roosevelts Wünsche nehmen mußte, der sich — wie Captain Grenfell sagt — „in einem Zustand törichter Verblendung hinsichtlich der makellosen Reinheit von Marschall Stalins Beweggründen befand". Die erniedrigende Rolle, die Churchill spielte, war oft nicht beneidenswert.

Angenehmer, wenn auch durchaus nicht weniger grotesk war seine Aufgabe damals, als er an jenem Sonntagabend im August 1941 im Rundfunk gewissermaßen das Kommando über die Streitkräfte Gottes auf Erden im Kampf gegen die des Satans übernahm und sich höflich bereit erklärte, seine Führungsbefugnisse mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten zu teilen.

KAPITEL 9

Die acht Punkte

„Die Sprache ist dem Menschen gegeben, um seine Gedanken zu verbergen.“ Dieses sarkastischen Ausspruches Talleyrands haben sich in unserer Zeit gewisse Sprachwissenschaftler bemächtigt und einen wahren Kult daraus gemacht, dem sich auch Psychologen, Lehrer, Soziologen, ja, auch Wirtschaftler angeschlossen haben, oft aus ganz verschiedenen Beweggründen. Sie haben dafür sogar ein besonderes Kauderwelsch erfunden und geben vierteljährlich eine Zeitschrift heraus, um ihre Getreuen auf dem Laufenden zu halten. Viele Erkenntnisse über die Sprache, die bereits Aristoteles und Cicero längst bekannt waren, werden in die neuen, nur Eingeweihten verständlichen Worte gekleidet. Und indem sie jede sachliche Definition vermeiden und den Wörtern, den Werkzeugen der Sprache, rein persönliche Bedeutungen beilegen, verbreiten sie eine Art sprachlichen Nihilismus, der – wenigstens theoretisch – die Sprache als Mittel zur Mitteilung von Gedanken so gut wie unbrauchbar machen würde.

Mit ihren Methoden könnten sie zweifellos beweisen, daß ein Dokument wie die Atlantikcharta alles oder nichts bedeutet. Denn sie enthält Wörter wie „Vergrößerung“, „Recht“, „Zugang“ und „drohen“, die nach ihrer Meinung keine bestimmte Bedeutung haben, sondern sich wie Gummi nach Belieben ausdehnen lassen. Doch man kann hochstehende Männer wie Staatspräsidenten und Premierminister, die Erklärungen und Versprechungen gegenüber der Öffentlichkeit abgeben, nicht einfach ihrer moralischen Verantwortung entbinden, indem man sagt, sie hätten Gummiwörter gebraucht. Offenbar hatten sie doch irgendeine Absicht bei ihrer Ansprache an das Volk. Wir müssen uns also die Frage stellen: Was erwarteten sie, daß die meisten Leute, die ihre Botschaft hörten, darunter verstanden? Oder was für eine Bedeutung haben ihre Worte in der Umgangssprache? Denn die Worte solcher Männer werden geglaubt und führen zu Handlungen. Sie wissen das, und die Last der Verantwortung für jede versteckte Zweideutigkeit liegt auf ihren Schultern. Maßgebend für die Aus-

legung ist jedoch die in der angesprochenen Öffentlichkeit allgemein geltende Auffassung.

Aus dem Augenzeugenbericht von Sumner Welles geht hervor, daß man auf der Atlantikkonferenz geraume Zeit darauf verwendete, die Worte so zu wählen, daß sie oberflächlich betrachtet einen bestimmten Sinn ergaben, den sie in Wirklichkeit jedoch gar nicht hatten. Diese Aufgabe wurde noch dadurch erschwert, daß die Redewendungen in verschiedenen Ländern verschiedene Bedeutung haben sollten. Beispielsweise wollten Roosevelt und Welles, daß mindestens in den Vereinigten Staaten der Eindruck erweckt werde, daß überall, einschließlich des englischen Empire, die Rohmaterialmonopole und Handelsdiskriminierungen wegfallen sollten, während Churchill mit Rücksicht auf die öffentliche Meinung in England und im Commonwealth fest darauf bestand, daß für die Vorzugsrechte innerhalb des Empire eine Ausnahme gemacht werde, ohne dies jedoch so deutlich auszusprechen, daß die Amerikaner es merkten.

Roosevelt wollte, daß die Amerikaner – und auch andere – zu der Überzeugung kommen sollten, daß unter befreiten Völkern nicht nur die Opfer Deutschlands, sondern alle unterjochten Völker, wo es auch sei, zu verstehen seien, während Churchill eine viel enger gefaßte Auslegung im Sinn hatte, deren Aufnahme in die Charta nicht ratsam erschien, die er jedoch später vor dem Unterhaus bekanntgab. Nach Elliott Roosevelts Bericht entschieden sich die beiden Männer nicht nur dafür, Worte zu wählen, die man in beider Sinn verstehen konnte, sie waren sich auch völlig des Unterschiedes ihrer Auffassungen bewußt, ließen aber trotzdem allgemein den Eindruck entstehen, daß sie sich untereinander völlig einig seien. Der australische Historiker Chester Wilmot hat in seiner hervorragenden Geschichte des Krieges *Das Ringen um Europa* diesen Punkt eingehend untersucht und ist zu dem Schluß gekommen, daß Elliott Roosevelts Bericht in dieser Hinsicht zutrifft[171].

Von Aristophanes über Shakespeare, Molière, Oscar Wilde und Noel Coward bis zu den Verfassern sogenannter „Gags" für Rundfunk und Fernsehen ist die Doppeldeutigkeit von Worten in verschiedenen Abwandlungen der Verfeinerung ein unentbehrliches Werkzeug der Lustspieldichter. Zur Meisterschaft in der versteckten Doppeldeutigkeit haben es jedoch vor allem große Staatsmänner und Diplomaten gebracht. Das *Team* Roosevelt, Welles, Churchill, Cadogan und – nicht zu vergessen – Hopkins war, wenn sie ihre fünf Köpfe zusammensteckten, der Aufgabe durchaus gewachsen. Doch eignet sich ihre heimliche Art des Spieles mit Worten weniger für das Lustspiel; in der Regel kommen dabei eher Tragödien zustande.

Ehe wir die acht Punkte der Charta untersuchen, erhebt sich die Frage: Wollten Churchill und Roosevelt, als sie diesen Gifttrank aus Worten zusammenbrauten, jeder für sein Land sprechen oder nur für sich selbst? In

dem einen Fall setzten sie die Ehre ihres Landes aufs Spiel, im anderen wäre nur ihr eigener Ruf gefährdet worden.

Churchills erster Entwurf der Charta war in dieser Beziehung unklar[172]. Seine Präambel enthielt nur einen Satz, der mit den Worten anfing: „Der Präsident der Vereinigten Staaten und der Premierminister, Mr. Churchill, in Vertretung der Regierung Seiner Majestät usw.". Fraglos handelten sie also in ihrer amtlichen Eigenschaft. Doch dann hieß es in dem Satz weiter, diese beiden Männer „... erachten es für richtig, gewisse Prinzipien bekanntzumachen, die sie beide als Richtlinien für die Gestaltung ihrer Politik anerkennen und auf die sie ihre Hoffnungen auf eine bessere Zukunft für die Welt gründen." Das „sie" bezieht sich auf den Präsidenten und den Premierminister. „Ihre Politik" braucht also in ihren demokratischen Ländern nicht unbedingt die Politik ihres Landes zu sein. Churchill hatte sich vorsichtig ausgedrückt.

Doch der Präsident änderte das ab. In der endgültigen Präambel heißt es „... erachten es für richtig, *gewisse gemeinsame Prinzipien in der internationalen Politik ihrer jeweiligen Länder*... bekanntzumachen." Dies ließ keinen Zweifel. Die beiden Männer sprachen nicht ihre persönliche Ansicht aus, sondern Grundsätze der Politik ihrer Länder.

Die Vereinigten Staaten von Amerika gehörten zu den wenigen Nationen der Welt, die vor gar nicht so langer Zeit ihr Ansehen und ihren moralischen Einfluß bis zum letzten eingesetzt hatten. Sie hatten es abgelehnt, den Vertrag von Versailles zu ratifizieren, da dieses unheilvolle Dokument ihren Grundsätzen und Verpflichtungen widersprach; sie waren von der hartnäckigen Weigerung der Franzosen und Engländer abgerückt, jemals die allgemeine Abrüstungsklausel zu erfüllen; sie beteiligten sich nicht an der unglaublich törichten Haßpolitik mit ihren Strafen und Repressalien, die um das entwaffnete Deutschland einen Ring von blitzenden Bajonetten aufgebaut, seinen Handel erdrosselt, seine Hoheitsrechte mit Füßen getreten, das Selbstgefühl seiner Bewohner gedemütigt, die Genfer Abrüstungskonferenz im Jahre 1932 zum Scheitern gebracht und — nach dem unerbittlichen Gesetz von Ursache und Wirkung — zu Hitlers Emporkommen beigetragen hatte. Woodrow Wilsons gefeierte Vierzehn Punkte waren zum alten Eisen geworfen worden, sobald die Deutschen am Ende des Ersten Weltkrieges die Waffen niedergelegt hatten, doch die Vereinigten Staaten hatten sich von dieser Heimtücke der Siegernationen deutlich distanziert. Außerdem waren die Vereinigten Staaten, wie die Polen, Tschechen, Litauer und andere recht gut wußten, von allen Großmächten die aufrichtigsten Verfechter des Rechtes auf Selbstbestimmung. Diesen glänzenden Ruf eines Landes, sich ehrenhaft verhalten zu haben, diese seine Wertschätzung bei Freund und Feind war Franklin D. Roosevelt jetzt bereit, bei diesem neuen Unternehmen aufs Spiel zu setzen.

Die Bedeutung von alledem für die Zukunft Amerikas als einer sittlichen

Kraft in der Welt kann man nicht überschätzen. Sumner Welles schrieb, die Atlantikcharta sei „die amtliche Verkündung der Politik beider Regierungen." Sie war „rechtsgültig und bindend", und sie war „eine Bekanntgabe des Präsidenten der Vereinigten Staaten und des Premierministers des Vereinigten Königreichs, gerichtet an die ganze Welt auf Grund ihres verfassungsmäßigen Rechtes, im Namen ihres Landes und ihrer Regierung zu sprechen, daß die beiden Nationen, die sie vertraten, die großartigen, in der Erklärung aufgestellten Grundsätze befolgen würden"[173].

Danach stellte die Atlantikcharta eine riesige sittliche Verpflichtung der Welt gegenüber dar, die ungeheure Bemühungen und Opfer mit sich brachte. Welles führte keine Klausel der amerikanischen Verfassung an, die den Präsidenten ermächtigte, sein Land in dieser Weise zu binden. Doch ob ermächtigt oder nicht, Roosevelt nahm sich das Recht, und die Welt faßte seine Worte als ein Versprechen der Vereinigten Staaten auf.

Dann wurde am 29. September 1941 der sowjetische Kommissar für Außenpolitik, Wjatscheslaw Molotow, der berüchtigte, januskäpfige Russe, der mit Außenminister v. Ribbentrop zusammen Vorkehrungen für die Teilung Polens getroffen hatte, im St. James Palast empfangen, wo er im Namen der sowjetischen Selbstherrscher die Atlantikcharta unterschrieb und damit seine Regierung zur Befolgung der acht Punkte verpflichtete. Um es der amerikanischen Presse bequemer zu machen, wurde diese feierliche Handlung – wohl einer der ungeheuerlichsten Schwindel der Weltgeschichte – in Washington wiederholt. Das Possenspiel wäre kaum ärger gewesen, hätte sich Adolf Hitler für die Lieferung von fünfzigtausend Panzern und fünfundzwanzigtausend Flugzeugen durch seine auf ein Stück Papier gekritzelte Unterschrift zur Befolgung der im Talmud enthaltenen heiligen Gesetze des Judentums verpflichtet. Schließlich strömten noch die Bevollmächtigten von über dreißig Ländern herbei, um die Atlantikcharta ebenfalls zu unterschreiben. Auf diese Weise wurde sie zu einem multilateralen internationalen Pakt.

Punkt eins: Ihre Länder suchen keine territoriale oder sonstige Vergrößerung.

So stand es schon in Churchills ursprünglichem Entwurf. Diesen übergab Sir Alexander Cadogan am Sonntagmorgen, dem Tage nach dem Beginn der Konferenz, Mr. Sumner Welles. Nach Churchills Bericht hatte ihm Präsident Roosevelt gleich am Samstag gesagt, „er hielte es für gut, wenn wir beide eine gemeinsame Erklärung entwerfen könnten, in der gewisse allgemeine Grundsätze festgelegt würden, die unsere Politik auf dem gleichen Wege führen sollten". „In dem Wunsch, diesem sehr nützlichen Vorschlag nachzukommen", fährt Churchill fort, „übergab ich ihm am nächsten Tag, dem 10. August, einen Arbeitsentwurf für eine solche Erklärung[714]".

Das alles klingt so, als wäre darüber noch nie gesprochen worden. Doch stimmt diese beiläufige Einführung der Charta mit Churchills etwas allzu deutlich erkennbarer Absicht überein, sie in seinen Memoiren möglichst unwichtig erscheinen zu lassen – tatsächlich hatte die Charta, als er seine Memoiren schrieb, keinerlei Bedeutung mehr. Harry Hopkins' Darstellung der Angelegenheit ist jedoch ganz anders; denn nach Sherwood, dem Hopkins' persönliche Aufzeichnungen vorlagen, wußte Churchill schon, ehe er Präsident Roosevelt begrüßte, daß die Abgabe einer gemeinsamen, an die ganze Welt gerichteten Erklärung einer der Gründe, wenn nicht der Hauptgrund, dafür war, die Begegnung so groß aufzuziehen. Auf der Fahrt über den Atlantik an Bord der *Prince of Wales* spielten Harry und der Premierminister nicht nur Puff miteinander, sondern „erörteten die Phraseologie der Atlantikcharta, die der Premierminister dem Präsidenten übergeben wollte[175]".

Dieser erste Punkt von Churchills erstem Entwurf blieb, wie gesagt, unverändert. Oberflächlich gesehen, ist daran nichts zu beanstanden. Unzweifelhaft betrifft er jede territoriale Vergrößerung durch Annexion. Die hinterhältigere Art der Vergrößerung durch Einsetzung von Marionettenregierungen in nur dem Namen nach autonomen Ländern wird nicht besonders erwähnt, gehört aber wohl in die Kategoie „oder sonstige".

Die wirkliche Scheinheiligkeit von Punkt eins liegt aber im Grunde noch tiefer. So teuer moderne Kriege auch sind, so vergrößern sie selbstverständlich die Macht des Siegers auf Kosten des völlig geschlagenen, einst mächtigen Gegners. Zweifellos sah Mr. Churchill selbst schon voraus, daß der englischen Schiffahrt, wenn einmal die deutsche Handelsmarine von den Weltmeeren vertrieben war, manche Tonne Fracht, die vorher die Deutschen befördert hatten, zufallen werde und daß sich die Cunard- und die White-Star-Linie eines einkömmlicheren Passagiergeschäftes erfreuen würden, wenn der Norddeutsche Lloyd und die Hamburg-Amerika-Linie auf viele Jahre hinaus aus den Häfen verschwunden waren. Würden nicht auch die British Overseas Airways durch die Vernichtung aller Passagierflugzeuge in einem geschlagenen und besetzten Deutschland „vergrößert" werden? Und Englands Absatzmöglichkeiten in Asien, Afrika und Südamerika – würden sie nicht auch in den Jahren nach dem Kriege „vergrößert" werden, wenn die ständig zunehmende Konkurrenz des Emporkömmlings Japan entweder durch allmähliche Abwürgung seiner Wirtschaft oder durch eine Niederlage im Kriege beseitigt wurde?

Ohne Rücksicht auf alles moralische Gerede und die Vorspiegelung edler Beweggründe „vergrößert" ein Krieg, der einen starken Konkurrenten – und sei es auch nur vorübergehend – von den Weltmärkten, vom Seehandel und vom Luftverkehr ausschließt, den Sieger im Vergleich zu diesem Gegner. Wie hat denn England in der Zeit vom 15. bis zum 20. Jahrhundert seine große Stellung im Welthandel erreicht? Doch durch Kriege,

in denen es jeden Konkurrenten, der ihm lästig wurde, zu Boden schlug – erst die Spanier, dann die Holländer, die Franzosen und schließlich die Deutschen. Die Deutschen des 20. Jahrhunderts ließen sich jedoch nicht auf die Dauer unterkriegen, und in Ostasien, wo der englische Imperialismus schon lange bekannt war, erhoben sich die Japaner. Beide Völker hatten gute Seeleute und tüchtige Industriearbeiter, und ihre Länder waren übervölkert. Eine scharfe Handelskonkurrenz mit England ließ sich daher nicht vermeiden. Künftige Historiker werden berichten, daß in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Frage durch Krieg, nicht durch fairen, offenen Wettbewerb auf dem Markt geregelt wurde – genauso wie seinerzeit im 16. und 18. Jahrhundert die Kriege Englands gegen die Spanier und im 17. Jahrhundert gegen die Holländer die Vorherrschaft im Welthandel entschieden hatten.

Präsident Woodrow Wilson hat im Jahre 1919 die Ansicht geäußert, daß heutzutage alle Kriege diesem Zweck dienen. „Gibt es wohl irgendeinen Mann oder eine Frau", sagte er, „ja ich möchte fast sagen, irgendein Kind, das noch nicht weiß, daß in der neuzeitlichen Welt der Samen zum Kriege in der industriellen und kommerziellen Rivalität liegt? Auch dieser Krieg war ein Industrie- und Handelskrieg!" Sigmund Freud hätte das wahrscheinlich als übertriebene Simplifizierung bezeichnet. Denn er fand den Trieb zum Kriege tief und wahrscheinlich unausrottbar in der Psyche der Menschen eingebettet[176]. Auch Jonathan Swift hätte sich mit der wirtschaftlichen Erklärung der Kriegsursachen, die Präsident Wilson in seiner Enttäuschung und Erregung 1919 gab, wohl nicht zufrieden gegeben; er nannte den Krieg „dieses wahnwitzige Spiel mit dem Tode, das die Welt so liebt". Doch wie dem auch sei, kein vernünftiger Mensch wird behaupten wollen, daß ein Krieg zwischen England, Deutschland und Japan, die alle drei, wenn sie ihren Lebensstandard aufrechterhalten wollen, auf Überseehandel angewiesen und Rivalen auf den Weltmärkten sind, keine schwerwiegenden Verschiebungen in den wirtschaftlichen Machtverhältnissen zur Folge haben und den Sieger im Vergleich zum Besiegten nicht „vergrößern" muß.

Als Mr. Churchill den Punkt eins der Atlantikcharta entwarf, sagte er nur, sein Land „suche" keine territoriale oder sonstige Vergrößerung. Ebenso gut könnte ein Mann, der seines Nachbars Baum schüttelt, sagen, er suche die Pflaumen nicht, die zufällig in seinen offenen Korb fallen.

Punkt zwei: Sie wünschen nicht, daß territoriale Veränderungen zustandekommen, die nicht mit den frei geäußerten Wünschen der betroffenen Völker übereinstimmen.

So stand es schon in Churchills Entwurf, und es wurde nicht abgeändert. Es war die goldene Verheißung für all die Völker, nach deren Land und Heimstätten es andere gelüstete. Wohlgemerkt, *keine* territorialen Ver-

änderungen — ohne Ausnahme! Das konnten Deutsche, Polen und alle anderen Völker nur als Zusicherung verstehen, daß ihr Land nicht gewaltsam zerstückelt werden würde.

„Übereinstimmend mit den frei geäußerten Wünschen der betroffenen Völker." Das bedeutet sicher nicht, daß Länder von einigen wenigen um einen Tisch sitzenden Männern zerlegt und verteilt werden, daß Familien aus ihren Bauernhäusern und Wohnungen, die ihnen und ihren Vorfahren schon seit Generationen gehörten, herausgerissen und auf die Landstraße gejagt werden sollten. Es bedeutete, daß Angehörige eines Volkes nicht einer fremden Herrschaft unterstellt werden sollten, ohne sie vorher nach ihren Wünschen zu fragen. So barbarische Maßnahmen wurden abgelehnt. Der Gedanke an Volksabstimmungen in strittigen Gebieten ist dabei stillschweigend einbegriffen. Nicht das Schachern streitender Regierungen noch die Voreingenommenheiten von Männern wie Roosevelt, Churchill oder Stalin sollten bei einer Berichtigung der Karte Europas maßgebend sein, sondern allein der Wille der betroffenen Völker.

All das war klar verständlich. Anders wäre es auch gar nicht möglich gewesen, denn Roosevelt hätte niemals das amerikanische Volk zum Eintritt in diesen Krieg bewegen können, hätte er ihm nicht gesagt, daß dieser Krieg — im Gegensatz zu früheren Kriegen in Europa — nicht mit dem unsinnigen Herumschieben widerwilliger Menschen und dem rücksichtslosen Einzeichnen neuer Grenzen auf der Landkarte enden werde — Maßnahmen, die bisher jeden Krieg nur zum Vorläufer eines anderen gemacht hatten. Jede Zweideutigkeit in dieser Hinsicht hätte verhängnisvoll für seine und Churchills Absichten werden können, also gaben sie ein feierliches Versprechen vor aller Welt ab.

In Wirklichkeit sollte dieser Krieg jedoch mit dem schrecklichsten Frieden enden, den die Geschichte kennt. Die Massenvertreibungen von Millionen schuldloser Zivilisten, die Zerstückelungen, Beraubungen und Plünderungen sowie die Vernichtung sittlicher und geistiger Werte sollten noch nie dagewesene Ausmaße annehmen[177]. Der Welt wurde gar keine andere Möglichkeit gelassen, als sich auf einen neuen Weltenbrand vorzubereiten. Was sich in Teheran und Jalta ereignete und die dort angewendeten Methoden werden wir im einzelnen noch untersuchen.

Unter den alten assyrischen Königen von Assurnazirpal an, der im Jahre 884 v. Chr. den Thron von Ninive bestieg, bis zu Assurbanipal, der im Jahre 645 v. Chr. das Land Elam verwüstete, war die Massenvertreibung zum üblichen Verfahren des Siegers geworden. Auch an anderen Praktiken, wie sie beim Ende des Zweiten Weltkrieges angewendet wurden, einschließlich systematischer Plünderungen, der Wegnahme von Landesteilen, des Aufhängens der führenden Männer der Besiegten, des Aufdrängens fremder Kulturen und der Einsetzung von Marionettenbeamten fehlt es in den langjährigen Annalen der Kriegsführung nicht. In der

Atlantikcharta verzichteten jedoch Präsident Roosevelt und Premierminister Churchill im voraus auf die meisten dieser Exzesse, die man unter dem Einfluß einer aufgeklärten, christlichen Kultur als Grausamkeiten zu verurteilen gelernt hatte. Man lebte ja im Zeitalter der Demokratie, und — so verkündeten sie wenigstens feierlich — „die Wünsche der betroffenen Völker" sollten berücksichtigt werden.

In Wirklichkeit wurde der Punkt zwei, wie wir sehen werden, von Churchill, Roosevelt und den Russen in stillschweigendem Einverständnis schon zu Anfang des Krieges und noch lange vor seinem Ende auf Grund fester Abmachungen in den Papierkorb geworfen.

Punkt drei: Sie achten das Recht der Völker, sich diejenige Regierungsform zu wählen, unter der sie leben wollen; und sie wünschen, daß Souveränitätsrechte und Selbstverwaltung denen zurückgegeben werden, denen sie gewaltsam entrissen worden sind.

In Churchills Entwurf lautete die zweite Hälfte des Satzes — hinter dem Semikolon — anders: *sie beabsichtigen dabei nur, die Rechte auf Redefreiheit und Gedankenfreiheit zu verteidigen, ohne die so eine Wahl illusorisch sein muß.*

Warum haben die Amerikaner diese zweite Klausel gestrichen? Das Eintreten für Rede- und Gedankenfreiheit steht doch im Mittelpunkt des politischen Glaubensbekenntnisses der Amerikaner. Sumner Welles gibt einen merkwürdigen Grund für diese Streichung an. „Es war mehr als zweifelhaft", sagt er, „ob der amerikanische Kongreß in diesem Augenblick ein Versprechen der Regierung billigen würde, ‚das Recht auf Redefreiheit und Gedankenfreiheit zu verteidigen', da diese Rechte in allen Achsenländern abgeschafft waren[178]."

Welles muß es recht schwer gefallen sein, sich einen vernünftigen Grund auszudenken, wenn er sich — mehrere Jahre danach — zu dieser Heuchelei versteigt. Zunächst bestand gar nicht die Absicht, die Atlantikcharta dem Kongreß zur Billigung vorzulegen, und das geschah auch nicht; denn nach Sherwood wollte Roosevelt, wie schon erwähnt, „in dieser Hinsicht kein Risiko eingehen". Zweitens waren die Rechte auf Rede- und Gedankenfreiheit nicht nur „in allen Achsenländern" abgeschafft, wie Welles sich auszudrücken beliebt; in Sowjetrußland, das Roosevelts Regierung doch zur vorherrschenden Militärmacht Europas ausbauen wollte, hatte es sie überhaupt noch niemals gegeben, und amtliche Stellen lachten dort nur verächtlich darüber. Drittens hätte man ja, wenn das Wort „verteidigen" vielleicht zu kriegerisch klang und daher im Augenblick zu stark erschien, wie in Punkt vier das Wort „fördern" oder etwas Ähnliches dafür einsetzen können. Aber Roosevelt gestattete nicht, Rede- und Gedankenfreiheit überhaupt zu erwähnen.

Der wahre Grund läßt sich leicht vermuten. Präsident Roosevelt und

Welles waren sich darüber klar, daß sie, soweit die Atlantikcharta in Frage kam, von den viel propagierten „vier Freiheiten" des Präsidenten zwei über Bord werfen mußten — oder wie die *Saturday Evening Post* in ihrer Ausgabe vom 27. September 1941 witzig bemerkte, „Roosevelt sei mit seinen vier Freiheiten von Washington abgereist, aber nur mit zweien zurückgekommen". Jeder einigermaßen gebildete Mensch — ausgenommen nur die leichtgläubigen und durch ihre gefühlsmäßige Hinneigung zum Kommunismus verblendeten — wußte natürlich, daß es in Sowjetrußland — dem neuen Alliierten — so etwas wie Rede- und Gedankenfreiheit nicht gab. Daher mußte man, wenn man überhaupt die Rede darauf brachte, mit Schwierigkeiten rechnen. Denn viele Leute hätten sich veranlaßt gesehen zu fragen: „Wenn es in diesem Krieg um das Recht auf Rede- und Gedankenfreiheit geht, warum ist denn dann Harry Hopkins so eilig nach Moskau geflogen, um sich Stalin an den Hals zu werfen, und warum schickt man so große Mengen amerikanischer Waffen und Vorräte an diesen habgierigen Diktator, der alle Freiheiten, die uns Amerikanern teuer sind, mit Füßen tritt?" Die Ungereimtheit dieser Lage hätte ja fast lächerlich gewirkt, und die Scheinheiligkeit der ganzen Charta wäre vielleicht trotz all der schönen Worte doch zum Vorschein gekommen — daher mußte jede Erwähnung der beiden Freiheiten unterbleiben. Daß sie im ersten Entwurf noch aufgeführt waren und erst nachher gestrichen wurden, hat Roosevelt niemals und Sumner Welles erst lange nach dem Ende des Krieges verlauten lassen.

Stattdessen fügte Roosevelt selbst die Klausel ein: „Und sie wünschen, daß die Selbstverwaltung denen zurückgegeben wird, denen sie gewaltsam entrissen worden ist." Am nächsten Morgen machte Mr. Churchill den Vorschlag, vor Selbstverwaltung noch das Wort „Souveränitätsrechte" einzuschieben, und so kam man zu dem endgültigen Wortlaut. Vom englischen Standpunkt aus gesehen war der Sinn reichlich unklar, denn auf Gebiete wie Hongkong, Britisch Honduras, Britisch Guayana und Britisch Afrika ließen sich diese Begriffe schlecht anwenden.

Präsident Roosevelt strich also in diesem Fall Ausdrücke, die verhältnismäßig klar, aber peinlich waren, und ersetzte sie durch eine Klausel, die für seine Zwecke nützlich sein konnte, wenn man sie falsch auslegte, was in den Vereinigten Staaten zu erwarten war. Wie wir von Hull, Hopkins und Elliott Roosevelt wissen, dachte der Präsident, als er die Klausel niederschrieb, nicht nur an Deutschlands Eroberungen, sondern auch an die Kolonialmächte dieser Erde mit ihren weit verstreuten Besitzungen, die sie durch ihre Siege über die Eingeborenen in Asien, Afrika, Südamerika und den Meeresinseln erworben hatten. Er wollte, das amerikanische Volk sollte darin ein Befreiungsmanifest für alle Menschen sehen, wo immer sie auch wohnten. Das war wichtig, um den Krieg in den Augen der Amerikaner als so „heilig" hinzustellen, daß ihnen auch die größten An-

strengungen berechtigt erschienen. Nach Elliott Roosevelt hatte sein Vater sehr bestimmte Ansichten über den Kolonialismus des Westens[179]. Er wußte, daß der Premierminister in diesem Punkt nicht seiner Meinung war, doch das erzählte er seinen Leuten daheim nicht.

Die erste Klausel von Punkt drei bezieht sich auf „alle Völker"; die zweite dagegen, obwohl noch im Zusammenhang mit „alle Völker" stehend, will die Souveränitätsrechte und Selbstregierung nur denen zurückgeben, „denen sie gewaltsam entrissen worden sind." Beschränkungen in der geographischen Lage, der Staatsangehörigkeit und des Zeitpunktes werden nicht erwähnt. Churchill machte jedoch, wie Roosevelt recht gut wußte, seine eigenen stillschweigenden Vorbehalte. Diese gab der Premierminister am 9. September dem etwas beunruhigenden Unterhaus bekannt: „Auf der Atlantik-Konferenz dachten wir an die Rückgabe der Souveränitätsrechte an die Staaten ... die jetzt unter dem Joch der Nazis sind." Dies, behauptete er, sei „ein völlig anderes Problem" als die Frage einer Selbstregierung „für die Gebiete und Völker, welche der britischen Krone zur Treue verpflichtet sind". Diese Erklärung war jedoch nur für den englichen Konsum bestimmt und wurde in den Vereinigten Staaten kaum beachtet.

Mit der leichten Verschwommenheit, die er so ausgezeichnet beherrschte, ließ sich der Premierminister nicht weiter über das „wir" in dem Satz „dachten wir ..." aus. Er konnte damit natürlich sich selbst und Sir Alexander Cadogan meinen, aber man muß bezweifeln, daß seine Zuhörer dieses „wir" auch so auslegten; denn er sprach ja von der Atlantikcharta, die eine gemeinsame Erklärung mit Präsident Roosevelt war. Wollte er aber in das Wörtchen „wir" den Präsidenten mit einschließen, so ließ er wieder einmal fünf gerade sein. Jedenfalls widerlegt ihn hier das unmittelbare Zeugnis von Sumner Welles, Elliott Roosevelt und Harry Hopkins, und die Memoiren von Cordell Hull, der mit Roosevelt über dieses Thema sprach, bestätigten ihre Aussage. Chester Wilmot stellt in seiner sehr objektiven Geschichte des Krieges fest, daß der Präsident „keine solche Einschränkung im Sinne hatte ... Roosevelt dachte nicht nur an die besetzten Gebiete in Europa, sondern auch an alle Kolonialvölker in der ganzen Welt[180]."

Während Churchill also sein Lied in England sang, stimmte Roosevelt in den Vereinigten Staaten eine andere Weise an. „Wir von den Vereinten Nationen", sagte er in seiner Rede zu Washingtons Geburtstag im nächsten Februar, „sind uns über gewisse allgemeine Grundsätze hinsichtlich der Art des Friedens, den wir anstreben, einig. Die Atlantikcharta gilt nicht nur für die Länder, die an den Atlantik grenzen, sondern *für die ganze Welt:* Entwaffnung für Aggressoren, Selbstbestimmung für Nationen und Völker, und die vier Freiheiten — Freiheit der Rede, Freiheit der Religion, Freiheit von Not und Freiheit von Furcht[181]."

Bei diesen Worten mußte sich Mr. Roosevelt klar sein, daß sie im krassen Widerspruch zu Mr. Churchills Ansicht über die Anwendbarkeit der Atlantikcharta „auf die ganze Welt“ standen. Nach außen hin erhielt er jedoch die Fiktion gegenseitigen völligen Einvernehmens — das, wie er wußte, nie bestanden hatte — genauso aufrecht wie Mr. Churchill in England. Wer versuchte nun den anderen hinters Licht zu führen? Sicherlich glaubte keiner dieser beiden mit allen Wassern gewaschenen Politiker, die dieses Thema in der Admiralskajüte des Kreuzers *Augusta* bei einem vertraulichen Gespräch auf du und du zusammen durchgekaut hatten, er könne dem anderen etwas vormachen. Elliott Roosevelt, der sich ab und zu in der Kajüte zu tun machte und Teile ihrer Unterhaltung mit anhörte, berichtet — offensichtlich mit Behagen —, daß jeder genau wußte, wo der andere stand. Wir können daher aus Roosevelts Rede zu Washingtons Geburtstag nur den Schluß ziehen, daß er die amerikanische Öffentlichkeit hinters Licht führen wollte[182].“

Noch einen anderen Trick erlaubte sich Roosevelt in dieser Rede. Er sprach von Freiheit der Rede und Freiheit der Religion, als seien beide in der Atlantikcharta behandelt worden. In Wirklichkeit hatte er sie jedoch, wie wir gesehen haben, absichtlich weggelassen. In der Charta werden nur Freiheit von „Not“ und „Furcht“ erwähnt. Doch inzwischen befanden sich die Vereinigten Staaten schon im Kriege, und um sich in der Öffentlichkeit ausreichende Rückendeckung für die riesigen Geschenke zu sichern, die sie in den nächsten Jahren Rußland zu machen gedachte, führte die Regierung Roosevelt schon seit einiger Zeit einen das ganze Volk erfassenden Propagandafeldzug durch. Er sollte bei den Amerikanern das phantastische Trugbild einer Sowjet-Regierung hervorrufen, die für Liberalismus und Demokratie eintrat und dieselben Ansichten über Freiheit hatte wie sie selbst. Da ferner die Sowjetunion inzwischen durch ihre Unterschrift bekundet hatte, daß sie die Grundsätze der Charta befolgen werde, fand Mr. Roosevelt es zweckdienlich, so zu tun, als enthielte diese auch eine Bestimmung über Freiheit der Rede und der Religion.

Tatsächlich hatte Präsident Roosevelt schon damit angefangen, diesen Schönheitsfehler zu beseitigen, ehe die Vereinigten Staaten in den Krieg eintraten. Denn daß in der Atlantikcharta mit keinem Wort von Redefreiheit und Gedankenfreiheit — oder Freiheit der Religion — die Rede war, hatte sich als ein Fehler herausgestellt. Hätte man sie erwähnt, so hätten die Leute vielleicht darüber gelächelt, aber dadurch, daß man sie einfach wegließ, war eine gähnende Lücke entstanden. Der Präsident war noch kaum von seiner aufsehenerregenden Konferenz mit Mr. Churchill nach Washington zurückgekehrt, da kursierte bereits überall ein Scherzwort, das ihm zu Ohren kam: zwei seiner vier Freiheiten, hieß es, habe er irgendwo auf hoher See verloren. Besonders entrüstet waren die kirchlichen Gemeinschaften, und einige ihrer Sprecher verhehlten nicht ihren

Argwohn, daß man die beiden Freiheiten über Bord geworfen habe, um die Empfindlichkeit der Gott leugnenden Kommunisten zu schonen.

Mr. Roosevelt war nicht der Mann, der solche nachteiligen Redereien weitere Kreise ziehen ließ. Er faßte also einen kecken Entschluß, der sowohl sein ungeheures Selbstvertrauen als auch seine geringe Meinung von der geistigen Alertheit seiner Landsleute ins rechte Licht rückt. Er wollte einfach behaupten, die Freiheit der Rede und der Religion würden tatsächlich in der Atlantikcharta behandelt. Leute, die nicht gern lasen, würden es ihm dann ohne weiteres glauben, und oberflächliche Leser konnte er dadurch vielleicht zu Schlußfolgerungen wie der folgenden verleiten: „Die Charta ist eine gute Sache, denn sie erstrebt eine bessere Welt; Freiheit der Rede und Freiheit der Religion sind bestimmt auch gut; also werden sie in der Charta behandelt, besonders wenn es Mr. Roosevelt, der es ja wissen muß, sagt." Dann wollte er diesem Redekunststück etwas noch viel Phantastischeres folgen lassen, indem er den Amerikanern zu ihrer Ergötzung eine völlig neue Sowjetunion mit allen vier Freiheiten vorgaukelte.

Harry Hopkins war natürlich schon so in seine Liebe zu den Russen — die damals in der ganzen Regierung Roosevelt zu sprossen anfing — verstrickt, daß ihn der in den Vereinigten Staaten weitverbreitete Mangel an Begeisterung für die Sowjetdiktatur persönlich kränkte. Er war nervös und schlechter Laune, glaubte aber, durch entsprechende Beeinflussung der öffentlichen Meinung werde sich dieser Mangel leicht beheben lassen. Ein bißchen Gehirnmassage war nötig, weiter nichts. Anfang September schrieb er in einem Privatbrief an Brendan Bracken, ein Mitglied des englischen Kabinettes: „Wir haben hier einige Schwierigkeiten mit unserer öffentlichen Meinung hinsichtlich Rußlands. Die Amerikaner finden sich mit der Rußlandhilfe nicht so leicht ab. Die ganze katholische Bevölkerung ist dagegen, ebenso alle Nazis, alle Italiener und eine Menge Leute, die überzeugt sind, daß Stalin eine große Gefahr für die Welt ist. Ich denke aber, allmählich wird das schon in Ordnung kommen[183]."

Inzwischen war die heimliche Durchsetzung der Bundesbehörden mit Mitgliedern der kommunistischen Partei schon weit fortgeschritten[184]. Diese stellte bei ihrer Arbeit jetzt alles hinter die Bedürfnisse der russischen Außenpolitik zurück. Borkenau schildert ihre Tätigkeit wie folgt: „Von 1941 an wurden den Kommunisten Aufgaben zugewiesen wie: *in Amerika und England bis an maßgebende Stellen der politischen Behörden und der Nachrichtendienste einzudringen.* Schon in der Volksfrontzeit hatten die Kommunisten es verstanden, ihre eigentlichen politischen Ziele zu verhehlen. Jetzt — und das war das entscheidend Neue — *gingen sie dazu über, auch die politische Zugehörigkeit ihrer Leute zu verheimlichen.* Dies ergab sich folgerichtig aus Lenins Lehre, daß ein geheimer engerer Ausschuß das Land regieren müsse, ohne die Massen an Entscheidungen über den einzuschlagenden Kurs teilhaben zu lassen[185]."

Ein intimer Freund Roosevelts war der Finanzminister Morgenthau, und dessen rechte Hand und außenpolitischer Berater war Harry Dexter White. Die Namen von Lee Pressman, David Weintraub, John J. Abt, Nathan Witt, Alger Hiss und Victor Perlo öffneten viele Türen. Lauchlin Currie unterstützte den Präsidenten unter der Hand bei gewissen Regierungsgeschäften; das ging so weit, daß er seine Briefe auf Briefpapier des Weißen Hauses schrieb. Kommunistische Zellen waren im Außen-, Finanz-, Handels- und in anderen Ministerien entstanden. Durch die anwachsende Kriegsbürokratie kamen neben loyalen Amerikanern Scharen verkappter Abtrünniger und Ränkeschmiede nach Washington, die im Grunde ihres Herzens einer ausländischen Macht und fremden Ideologie ergeben waren. Glieder eines dem Umsturz dienenden Verschwörernetzes, befanden sie sich in Stellungen, die es ihnen ermöglichten, Kabinettsmitglieder zu beraten und ihre Reden zu verfassen, sich in wichtigen Kongreßausschüssen einzunisten, Kongreßprotokolle zu führen und Nachrichten zur Veröffentlichung aufzusetzen. Schon damals waren die Spionageringe tätig, die erst durch die Enthüllungen späterer Jahre aufgedeckt wurden. Harry Hopkins hatte daher nicht so unrecht mit seiner Prophezeiuung, daß „die Schwierigkeiten mit unserer öffentlichen Meinung hinsichtlich Rußlands allmählich schon in Ordnung kommen“ würden. Amerika war nicht auf der Hut!

Als Präsident Roosevelt im September dem Kongreß über die Atlantikcharta berichtete, sprach er in seiner Botschaft wie zufällig auch von Freiheit der Religion, obwohl diese in der Charta nicht erwähnt wird. Den peinlichen Ausdruck „Redefreiheit“ vermied er jedoch vorsichtigerweise noch; stattdessen sprach er von „Informationsfreiheit“, ohne diese dem amerikanischen Sprachgebrauch fremde Redewendung — die aber in der politischen Terminologie der Marxisten eine besondere Bedeutung hat — näher zu definieren.

Den meisten Beobachtern fiel das überhaupt nicht auf, doch die *Saturday Evening Post* — in ihrer Ausgabe vom 27. September — und einige andere Blätter legten besonderen Nachdruck darauf. Was, fragten sie, meinte Mr. Roosevelt mit dieser Redewendung? Warum waren ihm die wohlbekannten Ausdrücke „Redefreiheit“ und „Pressefreiheit“ nicht mehr gut genug? In kommunistischen und anderen totalitären Ländern, sagten sie, läge die Verbreitung von Nachrichten in der Hand der Regierung, und diese Bekanntgaben nenne man dort „Information“. Die Freiheit des einzelnen Bürgers bestehe dabei lediglich darin, die von der Regierung sanktionierten Informationen in deren amtlich kontrollierten Publikationsorganen zur Kenntnis zu nehmen. Das aber sei etwas ganz anderes als die Art von Rede- und Pressefreiheit, die in der englischen und amerikanischen Auffassung verwurzelt sei.

Mr. Roosevelt spielte denn auch nie wieder mit dem Ausdruck „Informationsfreiheit“. Fortan verlegte er sich ganz auf das Thema Religion.

Wir wissen heute, daß er und Harry Hopkins sich seit ihrer Rückkehr von der Atlantik-Konferenz darüber den Kopf zerbrachen, wie sie die allgemein bekannten Tatsachen mit der Behauptung in Einklang bringen sollten, daß der Krieg eine Auseinandersetzung zwischen — wie Winston Churchill so schön gesagt hatte — „den guten Kräften und den bösen Kräften der Welt" sei. Es war für sie nämlich keineswegs leicht, in der Erinnerung sämtlicher Geistlichen und Gläubigen aller Konfessionen die Schmähungen der Religion in den Schriften von Marx, Lenin und Stalin auszulöschen. Hatten sie nicht die Religion als „Opium" und „Gift" für das Volk verunglimpft?

Dagegen konnte man nur eines tun: einen Vorhang vor das Vergangene ziehen und die Zweifler durch ständige Wiederholung und List zu überreden suchen, daß die Religion in der Sowjetunion unter dem Schutz der Regierung stand und prächtig gedieh. Es wurde also beschlossen, daß der Präsident bei passender Gelegenheit auf einer Pressekonferenz geschickt ein paar sorgfältig ausgewählte Worte zu diesem Thema in die Propagandamühle fallen lassen sollte. Außerdem wurde Averell Harriman nach Moskau geschickt. Sein Hauptauftrag war allerdings, mit Stalin über die Lieferung amerikanischer Waffen und Nachschubgüter zu sprechen; aber ein wichtiger Nebenauftrag besagte, er solle die Russen dazu bewegen, daß sie für Propagandazwecke innerhalb der Vereinigten Staaten eine Sympathie-Erklärung für die Religion abgaben.

Als auf der Pressekonferenz am 30. September ein Reporter Mr. Roosevelt um eine Äußerung über die religiösen Verhältnisse in Rußland bat, erwiderte der ihm schlagfertig: „Lesen Sie sich doch einmal den Artikel 124 der russischen Verfassung durch." Was in dem Artikel steht, sagte er jedoch nicht, stattdessen fügte er gelassen hinzu, als sei es das Selbstverständlichste auf der Welt, in Rußland seien die Vorschriften über die Religion „im wesentlichen so wie bei uns; nur drücken wir uns etwas anders aus". Roosevelt konnte selbst nicht glauben, was er sagte. Hatte er doch kaum zwei Jahre zuvor auf einem Kongreß der amerikanischen Jugend zum Ausdruck gebracht, wie sehr er „die Vertreibung der Religion aus Rußland" verabscheute[186]. Zweifellos wußte er jedoch, daß unter zehntausend Amerikanern nicht einer ein Exemplar der russischen Verfassung besaß oder sich ausleihen konnte und daß nur wenige Bibliotheken über eins verfügten. Nur die Zeitschrift *Christian Century*, die es fertiggebracht hatte, sich ein Exemplar zu verschaffen, wies auf die Unstimmigkeit hin und stellte die Frage: „Versucht Mr. Roosevelt, das Gewissen der Amerikaner dadurch zu beschwichtigen, daß er sie hintergeht[187]?" Die meisten anderen Zeitungen druckten seine Bemerkung und ließen es dabei bewenden. Der Erfolg war, daß ein großer Teil des amerikanischen Volkes einen völlig falschen Eindruck bekam.

In Moskau hatte Averell Harriman mit seinen Bemühungen, die Russen

zu einer religionsfreundlichen Erklärung für Propagandazwecke zu bewegen, einen gewissen Erfolg. Das war nicht so leicht, wie man vielleicht geglaubt hatte. Nette Worte über religiöse Fragen zu äußern, war in der Sowjetunion nicht gerade empfehlenswert; außerdem widerstrebte schon der bloße Gedanke, so etwas aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung tun zu sollen, den Russen, soweit sie überhaupt Verständnis dafür aufbrachten. „Während der ganzen Woche, die ich in Rußland war", schrieb Harriman in seinen vertraulichen Aufzeichnungen, „benützte ich jede Gelegenheit, den Mitgliedern der sowjetischen Delegation — selbstverständlich auch Stalin und Molotow — *die innerpolitische Situation in Amerika zu erklären* und die öffentliche Meinung gegenüber Rußland, besonders hinsichtlich des Themas Religion zu schildern, und ich empfahl ihnen dringend sowohl Erklärungen als auch Handlungen, die geeignet seien, Amerika zu zeigen, daß die Sowjets bereit waren, die freie Ausübung der Religion nicht nur dem Buchstaben nach, sondern tatsächlich zu gestatten."

Stalin sagte Harriman nicht, daß es in Rußland religiöse Freiheit gab oder daß er es für richtig hielte, sie einzuführen. In Wirklichkeit sagte er gar nichts, sondern nickte nur mit dem Kopf. Doch dieses Kopfnicken deutete Harriman als „Bereitschaft, dafür zu sorgen, daß etwas geschah". Schließlich bekam er über Umanski die Versicherung, „daß die Sowjets religiöse Andachten und Gottesdienste tatsächlich erlaubten, daß sie noch bestehende Einschränkungen vermindern würden und gegen eine etwa notwendig werdende Veröffentlichung dieser Erklärung nichts einzuwenden hätten[188]."

Die Erklärung war an sich schon ein Eingeständnis. Wenn die Bevölkerung das Recht auf religiöse Betätigung hatte, worin bestanden dann die „Einschränkungen"? Und warum sollten die Einschränkungen nur „vermindert" werden? Diese Einzelheiten waren indessen für die Zwecke von Harrimans Auftraggebern unwichtig, denn sie wollten ja nicht die Sowjetunion reformieren, sondern nur eine Erklärung für ihre Propaganda bekommen, die für Präsident Roosevelt in der von Harriman geschilderten innerpolitischen Situation „nützlich" sei. Harriman berichtet über die erfolgreiche Erfüllung seines Auftrages mit dem Satz: „Er — Umanski — versprach mir am Freitag, dem 3. Oktober, als ich das letzte Mal mit ihm in der amerikanischen Botschaft zusammen war, ganz bestimmt und ohne Einschränkung, daß ein hoher sowjetischer Beamter die öffentliche Erklärung des Präsidenten über die Religion in einer Weise unterstützen werde, die geeignet sei, eine möglichst große Propagandawirkung zu erzielen[189]."

Harriman selbst ließ sich jedoch tatsächlich nichts vormachen. Er war sich völlig darüber klar, daß die Behauptungen, die in den ganzen Vereinigten Staaten über den Rundfunk verbreitet werden sollten, Schwindel waren. Er durchschaute den Betrug, der am amerikanischen Volk verübt

werden sollte, denn aus seiner vertraulichen Denkschrift geht hervor, daß er den Russen nicht glaubte. „Trotz aller Erklärungen und Zusicherungen", schrieb er, „scheide ich von hier mit dem Eindruck, daß die Sowjets es nicht aufrichtig meinen und durch gewisse Maßnahmen nur den Eindruck einer Entspannung hervorrufen wollen, ohne an ihren bisherigen Methoden Wesentliches zu ändern[190]."

Offenbar bemühte sich Harriman gewissenhaft, die wirklichen religiösen Verhältnisse in Rußland zu ermitteln. Die Berichte, die er über die Zahl der Gläubigen, über den Prozentsatz der noch als Gotteshäuser benützten Kirchen auf dem Lande und den Besuch der Gottesdienste bekam, widersprachen sich allerdings. Er konnte jedoch feststellen, daß sich nach übereinstimmenden Berichten aller seiner Gewährsleute nur ältere Leute, überwiegend Frauen und niemals Kommunisten am Gottesdienst beteiligten. „Religion", schrieb er in seiner Denkschrift, „ist für die Kommunisten Aberglaube und steht im Gegensatz zu ihrer Weltanschauung; in ihrer organisierten Form erscheint sie ihnen gefährlich, da sie zur Bildung antikommunistischer politischer Gruppen führt. Selbstverständlich ist es ein schweres Vergehen, wenn jemand Jugendliche unter sechzehn Jahren zu einer religiösen Einstellung zu erziehen sucht." Er war überzeugt, daß trotz aller Zusicherungen, welche die Russen den Amerikanern für Propagandazwecke geben mochten, sie die Religionsausübung auch weiterhin „nur unter schärfster Kontrolle der G.P.U." dulden würden. „Zweifellos werden die Kommmunisten mit der antireligiösen Erziehung der Jugend fortfahren und bis zu sechzehn Jahren keine religiöse Erziehung gestatten. Kirchenbesucher werden zwar nicht mehr verfolgt, aber in ihrem wirtschaftlichen und politischen Vorwärtskommen stark behindert. Geistliche aller Art werden streng überwacht, ebenso alle Leute, die mit ihnen in engere Berührung kommen[191]."

Und von diesem Polizeiregime, das seiner ganzen Ideologie nach die Religion unterdrücken mußte, sagte Präsident Roosevelt, Rußlands Bestimmungen über die Ausübung der Religion seien „im wesentlichen so wie bei uns; nur drücken wir uns etwas anders aus"!

Es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß man im engeren Kreis seiner Regierung aus den zahlreichen, zur Verfügung stehenden Quellen genau wußte, wie es in Wahrheit darum bestellt war. Leider wurde Harrimans oben zitierte vertrauliche Denkschrift erst nach vielen Jahren dem amerikanischen Volk zugänglich gemacht. Zu Harrimans Entschuldigung kann man vielleicht anführen, daß es seine Aufgabe war, dem Präsidenten zu berichten und weiter nichts. Aber niemand hätte ihn zwingen können, irgendeine — und sei es auch nur die geringste — Rolle bei diesem anrüchigen Geschäft zu spielen, wenn sein Gewissen sich dagegen aufgelehnt hätte. Fraus est celare fraudem — es ist Betrug, einen Betrug zu verheimlichen!

Während der nächsten zwei Monate nahm Franklin D. Roosevelts Trugbild feste Gestalt an. Ein nicht abreißender Propagandastrom ergoß sich von der Regierung aus in unzähligen Rohrleitungen durch das ganze Land und kam in der Presse, im Rundfunk, von der Kanzel, in der Schule und im Klub wieder zum Vorschein. Der Sowjetunion wurde überall ein einwandfreies Gesundheitsattest ausgestellt. Dort gab es, hieß es, Freiheit der Religion „wie bei uns". Daß der Abgesandte des Präsidenten das Gegenteil festgestellt hatte, wurde natürlich geheim gehalten, und aus den von Moskau ausgehenden bestellten Nachrichten holte man heraus, was man konnte — obwohl die Verantwortlichen wußten, daß sie Schwindel waren.

Am 15. Dezember ging Roosevelt in seiner Hemmungslosigkeit sogar so weit, zu behaupten, daß sich alle Länder der Welt mit Ausnahme von Deutschland, Italien und Japan zu den Grundsätzen der amerikanischen „Bill of Rights" bekennen[192]. Damit muß er bei vielen Völkern dieser Erde, in all den Diktaturen, Monarchien, Oligarchien, Kalifaten und noch immer bestehenden Feudalherrschaften — die den größten Teil der Landoberfläche der Erde einnahmen — großes Erstaunen ausgelöst haben. Sicher aber hat er dadurch Joseph Stalin ein Schmunzeln abgenötigt, der, wie Franz Borkenau uns berichtet,[193] ebenso wie Lenin „die Demokratie als seinen ärgsten Feind betrachtete".

Es war am 150. Jahrestag der Annahme der „Bill of Rights" als Teil der Verfassung der Vereinigten Staaten, als Roosevelt bei seiner Rundfunkrede, die von allen Sendern des Landes übernommen wurde, erklärte: „Ja, vor 1933 wurde die bindende Rechtsgültigkeit der ‚Bill of Rights' überall zumindest grundsätzlich anerkannt. Und selbst heute bekennen sich mit Ausnahme von Deutschland, Italien und Japan die Menschen der ganzen Welt — aller Wahrscheinlichkeit nach vier Fünftel von ihnen — zu ihren Grundsätzen, ihren Lehren und ihren herrlichen Erfolgen."

In Wirklichkeit gründet sich die amerikanische „Bill of Rights" auf gewisse weltanschauliche, das Verhältnis des Menschen zu seinem Gott und dem Staat betreffende Postulate, die in krassem Gegensatz zu den von altersher bis auf den heutigen Tag in den meisten Ländern vorherrschenden Anschauungen stehen. Mr. Roosevelt mußte sich doch darüber klar sein, daß die „Bill of Rights" viele Grundsätze hinsichtlich einer Einschränkung der Staatsgewalt enthält, die auch in anderen Nationen als den von ihm erwähnten drei rundheraus abgelehnt werden. Jeder, der auch nur Durchschnittskenntnisse von internationalem Staatsrecht und von den Gepflogenheiten der Völker auf dieser Erde besaß, hätte ihm sofort an jedem Finger ein Beispiel herzählen können, das die Worte des Präsidenten Lügen strafte. Doch inzwischen hatte bereits die vom Kriege hervorgerufene „geistige und sittliche Lähmung" — wie F. J. P. Veale dieses Phänomen in seinem Buch *Advance to Barbarisme* nennt — angefangen, sich bemerkbar zu machen. Abgeschmacktheiten von Mr. Roosevelt wie die soeben er-

wähnte stießen daher selbst in akademischen und sogenannten intellektuellen Kreisen auf erstaunlich wenig Ablehnung, obwohl man doch hätte erwarten sollen, daß sie bei ihnen Zweifel am Verstand oder an der Aufrichtigkeit des Sprechers erweckten und wenigstens den einen oder anderen dazu veranlaßten, die Dinge vor dem Volk richtigzustellen. Leider mußte die jüngere Generation schwere Blut- und Geldopfer für diese Verdrehungen der Tatsachen bringen, durch die es Roosevelt gelang, die Denkfähigkeit des amerikanischen Volkes gerade in dieser kritischen Zeit zu lähmen.

Ebenso sinnlos, aber noch leichtfertiger war der folgende Schluß einer Rede von ihm. „Wir verpflichten uns untereinander vor aller Welt", setzte er mit hoher tremolierender Stimme ein, „daß wir die Waffen, die wir zur Verteidigung der Freiheit aufgenommen haben, nicht niederlegen werden, ehe die Freiheit in der Welt, in der wir leben, wieder gesichert ist." Wenn man diese mutwillige einseitige Verpflichtung wörtlich nimmt, so kann sie nur bedeuten, daß Mr. Roosevelt sein Volk zu ewiger Kriegsführung verurteilte. Die Freiheit ist selbstverständlich „in der Welt, in der wir leben", noch *niemals* „gesichert" gewesen; und schon gar nicht war sie es nach diesem Kriege, der die Deichtore Europas und Asiens der Sturmflut des Kommunismus öffnete[194].

Wir haben uns bisher hauptsächlich mit dem Zustandekommen der zweiten Klausel von Punkt 3 der Atlantikcharta befaßt. Die erste Klausel, die nicht abgeändert wurde, verkündete „das Recht aller Völker, sich die Regierungsform zu wählen, unter der sie leben wollen".

„Aller Völker" hätte eigentlich auch das deutsche Volk einschließen müssen. Doch Punkt 6 versprach „die endgültige Vernichtung der nationalsozialistischen Tyrannei", womit die nationalsozialistische Regierung des Deutschen Reiches gemeint war. Englische Kritiker wiesen sehr bald darauf hin, daß die meisten Deutschen das nationalsozialistische Regime gewählt hatten und auch weiter zu ihm hielten. Welcher Punkt der Charta sollte also gültig sein, drei oder sechs? Auch Zeitschriften wie *Contemporary Review* und *Twentieth Century* waren mit Punkt drei nicht zufrieden, weil er Punkt sechs widersprach. Für die Deutschen und die Italiener lag der Zwiespalt auf der Hand. Die Charta war doppelzüngig.

Man muß Churchill zubilligen, daß er in seiner ursprünglichen Fassung versucht hatte, dem Punkt drei einen wirklichen Inhalt zu geben, vielleicht auch ihn mit Punkt sechs in Einklang zu bringen, indem er die Worte hinzufügte, „sie beabsichtigen nur die Rechte auf Redefreiheit und Gedankenfreiheit zu verteidigen, ohne die eine solche Wahl" — nämlich die Wahl der Regierungsform — „illusorisch sein muß". Doch Roosevelt wollte, wie wir sahen, diese Worte nicht in der Charta haben, da sie sich nicht nur gegen die Regierungsform der Nazis, sondern auch gegen die sowjetische richten konnten. Die Folge war, daß sowohl die Illusion als auch der Widerspruch bestehen blieb.

Von ihren Zungen „tropfte Manna", um mit Milton zu sprechen, „aber alles war falsch und hohl". Niemand beabsichtigte, die Bewohner von Tanganjika zu fragen, ob die englische Mandatsregierung die „Regierungsform" sei, unter der sie zu leben wünschten, oder die eingeborenen Algerier, ob sie glücklich darüber seien, daß man sie der Französischen Republik einverleibt hatte. Es war auch nicht vorgesehen, die Ukrainer oder Esten darüber abstimmen zu lassen, ob sie in der Sowjetunion bleiben, oder die Ostpolen, ob sie sich mit ihr vereinigen wollten.

Wie ihre späteren Taten zeigten, achteten Roosevelt und Churchill nur das Recht *einiger* – nicht aller – Völker, sich ihre Regierungsform zu wählen. Für Millionen Menschen in Europa und anderswo maßten sich diese beiden Männer mit Stalin zusammen das Recht an, diese Wahl selbst zu treffen. Doch als die Atlantikcharta als „Fackel hochgehalten" wurde – wie Sumner Welles sich ausdrückte –, da erwartete man von dem amerikanischen Volk, daß es ihre Worte für reine Wahrheit hielt. In seiner Rede zu Washingtons Geburtstag verlangte Roosevelt, daß man ihm alles glaubte, was er sagte, und noch mehr. Man braucht sich daher nicht zu wundern, daß ein bekannter englischer Rechtsgelehrter wie F. J. P. Veale in seinem Buch, zu dem ihm der Hochehrwürdige William Ralph Inge, Dekan der St.-Pauls-Kathedrale, das Vorwort schrieb, die Atlantikcharta ganz offen als „Anhäufung unehrlicher Phrasen" bezeichnete[195].

Punkt vier und fünf

Vier: Mit gebührender Rücksicht auf ihre bestehenden Verpflichtungen werden sie sich bemühen, die Möglichkeit des Zugangs aller Staaten, großer und kleiner, Sieger und Besiegter, zu gleichen Bedingungen, zum Welthandel und zu den Rohstoffen der Welt, welche für ihr wirtschaftliches Gedeihen gebraucht werden, zu fördern.

Fünf: Sie wünschen, die vollste Zusammenarbeit aller Nationen auf wirtschaftlichem Gebiet herzustellen mit dem Ziel, für alle verbesserte Arbeitsbedingungen, wirtschaftlichen Fortschritt und soziale Sicherheit zu gewährleisten.

Dies waren die wirtschaftlichen Punkte. Grund genug für sie war vorhanden, besonders für Punkt vier. Denn 1932 hatten England und seine Dominien in Ottawa dem Welthandel Fesseln angelegt. „Die Ottawa-Abkommen", schreibt Sumner Welles darüber, „sollten alle Bestandteile des britischen Empire, das ein Viertel der Erde umfaßt, dazu zwingen, nur innerhalb dieses Gebietes Handel zu treiben. Theoretisch konnten andere Länder auch weiterhin innerhalb des Empire kaufen, was sie wollten. Doch konnten sie dies wegen der Hindernisse, ihre Waren innerhalb des Empire zu verkaufen, die man ihnen in den Weg legte, nicht lange fortsetzen, weil ihnen die Sterling-Devisen dazu fehlten – es sei denn, sie erklärten sich bereit, dem Sterling-Block beizutreten"[196]. Zölle, Kontingentierungen und

gesperrte Valuten gehörten seit 1932 zur englischen Handelspolitik. Die Deutschen hatten daraufhin unter Hjalmar Schacht ihre Zuflucht zum Tauschhandel genommen, ebenso die Italiener. Die Japaner aber auf ihren von Natur kärglichen Inseln hatten eingesehen, daß sie viele Rohstoffe und Nahrungsmittel, die sie benötigten, nicht kaufen konnten, und hatten beschlossen, sich ihr eigenes Empire zu schaffen.

Punkt vier sollte den Eindruck erwecken, daß man dies alles nach Ende des Krieges abändern werde, doch eine Hintertür hatte man offen gelassen: Churchill hatte darauf bestanden, die Worte einzufügen „mit gebührender Rücksicht auf ihre bestehenden Verpflichtungen“[197]. Die „bestehenden Verpflichtungen“ waren natürlich die Ottawa-Abkommen zwischen dem Vereinigten Königreich und den Dominien. Daher spottete die Zeitschrift *Catholic World:* „Ach, so ist das? Unser alter Bekannter taucht wieder auf, das flinke Wiesel-Wort, das dem vorhergehenden Satz den Sinn aussaugt. Vor Jahren war auf dem Broadway im Vorbeigehen folgende schnippische Unterhaltung gang und gäbe: „Du willst mich doch nicht etwa verleiten, wie?“ „Ich möcht' schon, wenn ich könnte, Mister.“ Du willst uns doch nicht etwa hinters Licht führen, Winston? Und du doch auch nicht, Franklin, wie? Ihr möchtet mir doch nicht etwas Hübsches versprechen, zum Beispiel „Zugang zum Welthandel und zu den Rohstoffen der Welt zu gleichen Bedingungen“ und mir dann alles wieder wegnehmen mit der alten Diplomatenausflucht von der „gebührenden Rücksicht auf bestehende Verpflichtungen“? Oder wollt ihr das doch?

Andere nahmen die Sache ernst. Ralph Robey, der Handelsexperte der Zeitschrift *Newsweek* und ihr Berater in Wirtschaftsfragen, sah sich veranlaßt, in der Ausgabe vom 25. August einen Artikel mit der Überschrift erscheinen zu lassen: „Wirtschaftliche Auswirkungen der acht Punkte.“ Darin beschrieb er sein Wunschbild von der Ära nach dem Kriege, die Roosevelt und Churchill einzuleiten hofften: „Es wird eine Welt sein, in der das ganze jetzige System der Kontingente, Zuteilungen, Sondertarife, Tauschabkommen und bilateralen Handelsvereinbarungen zum alten Eisen geworfen werden muß ... Das einzige System auf der Welt, das dies ermöglicht, beruht auf einer harten Währung ... Die ganze Idee mit den angeglichenen Preisen für landwirtschaftliche Produkte gehört zum Fenster hinausgeworfen ... Ebenso muß unsere Lohnpolitik umgekehrt werden, um unsere Gestehungskosten soweit zu senken, daß wir wieder mit dem Ausland konkurrieren können ... Nur unter diesen Bedingungen können wir in einer Welt von der Art, wie sie das Abkommen zwischen Roosevelt und Churchill umreißt, leben und gedeihen.“

Er schloß mit der Feststellung, daß eine solche Welt „durchaus erwünscht“ sei.

Doch dieses Traumbild lebte nicht lange. Denn nach dem Kriege trat gerade das Gegenteil ein. Es kam eine wahre Flut von Handelsbeschrän-

kungen und Valutasperren, weichen Währungen und Inflationen, und in den Vereinigten Staaten wurde die Idee mit den angeglichenen Preisen für landwirtschaftliche Produkte nicht „zum Fenster hinausgeworfen“, sondern entwickelte sich zu einer Dauererscheinung, ebenso wie die steigenden Löhne und Produktionskosten. Und als sei Amerika zu einer riesigen Geldstrafe verurteilt worden, mußte die nächste Generation den Reichtum des Landes über die mit beiden Händen zugreifende Menschheit ausschütten, die von Furcht, Haß und Streitsucht gequält wurde.

Punkt fünf war nur eine Bitte um Freiheit von Not „für alle“. Die Worte „die vollste Zusammenarbeit aller Nationen auf wirtschaftlichem Gebiet“ waren absichtlich vage oder richtiger ohne jede Bedeutung. Ähnliche überschwengliche Ausdrücke hatte man auch schon von der Londoner Weltwirtschaftskonferenz im Jahre 1932 und bei anderen früheren Gelegenheiten gehört. Die Engländer beurteilten indessen die Punkte vier und fünf sehr realistisch. Bezeichnend dafür ist die Äußerung der angesehenen Zeitschrift *Twentieth Century*, die sie als „harmlos“ bezeichnete. Zusammenfassend erklärte sie: „Die Erfahrung zeigt jedoch, daß in so vagen, allgemeingehaltenen Ausdrücken verkündete Bestrebungen wie diese selten zu einem Erfolg führen.“

Punkt sechs: Nach der endgültigen Vernichtung der nationalsozialistischen Tyrannei hoffen sie, einen Frieden aufgerichtet zu sehen, der allen Nationen die Möglichkeit geben wird, in Sicherheit innerhalb ihrer eigenen Grenzen zu leben, und der Gewähr dafür geben wird, daß alle Menschen in allen Ländern ihr ganzes Leben lang frei von Furcht und Not leben können.

Dies hieß — nur als „Hoffnung“ — offene Türen einstoßen. Denn seit undenklichen Zeiten hoffen die meisten Menschen auf so einen Frieden. Unkritischen Gemütern aber bot der Wortlaut noch mehr als eine bloße Hoffnung. Sicher war Roosevelt und Churchill bekannt, daß die einzelnen Nationen über „ihre eigenen Grenzen“ oft sehr voneinander abweichende Ansichten hatten, besonders in Europa, wo seit der Zeit Karls des Großen die Grenzen einem ständigen Wechsel unterworfen sind. Bedeuteten die Worte also, daß man den *status quo ante bellum* wiederherstellen wollte? Oder wollte man den *status quo post bellum* verewigen? Und was sollte geschehen, wenn dieser sich als ungerecht herausstellte, als politisch sinnwidrig oder als strittig? In Wirklichkeit machten sich die beiden Herren, Roosevelt und Churchill, mit Stalin zusammen wenige Jahre später daran, selbst recht merkwürdige neue Grenzen in die Landkarten einzuzeichnen — Grenzen, so mutwillig und ungereimt, daß innerhalb von ihnen Menschen unmöglich in Freiheit von Furcht und Not leben konnten.

Punkt sieben: Solch ein Frieden soll alle Menschen in die Lage versetzen, ungehindert die Meere und Ozeane zu befahren.

Diese Worte klangen zwar sehr tugendhaft, aber niemand wußte anscheinend, was sie eigentlich bezweckten. In Friedenszeiten bestanden ja für die Menschen allgemein keine Schwierigkeiten, Meere und Ozeane ungehindert zu befahren. Denn bis zum Kriege wehten deutsche, japanische, griechische, schwedische und viele andere Flaggen auf allen Seestraßen der Welt. Auch kleine Länder wie Holland und Norwegen hatten riesige Handelsflotten. Für einen Italiener war es nicht schwieriger, eine Passage um die Welt zu buchen, als für einen Engländer. Erst im Kriege wurde die Freiheit der Meere beschnitten, und daran beteiligte sich Churchills Königliche Marine ebenso wie Hitlers Kriegsmarine.

Die Gelehrtenzeitschrift *Twentieth Century* war daher zwar etwas erstaunt über Punkt sieben, blieb aber höflich und sagte nur: „Wir müssen gestehen, wir können nicht begreifen, was damit gemeint ist."

Punkt acht: Sie glauben, daß alle Völker der Erde, aus realistischen sowohl wie aus geistigen Gründen, dazu kommen müssen, die Anwendung von Gewalt aufzugeben. Da kein zukünftiger Frieden bewahrt werden kann, wenn Bewaffnung für den Land-, See- oder Luftkrieg weiterhin Nationen zur Verfügung steht, welche mit Aggression außerhalb ihrer Grenzen drohen oder drohen können, glauben sie, daß die Entwaffnung solcher Nationen von wesentlicher Bedeutung ist, bis ein umfassenderes und dauerndes System der allgemeinen Sicherheit aufgebaut sein wird. Sie werden gleichermaßen alle anderen praktischen Maßnahmen, welche den friedliebenden Völkern die drückende Last der Rüstungen erleichtern, unterstützen und fördern.

Dies ist die Entwaffnungsklausel der Atlantikcharta. Irgend jemand muß entwaffnet werden, aber wer? Kein Name wird erwähnt. Sumner Welles verrät, daß Roosevelt diesen Gedanken zur Sprache brachte. In Churchills Entwurf fehlte diese oder eine ähnliche Klausel. Roosevelt griff plötzlich zur Feder und schrieb: „Jede Nation, die außerhalb ihrer Grenzen mit der Anwendung von Gewalt droht oder drohen kann", muß entwaffnet werden[198].

Als Churchill das las, fingen die Räder in seinem Kopf auf einmal an sich schneller zu drehen, und ihm schwindelte. Seit der Zeit Wilhelms des Eroberers hatte England in jeder Generation außerhalb seiner Grenzen Gewalt angewendet. Wie konnte er Roosevelts launenhaftem Einfall nachgeben und die Klausel trotzdem jeder praktischen Bedeutung entkleiden? Schnell, schnell! Doch da hatte er es schon: man änderte einfach die Worte „Anwendung von Gewalt", die einen klaren Sinn hatten, in „Aggression" um, was gar nichts bedeutete[199]. Roosevelt erklärte sich bereitwillig einverstanden. So ungenau das Wort „Aggression" auch war, so bedeutete es zweifellos etwas, *gegen* das man sein mußte.

Es war gerade kein Kompliment für die Intelligenz ihrer Völker, daß Roosevelt und Churchill die Verkündung von Punkt acht offenbar in der

festen Zuversicht wagten, daß man ihn nicht in weiten Kreisen einfach als Witz auffassen werde. Es war noch keine zwei Jahre her, daß man die Sowjetunion wegen ihrer „Aggression“ gegen ihren kleinen Nachbarn Finnland aus dem Völkerbund ausgestoßen hatte. Sie war zusammen mit den Nazis in Polen einmarschiert und hatte es von der Landkarte weggewischt. Sie hatte erst kürzlich die souveränen Staaten Estland, Lettland und Litauen überfallen und annektiert. Trotzdem machten England und Amerika diese Plündererernation jetzt zu ihrem Bundesgenossen. Stalin, der rücksichtslose Räuber in Osteuropa, sollte demnächst den Beinamen „Onkel Joe“ und einen der drei Sitze am Tisch der Mächtigen bekommen. Ein in der Geschichte der Menschheit noch nie dagewesenes Wettrüsten aber war schließlich die Folge dieses Krieges.

KAPITEL 10

Casablanca

1943 sagte Roosevelt, ehe er noch Marschall Stalin kennengelernt hatte, zu William C. Bullitt: „Ich hab so das Gefühl, daß Stalin weiter nichts als Sicherheit für sein Land haben will, und ich glaube, wenn ich ihm alles gebe, was ich nur kann, und von ihm keine Gegenleistung verlange – schließlich, *noblesse oblige!* – so wird er sich nichts gewaltsam anzueignen suchen und um Demokratie und Frieden in der Welt bemüht sein[200]."

Mr. Bullitt war in Moskau und Paris amerikanischer Botschafter gewesen und kannte sich in europäischer Geschichte und Politik aus. Außerdem war er ein aufrichtiger Patriot. Man kann sich daher sein Erstaunen, ja seine Bestürzung vorstellen, als er diese Worte aus dem Munde des Präsidenten der Vereinigten Staaten hörte. Von diesem Augenblick an machte er sich große Sorgen um die Sicherheit der westlichen Kultur.

Schon Anfang 1942 gab Präsident Roosevelt Mr. Churchill handschriftlich Nachricht, daß er vorhabe, sich bei Stalin einzuschmeicheln, und daß er keine Einmischung dabei dulden werde. Er schrieb: „Ich weiß, Sie werden es mir nicht übelnehmen, wenn ich Ihnen ganz offen sage, daß ich glaube, persönlich mit Stalin besser umgehen zu können als Ihr oder mein Außenministerium. Stalin kann die Art Ihrer ganzen Oberschicht nicht leiden. Mich, meint er, hat er lieber, und ich hoffe, er wird dabei bleiben[201]."

Das war eine ernste Warnung für Mr. Churchill und „seine Oberschicht". Während des ganzen Krieges, bei allen heiklen, schicksalsschweren Entschlüssen, mußte Winston Churchill Roosevelts Verhalten Stalin gegenüber in Betracht ziehen. Da sein Land in so vieler Hinsicht auf amerikanische Unterstützung angewiesen war, sah er sich oft, so unbehaglich es ihm auch sein mochte, zu klugem Nachgeben dem Präsidenten gegenüber genötigt, zumal dieser es offenbar leicht übelnahm, wenn ihm jemand einen Strich durch die Rechnung machte, und dann sehr unversöhnlich und nachtragend sein konnte.

Während des ganzen Jahres 1942 genoß auf Befehl des Präsidenten die „Rußlandhilfe" den Vorrang vor allen anderen Entscheidungen in dem vor lauter Kriegsvorbereitungen wie ein Bienenstock wimmelnden Washington. Jeder, der damals noch in dem alten „Munitionsgebäude" oder schon in dem neuen, breit hingelagerten Pentagon arbeitete, das sich allmählich auf beide Ufer des Potomac ausdehnte, und der irgend etwas mit der Zuteilung von Kriegsbedarf zu tun hatte, wird sich — vielleicht mit einem leicht ironischen Lächeln — an die übertriebene Dringlichkeit der „russischen Forderungen" erinnern, mit denen man umging, als hinge das Seelenheil jedes einzelnen Bearbeiters von ihrer Erfüllung ab. Zweifellos hatte Mr. Roosevelt damit recht, daß Stalin ihn „lieber hatte", wie er sich Churchill gegenüber rühmte. Doch bisher konnte Stalins Vorliebe für Roosevelt nur dessen großzügiger Freigebigkeit gegenüber der Sowjetunion entspringen, denn noch hatte er den sprichwörtlichen persönlichen Charme des Präsidenten nicht kennengelernt. Offenbar war dieser auch überzeugt, der russische Diktator werde ihn noch viel lieber haben, wenn er ihn erst einmal leibhaftig kennengelernt hatte.

Doch Stalin war ungewöhnlich vorsichtig. Zweimal hatte er die „dringenden Einladungen des Präsidenten" — um mit Hopkins zu sprechen — zu einer Konferenz der „Großen Drei" mit der Begründung abgelehnt, daß er mit der Führung seiner Armeen so viel zu tun habe, daß er „auch nicht einen Tag" abkömmlich sei. Da jedoch an der russischen Front die Flut der deutschen Eindringlinge bereits zur Ebbe umgeschlagen war und Mr. Roosevelt Stalin anbot, ihm bis Khartum oder einem anderen Ort nach seiner Wahl entgegenzukommen, fand Stalin höchstwahrscheinlich den Zeitpunkt für ein solches Treffen noch nicht günstig genug für seine Belange. Es ging ihm ja schließlich auch so nicht schlecht. Amerikanische Waffen, Flugzeuge, Panzer und Fahrzeuge aller Art, selbst ganze Fabrikeinrichtungen strömten auch ohne Konferenz in kaum für möglich gehaltenen Mengen in die Sowjetunion, und er brauchte nicht irgendwelche schriftlich festgelegten Verpflichtungen zu übernehmen.

Russen und Tataren sind dafür bekannt, daß sie „etwas abwarten können", und auch Joseph Stalin konnte das offensichtlich gut. Warum, sagte er sich, sollte er sich schon jetzt dem Risiko einer solchen Konferenz aussetzen? Er konnte damit rechnen, daß die Fehlschläge der Deutschen in ein paar Wochen im Debakel von Stalingrad ihren Höhepunkt erreichten. Schob er die Konferenz bis dahin hinaus, konnte er dort als siegreicher Held auftreten, was Roosevelts Kriecherei und Freigebigkeit, wie er Grund hatte anzunehmen, noch steigern werde. Er hatte es daher nicht eilig, mit ihm zusammenzukommen, und Mitte Dezember 1942 schrieb er das zweitemal ablehnend an ihn: „Ich muß leider mein tiefgefühltes Bedauern aussprechen, daß ich die Sowjetunion weder in nächster Zeit noch Anfang März verlassen kann... Ich weiß ferner bisher noch nicht genau, welche Pro-

bleme Sie, Herr Präsident, und Mr. Churchill bei unserer gemeinsamen Konferenz zu erörtern beabsichtigen, und ich frage mich, ob es nicht möglich wäre, diese Probleme durch einen Briefwechsel zwischen uns zu klären[202]." Diese Zurückweisung genügte jedoch nicht, um Mr. Roosevelts Inbrunst abzukühlen. Im Gegenteil, sein Eifer, Stalin zu Gefallen zu sein, wurde nur noch fieberhafter. Inzwischen wollte er sich jedoch in Nordafrika mit Mr. Churchill im Januar zu einer Konferenz treffen.

General John R. Deane, der während des Krieges zwei Jahre lang Gelegenheit hatte, die Lage bei seinen Verhandlungen mit den Russen aus der Nähe zu beobachten, schreibt: „In den Augen der Russen war der Krieg gegen Deutschland und Japan nur die erste Phase in dem endgültigen Ringen zwischen Kommunismus und Kapitalismus[203]." Der wahre Feind war für sie die gesamte kapitalistische Welt. Natürlich wäre es die Sache des Präsidenten der Vereinigten Staaten gewesen, das auch zu erkennen, zumal er und Harry Hopkins dieselbe Schlußfolgerung eigentlich schon aus den Schriften von Lenin und Stalin hätten ziehen müssen. Ebenso hätten sie wissen sollen — was Hitler klar begriffen hatte —, daß die Sowjetdiktatur nach Konsolidierung ihrer Macht im vierten und fünften Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts von einem Expansionsstreben entflammt war, das die Hoffnungen Iwans des Schrecklichen, Peters des Großen und Katharinas II. geringfügig erscheinen ließ, und — daß dies nur ein Anfang war.

Stalin hätte auf der Konferenz von Casablanca kaum mehr für seine Sache erreichen können, wenn er selbst an ihr teilgenommen hätte. Roosevelt tat ihm dort zwei große Gefallen: er äußerte sich zum erstenmal ablehnend gegen den noch im Entstehen begriffenen englischen Plan, Deutschland vom Balkan her anzugreifen und auf diese Weise einer sowjetischen Herrschaft über Mittel- und Osteuropa zuvorzukommen. Doch sollte diese Frage später noch öfter aufs Tapet kommen. Endgültig und von historischer Bedeutung aber war Roosevelts Verkündigung, daß die Kriege in Europa und Asien nur durch „bedingungslose Kapitulation" beendet werden könnten. Deutschland und Japan — die beiden Länder, die durch ihre geographische Lage und historische Rolle die einzigen Bollwerke gegen die Expansion des Kommunismus waren — sollten also nicht nur geschlagen, sondern zu Boden geworfen und gedemütigt werden. Das riß nach den Worten von Lord Hankey „in Europa und im Fernen Osten die Barrieren gegen den Kommunismus nieder und verminderte dadurch weitgehend die Sicherheit der ganzen Welt[204]". Hanson W. Baldwin bezeichnete es als den schlimmsten politischen Fehler des ganzen Krieges[205]. Für die Vereinigten Staaten und viele andere Nationen aber war es ein großes Unglück[206].

Wäre Roosevelt von Stalin als sein persönlicher Vertreter zur Konferenz in Casablanca geschickt worden, er hätte ihm nicht getreulicher

dienen können. Er hat das sogar selbst ausgesprochen. Nach dem Bericht seines Sohnes Elliott, der damals auch dabei war, fielen ihm die Worte „bedingungslose Kapitulation" eines Tages beim Lunch ein, und er äußerte seine Gedanken darüber in folgenden Worten: „Das wäre natürlich das Richtige für die Russen! Sie könnten sich gar nichts Besseres wünschen... Hm, bedingungslose Kapitulation", wiederholte er und sog nachdenklich an einem Zahn. „*Onkel Joe hätte es sich fast selber ausdenken können*[207]."

Einen Punkt gibt es — darüber sind sich alle einig —, über den Elliott Roosevelt intime, aus erster Quelle stammende Kenntnisse hatte: seines Vaters Empfindungen gegenüber Stalin und der Sowjetunion. Zum Glück werden wir durch ihn in die Lage versetzt, Einblick darein zu gewinnen.

Selbstverständlich nahm der Präsident Harry Hopkins mit nach Casablanca. Sie fuhren erst zusammen mit der Bahn in größter Heimlichkeit nach Miami und flogen von dort über Trinidad nach Afrika. Unterwegs machte Hopkins seine üblichen, tagebuchartigen Aufzeichnungen. „Ich werde das Gefühl nicht los", schrieb er, „daß der Grund dafür, daß sich der Präsident mit Churchill in Afrika treffen wollte, in erster Linie der war, daß er eine Reise machen wollte ... Er liebte das Dramatische daran, aber der Hauptgrund war, er wollte eine Reise machen[208]." Irgendwo war eine Konferenz jedoch nötig; es mußte über das militärische Programm für 1943 entschieden werden. Hopkins schreibt darüber: „Angenommen, wir vertreiben die Deutschen aus Afrika, so wurde mir klar, daß es noch keinen gemeinsamen Plan gab, was als nächstes geschehen sollte. Irgendwo mußten wir ja zuschlagen — über den Kanal, in Sardinien, Sizilien oder durch die Türkei —, aber wo[209]?" Harry verrät uns auch seine eigenen Ideen — danach kamen die Türkei oder irgendein anderer Ausgangspunkt in der Nähe des Balkans nicht in Frage.

Die Nachrichten vom Kriege lauteten von überallher gut. Auf dem pazifischen Kriegsschauplatz hatte man die Bedrohung durch die japanische Flotte beseitigt. In der Seeschlacht in der Korallensee im Mai 1942 hatte die amerikanische Flotte die japanische zum erstenmal geschlagen und unter anderem einen Flugzeugträger versenkt. Dann folgte im Juni der entscheidende Sieg bei Midway, wo vier japanische Flugzeugträger, drei Kreuzer und drei Zerstörer versenkt wurden. Im November verloren dann die Japaner in den Kämpfen um Guadalcanal ein Schlachtschiff, acht Kreuzer, sechs Zerstörer und eine große Anzahl Transporter. Bei all diesen Begegnungen mit dem Feind waren die amerikanischen Verluste verhältnismäßig gering. In Washington bevorzugte man daher jetzt den europäischen und afrikanischen Kriegsschauplatz so, daß General Douglas Mac Arthur sich genötigt sah, um stärkeren Nachschub für seine amphibischen Operationen im Pazifik zu bitten. Es bestand jedoch damals schon kein Zweifel mehr, daß Japans tollkühnes Spiel zum Scheitern verurteilt war.

Es konnte die langen Verbindungs- und Nachschubwege, von denen sein neues Empire abhängig war, nicht mehr aufrechterhalten, und seine endgültige Niederlage war nur noch eine Frage der Zeit.

Ebenso sah Hitlers kühnes Spiel in Rußland schon stark nach einem Fehlschlag aus. Napoleons Katastrophe vom Jahre 1812 schien sich wiederholen zu wollen, doch diesmal fielen die Deutschen der ungastlichen Weite Rußlands zum Opfer. Die Sommer 1941 und 1942 waren vergangen, und die deutsche Wehrmacht hatte den Sieg noch nicht erringeen können. Jetzt waren sogar an vielen Stellen die Russen schon in der Offensive. Churchill schrieb am 3. Dezember 1942 in einem militärischen Memorandum: „Im Feldzug des Jahres 1942 sind die Russen nicht geschlagen oder geschwächt worden. Vielmehr ist Hitler geschlagen und die deutsche Armee sehr empfindlich verringert worden. General v. Thoma hat als Kriegsgefangener der Engländer in Ägypten geäußert, daß die hundertachtzig deutschen Divisionen an der russischen Front in vielen Fällen kaum mehr als Brigadestärke haben[210]." Die sechste Armee war bei Stalingrad eingeschlossen, und ihre Vernichtung stand unmittelbar bevor. Am 31. Januar 1943 endete dann die Schlacht bei Stalingrad mit der Gefangennahme von Feldmarschall Paulus und sechzehn seiner Generale zusammen mit allem, was von den eingeschlossenen Streitkräften noch übrig war — eine deutsche Katastrophe, die, wie Churchill schreibt, „Hitlers gewaltige Kraftanstrengung beendete, Rußland mit Waffengewalt zu erobern und den Kommunismus zu vernichten[211]."

Der Luftkrieg über Europa hatte sich zu einer furchtbaren Erfüllung der Terror atmenden Worte entwickelt, die Churchill im vorhergehenden Juni geäußert hatte — Worte, die in ihrer Verheißung wahlloser Verbreitung von Grauen und Entsetzen beispiellos in den Annalen menschlicher Kriegsführung sind: „Ich kann sagen, je weiter der Krieg fortschreitet, desto mehr deutsche Städte, Häfen und Produktionszentren werden einer Feuerprobe unterworfen werden, wie sie so anhaltend, so hart und so gewaltig noch kein Land erlebt hat[212]."

Neville Chamberlain, Churchills Vorgänger, war vor dem uneingeschränkten Luftbombardement nichtmilitärischer Ziele noch zurückgeschreckt; auch Hitler hatte sich davor gescheut, bis dann die RAF damit anfing. Die deutsche Luftwaffe war als ein Werkzeug der taktischen Offensive zur Unterstützung schnell vorstoßender Armeen geplant. Als Warschau und Rotterdam von ihr mit Bomben belegt wurden, standen deutsche Armeen vor ihren Toren. „Das Bombardement fand jedoch", wie Captain Liddle Hart, Englands bekanntester Militärsachverständiger, betont, „erst statt, als sich deutsche Truppen bereits den Zugang zu diesen Städten erkämpften, entsprach also den alten Regeln für die Bombardierung belagerter Ortschaften[213]." Ein Beschluß des englischen Luftministeriums vom 11. Mai 1940 war die Ursache für die Entstehung des „totalen

Krieges", nicht die Schurkerei Adolf Hitlers. Durch diesen Beschluß wurde die Massenvernichtung von Zivilbevölkerungen durch Luftbombardements um ihrer selbst willen eingeleitet. Er führte damit den neuen Kriegsführungsplan durch, der 1936 bei der Gründung des Bomberkommandos von englischen Fachleuten aufgestellt wurde. Dies alles wird in zwei aufschlußreichen Büchern von englischen Verfassern enthüllt, deren Glaubwürdigkeit unanfechtbar ist. Das eine trägt stolz den Titel „Bombenabwürfe gerechtfertigt" und hat Mr. J. M. Spaight, einen früheren leitenden Beamten im englischen Luftministerium, zum Verfasser; das andere stammt von Luftmarschall Sir Arthur Harris, der während des Krieges Befehlshaber des Bomberkommandos war, und nennt sich „Bomber-Offensive[214]".

Wie Spaight bestätigt, hat sich Hitler wirklich eifrig um ein Abkommen mit England bemüht, „durch das die Tätigkeit der Flugzeuge auf die Kampfzonen beschränkt werden" sollte, und erst drei Monate, nachdem die RAF mit der uneingeschränkten Bombardierung deutscher Städte begonnen hatte, widerstrebend zu Vergeltungsmaßnahmen gegriffen. Luftmarschall Harris hat für die Führer der deutschen Luftwaffe offenbar nur Verachtung übrig, weil sie sich nicht mit Bombenflugzeugen zu Angriffen auf die feindliche Zivilbevölkerung ausgerüstet hatten. Sie beteiligten sich an diesem Spiel, wie er sich ausdrückt, „viel zu spät am Tage[215]".

In der ersten Zeit des Krieges war Churchill wütend, aber nicht weil Hitler Bomben auf englische Städte werfen ließ, sondern weil er es *nicht* tat. General de Gaulle schildert in seinen 1955 erschienenen Memoiren Churchills Enttäuschung: „Ich sehe ihn noch vor mir, wie er an einem Augusttag in Chequers die Fäuste zum Himmel hob und rief: ‚Sie wollen einfach nicht kommen!' ‚Haben Sie es denn so eilig', sagte ich zu ihm, ‚mit anzusehen, wie Ihre Städte von Bomben zerschmettert werden?' ‚Wissen Sie', erwiderte er, ‚Bomben auf Oxford, Coventry, Canterbury würden eine solche Entrüstungswelle in den Vereinigten Staaten auslösen, daß sie mit in den Krieg einträten'."

Schlau forderte Churchill die Deutschen heraus, England zu bombardieren. „Wenn wir den Krieg nach Deutschland hineintrugen", schreibt Spaight, „konnten wir mit Wiedervergeltung rechnen. Es war zwar nicht sicher, aber doch ziemlich wahrscheinlich, daß unsere Hauptstadt und unsere Industriezentren nicht angegriffen worden wären, hätten wir es unterlassen, die deutschen anzugreifen."

Als sich Churchill im Januar 1943 zu der Konferenz in Casablanca aufmachte, waren jedoch die Angriffe der deutschen Luftwaffe auf Englands Küsten längst gescheitert – die Deutschen waren, wie Spaight und Harris erklären, niemals auf eine derartige Kriegsführung vorbereitet. Andererseits konnte im ganzen deutschen Reich kein Mensch abends zu Bett gehen, ohne daß die Angst ihm am Herzen nagte, englische Flugzeuge

könnten ihm, noch ehe der Morgen graute, Bomben auf sein Haus werfen. Und amerikanische Bombergeschwader bereiteten auf englischen Stützpunkten einen riesigen Bombenfeldzug bei Tage vor, um auch das zu zerschlagen, was die Engländer etwa noch nicht getroffen hatten.

In Nordafrika war eine weitere deutsche Niederlage so gut wie sicher. Dort hatte die 8. englische Armee unter Montgomery Rommels weit schwächere Kräfte vierhundert Kilometer westwärts bis an die libysche Grenze zurückgedrängt. Am 8. November landeten amerikanische Streitkräfte in Algier, Casablanca und Oran. Im östlichen Teil von Algier stieß die 1. englische Armee zu ihnen, und gemeinsam griffen Engländer und Amerikaner Tunis an. Tobruk und Bengasi fielen, als die Zange sich schloß. Das groß angelegte, von General Dwight D. Eisenhower geleitete Unternehmen *Torch* zur Wiedereroberung von Französisch Nordafrika erreichte alle seine Ziele. Im Dezember 1942 schickte Hitler leichtsinnigerweise noch einmal Verstärkungen nach Tunesien, was den Vormarsch der Allierten etwas verlangsamte, aber auf der Konferenz in Casablance im Januar 1943 konnte General Eisenhower schon wieder die Versicherung abgeben, daß der Feind in Kürze aus Nordafrika vertrieben sein werde.

Die Frage war nun: „Wo gehen wir dann hin?“ oder wie Hopkins geschrieben hatte: „Irgendwo mußten wir ja zuschlagen — aber wo?“ Die Möglichkeit, daß man vielleicht nirgendwohin mehr zu gehen brauchte, indem man einen Weg suchte und fand, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, wurde überhaupt nicht in Erwägung gezogen. In Stockholm waren zwei Mitglieder der deutschen Wiederstandsbewegung gegen die Nazidiktatur an den Bischof von Chichester herangetreten und hatten ihn gebeten, zu ermitteln, ob die englische und amerikanische Regierung bereit seien, mit einer demokratischen deutschen Regierung über einen Friedensschluß zu verhandeln, wenn das Hitler-Regime gestürzt würde. Wie der Bischof nach dem Kriege verlauten ließ, hatte er versucht, eine Antwort auf diese Frage zu bekommen, doch war es ihm nicht gelungen. Die maßgebenden Stellen auf alliierter Seite lehnten alle Friedensbestrebungen herrisch ab.

Heute weiß man, daß die höheren Offiziere der deutschen Armee zum großen Teil zur Auflehnung bereit waren[216]. Die Häupter der Widerstandsbewegung gegen Hitler waren General Ludwig Beck, früher Chef des deutschen Generalstabs, und Karl Goerdeler, früher Oberbürgermeister von Leipzig, beides Männer von untadeligem sittlichem Format. Armeebefehlshaber wie die Feldmarschälle von Kluge und v. Manstein sahen voraus, wohin Hitlers Politik Deutschland führte. Admiral Canaris, General Oster und der tapfere Graf von Stauffenberg gehörten zu der großen Zahl ernstlich beunruhigter Männer, die Hitler töten oder absetzen wollten, um dem Krieg unter einigermaßen ehrenhaften Bedingungen ein Ende zu machen. Doch zum Erfolg brauchten sie gewisse Zusagen von der Gegenseite. Aber die haben sie niemals bekommen.

Steckte hinter dieser Haltung der Allierten etwa böswillige Mißgunst? Die Angst, das deutsche Volk könnte das Hitler-Regime selbst ausrotten, so daß die Kreuzfahrer allzu bald kein Ziel mehr für ihren Kreuzzug gehabt hätten? Im Pentagon und im Weißen Haus wußte man recht gut, daß Hitler am Rande eines Abgrundes der Unzufriedenheit im eigenen Lande entlangwankte. General Albert C. Wedemeyer, der nächste Vertraute General Marshalls in jener Zeit, der auch mit ihm in Casablanca war, sagt dazu: „Die westlichen Alliierten unternahmen nicht den geringsten Versuch, die Deutschen zu teilen, indem sie Hitlers Gegnern annehmbare Friedensbedingungen boten – und dies, obwohl der englische und amerikanische Nachrichtendienst wußten, daß Hitler mit dem Widerstand von Männern in den höchsten Stellungen in der Armee, in der Marine und in der Zivilverwaltung zu rechnen hatte[217].

Das Menetekel an der Wand war nicht mißzuverstehen: Hitler war blindlings in einen Krieg gegen drei riesige Mächte hineingestolpert, den er unmöglich gewinnen konnte. Die Vereinigten Staaten hatten noch nicht einmal Zeit gehabt, ihre ganze Stärke einzusetzen, als Deutschlands Kraft schon allmählich nachließ. Stalin, Churchill und Roosevelt rechneten bereits fest mit seinem Zusammenbruch.

Die Männer im Kreml hatten den Sieg schon vor Monaten zum erstenmal gewittert und beschäftigten sich jetzt bereits mit der Gestaltung der Dinge nach dem Kriege. In den ersten Monaten des Jahres 1942 hatten sie sogar schon versucht, von Churchills Regierung im voraus eine Bestätigung ihres Rechtes auf Länder zu bekommen, die sie 1939 und 1940 besetzt hatten: auf den östlichen Teil Polens, einen Teil von Finnland und die drei baltischen Staaten Lettland, Litauen und Estland, die sie sofort ganz überschlucken wollten. Außerdem wollten sie ein Geheimabkommen mit England schließen, in dem dieses Rußlands Anspruch auf einen Streifen von Rumänien anerkannte. All dies hätte jedoch in der öffentlichen Meinung in den Vereinigten Staaten – wenn nicht auch in England – Empörung ausgelöst. Churchill und Eden hatten dies auf Grund von Besprechungen mit Präsident Roosevelt im Mai Molotow in London klargemacht, und die Sache wurde dann auch rasch zu den Akten gelegt, so daß die Öffentlichkeit nichts davon erfuhr[218].

Stalin und Molotow waren sich von vornherein darüber klar, daß das Wie und die zeitliche Abstimmung der so gut wie sicheren Niederlagen Deutschlands und Japans von entscheidender Tragweite für die Machtverhältnisse nach dem Kriege waren. Es war nicht schwer zu erkennen, wie Rußland die fettesten Fleischbrocken aus dem Topf für sich ergattern konnte. Der Sowjetunion wurde am besten gedient, wenn

1. Engländer und Amerikaner ihre Hauptkräfte für einen Frontalangriff auf Deutschland durch Frankreich hindurch einsetzten;

2. englische und amerikanische Streitkräfte sich aus Mittel- und Osteuropa heraushielten, so daß die russischen Armeen Polen, die Tschechoslowakei, den ganzen Balkan und soviel wie möglich von Deutschland erobern — oder „befreien" — dann ausplündern und schließlich kommunistisch machen konnten;
3. der Krieg nicht durch Verhandlungen beendet wurde, und zwar weder mit dem Hitler-Regime noch mit irgendeiner anderen deutschen Regierung, denn ein ausgehandelter Friede hätte den Vormarsch sowjetischer Truppen bis in das Herz Europas verhindert;
4. der Krieg gegen Japan bis nach dem Zusammenbruch Deutschlands hingezogen wurde, so daß Rußland freie Hand bekam, sich im letzten Augenblick daran zu beteiligen, sämtliche Kriegsvorräte Japans und die Industrieanlagen in der Mandschurei mit all ihren Maschinen als Beute einzuheimsen und zum eigenen Vorteil das Machtvakuum auszubeuten, das durch die Kapitulation Japans in Nordchina und Korea entstehen mußte.

Im April 1942 schickte Präsident Roosevelt Harry Hopkins, begleitet von General Marshall, dem Chef der Vereinigten Stabschefs, nach London, um den Engländern mitzuteilen, daß er in zwei Punkten zu einem festen Entschluß gelangt sei. Erstens: die Hauptmacht Amerikas sollte zunächst gegen Deutschland eingesetzt und die Niederwerfung Japans verschoben werden. Zweitens: das größte militärische Unternehmen sollte nach Überquerung des Kanals eine Invasion Europas in ganz großem Maßstab mit dem Decknamen *ROUNDUP* im Jahre 1943 sein; ihm sollte schon im Jahre 1942 ein kleinerer Angriff auf die französische Küste mit dem Decknamen *SLEDGEHAMMER* vorangehen, um deutsche Streitkräfte vom russischen Kriegsschauplatz abzuziehen.

Bei dieser Gelegenheit erklärte Hopkins auf einer Konferenz mit Churchill und Spitzen der englischen Streitkräfte, „wenn man der öffentlichen Meinung in Amerika ihren Willen ließe, so müßten sich die Anstrengungen Amerikas in erster Linie gegen Japan richten[219]". Aber man ließ der öffentlichen Meinung in Amerika nicht ihren Willen, sondern mißachtete ihn hochmütig. Gleichwohl lag in der Ansicht des Volkes eine kluge Voraussicht — denn wäre Japan schnell geschlagen worden, solange Rußland noch in Europa beschäftigt war, so wäre die Entwicklung in Asien nach dem Kriege ganz andere Wege gegangen, und Millionen Chinesen, die fälschlicherweise den Eindruck bekamen, daß Rußland die Japaner besiegt habe, hätten ein richtigeres historisches Bild gewonnen.

Am 29. Mai traf Molotow in Washington ein und wurde sofort ins Weiße Haus gebracht. Nach den einleitenden Höflichkeiten erwähnte Roosevelt zufällig gewisse Flottenzusammenziehungen der Japaner, von denen er soeben Nachricht bekommen hatte. Molotow erwiderte hastig, Hitler sei der Hauptfeind. Roosevelt verstand sofort, was er meinte, und

beruhigte seinen Gast mit der Versicherung, er habe die Vereinigten Staaten schon auf den richtigen Kurs gebracht. Bei der Unterredung war auch Samuel H. Cross, Professor für slawische Sprachen an der Harvard-Universität, zugegen, der sich Notizen machte. Nach seinem Protokoll fand folgende Unterhaltung statt: „Mr. Molotows Bemerkung, Hitler sei der Hauptfeind, stimmte der Präsident zu und erwähnte seine wiederholten Erklärungen vor der Pazifik-Konferenz, daß Amerika im Pazifik in der Defensive bleiben werde, bis die europäische Front bereinigt sei. Es sei schwierig gewesen, fügte er hinzu, sich mit seiner Ansicht durchzusetzen, aber jetzt bestehe seiner Meinung nach allgemeines Einverständnis[220]."

Das hörte Molotow selbstverständlich gern. Er kam gerade aus London, wo Churchill ihm von den Vorbereitungen für *SLEDGEHAMMER* und *ROUNDUP* erzählt hatte. Doch hatte er ein gewisses Zögern verspürt, das ihn beunruhigte, als ob Churchill an gewisse Vorbehalte dächte. Er wollte Sicherheit haben, und darum bearbeitete er jetzt Roosevelt. Der Präsident hatte gerade am Tage vor Molotows Ankunft ein etwas aufregendes Telegramm vom englischen Premierminister bekommen, in dem er von Norwegen und Nordafrika als möglichen Ausgangspunkten für Unternehmungen gegen die Deutschen sprach. Dieses Telegramm, sagt Sherwood, „bildete für Roosevelt das erste Gefahrsignal, daß die Engländer sich in Gedanken allmählich Ablenkungsmanövern zuwandten, die mit der Hauptsache, dem Frontalangriff quer über den Kanal, kaum noch etwas zu tun hatten[221]". Trotzdem gab Roosevelt sein Einverständnis zu der Erklärung, die Molotow verfaßte und die nach Schluß der Besprechungen veröffentlicht wurde: „Im Laufe der Unterhaltungen wurde völlige Einmütigkeit hinsichtlich der dringenden Aufgabe hergestellt, noch im Jahre 1942 eine Zweite Front in Europa zu schaffen." Im Zusammenhang mit Roosevelts Besprechungen mit Molotow bezog sich dies selbstverständlich auf die Kanalüberquerung, das Unternehmen *SLEDGEHAMMER*. Als Molotow jedoch auf der Heimreise wieder über London kam, erhob Churchill zwar gegen *SLEDGEHAMMER* keine Einwendungen, übergab Molotow aber für alle Fälle ein *Aide-memoire*, in dem er erklärte, er könne noch nichts versprechen.

Im Juli 1942 beschlossen die Engländer dann, *SLEDGEHAMMER* endgültig zu „begraben". Churchill gesteht in seinen Memoiren, daß er niemals mit einer Durchführung dieses Unternehmens gerechnet habe[222]. Es wäre weiter nichts als ein blutiger Opfergang geworden, um deutsche Divisionen von der russischen Front abzuziehen. Dazu aber hatte er keine Neigung. Er benachrichtigte nunmehr Roosevelt, daß kein verantwortlicher englischer General, Admiral oder Luftmarschall es für durchführbar halte. Roosevelt schickte trotzdem Hopkins und Marshall nach London mit der Weisung, Druck dahinter zu setzen. Doch diesmal blieben die Engländer fest. Marshall kam bei seinen Gesprächen mit dem englischen

Stabschef auf einen toten Punkt, und Hopkins notierte, als er das hörte: „Ich fühle mich verdammt niedergeschlagen." Sie baten den Präsidenten telegraphisch um neue Weisungen, aber jetzt gab er nach und erklärte sich mit dem von Churchill unterstützten Alternativplan einverstanden, der eine Landung in Nordafrika – Unternehmen *GYMNAST*, später in *TORCH* umbenannt – vorsah.

Harry Hopkins fühlte sich vor allem darum „verdammt niedergeschlagen", weil er ahnte – die Engländer zweifellos auch! –, daß ein Unternehmen größeren Umfanges im Mittelmeer eine Verschiebung von *ROUNDUP* auf das Ende von 1943 zu bedeutete, was dem Kreml nicht gefallen würde. General Eisenhower schreibt darüber später in seinem Buch, alle Amerikaner hätten damals den starken Verdacht gehegt, daß die Engländer den schon vereinbarten Plan einer Überquerung des Kanals mit Widerwillen und erheblichen inneren Vorbehalten betrachtet hätten[223].

Als Präsident Roosevelt und Hopkins im Januar 1943 nach Casablanca flogen, hatten sie allen Grund zu der Befürchtung, daß das Unternehmen *ROUNDUP* auf unbestimmte Zeit verschoben sei. Denn Churchill hatte Roosevelt ein Telegramm geschickt, das folgenden unheilverkündenden Absatz enthielt: „Unsere wichtigsten Aufgaben sind, erstens, die afrikanische Küste des Mittelmeeres zu erobern und dort die Marine- und Luftwaffeneinrichtungen zu schaffen, die nötig sind, um mit erfolgreichen Durchfahrten unserer militärischen Transporte zu beginnen; und zweitens, unsere Stützpunkte an der afrikanischen Küste dazu zu benützen, in wirksamer Stärke und möglichst kurzer Zeit Schläge gegen den Unterleib der Achse zu führen[224]."

Was wollte er mit „Unterleib" sagen? Hatte er etwa irgendwelche Abenteuer gegen den Balkan im Sinn? Diese Art, den Feind anzugreifen, war jedoch in keiner Weise mit dem Bild zu vereinbaren, das sich die Russen von ihrem siegreichen Vormarsch machten. General Marshall, der während des ganzen Krieges auf Stabschefsebene die politische Linie Roosevelts und Hopkins' zu vertreten hatte, bekam strikte Weisung, sich ihr zu widersetzen. Roosevelt hatte ihn nach Casablanca vorausgeschickt, damit er sich vorher mit den englischen Führern aussprechen konnte. Erst drei Wochen vorher hatte er in Washington zu Feldmarschall Sir John Dill gesagt – und Dill hatte es sofort an Churchill weitergegeben –, er „käme immer mehr zu der Überzeugung, daß wir in der Lage sein müßten, noch vor Sommer – 1943 – ein abgeändertes Unternehmen *ROUNDUP* zu beginnen, wenn wir sofort nach der Säuberung Nordafrikas von Achsentruppen amerikanische Streitkräfte in England auslüden, statt sie zur Ausnutzung von *TORCH* nach Afrika zu senden[225]". Zu den Gründen, die Marshall für dieses Vorgehen anführte, gehörte auch der, daß es „den Wünschen der Russen mehr entgegenkam". Doch all seine Gründe konnten die Engländer nicht überzeugen.

Winston Churchill war manchmal in seinen Äußerungen zur Kriegslage nicht ganz aufrichtig, so daß er öfters in den Verdacht geriet, den einen Plan zu loben, während er insgeheim einen anderen zu verfolgen vorhatte. Aber als er eines Abends im vergangenen November mit dem amerikanischen Botschafter Winant und General Walter Bedell Smith zusammensaß und sich mit ihnen „bis spät in die Nacht hinein" unterhielt, war er in ausnahmsweise offenherziger Stimmung. Auch Außenminister Anthony Eden war dabei. Smith berichtete über die Unterhaltung sofort General Marshall, der den Bericht zweifellos an das Weiße Haus weitergab. Nach Smith stand Churchill dem Plan für eine Landung in Nordfrankreich – Unternehmen *ROUNDUP* – eher noch kühler gegenüber als bisher. Gleichzeitig war er, wenn auch widerwillig, bereit, den Gedanken an eine Expedition nach Nordnorwegen fallenzulassen, für die die Amerikaner keine Neigung gezeigt hatten. Stattdessen liebäugelte er jedoch jetzt mit der Idee, die Türkei in den Krieg hineinzuziehen und ihre fünfundvierzig Divisionen kampferprobter Soldaten nach Bewaffnung und Ausrüstung durch die Alliierten gegen den Balkan vorzuschicken[226]. Da man nicht damit rechnen konnte, daß die Türkei allein mit den Deutschen auf dem Balkan fertig wurde, machte dies voraussichtlich die Entsendung eines englisch-amerikanischen Hilfskorps dorthin nötig.

Franklin D. Roosevelt erkannte natürlich sofort, was auf lange Sicht hinter diesem Schachzug steckte – es gefiel ihm gar nicht. Und als er im Januar zur Konferenz nach Casablanca flog, wies er schon den bloßen Gedanken, an der Südwestflanke der Sowjetunion ein Bollwerk der Stärke zu errichten, weit von sich. Tatsächlich sollten die Türken – und die Griechen ebenfalls – doch noch eines Tages amerikanische Waffen bekommen, die man ihnen sogar hastig aufnötigte, aber das geschah erst nach Roosevelts Tode.

Die Amerikaner ahnten nichts davon, daß ihr Präsident, begleitet von dem unvermeidlichen Harry Hopkins, auf dem Wege nach Afrika war, um dort schwerwiegende Entscheidungen zu treffen. Hätten sie es gewußt, so wäre es ihnen vermutlich ein Grund zur Sorge gewesen. Denn viele hegten große Zweifel, ob angesichts der auf dieser Reise zu erwartenden Aufgaben Hopkins der richtige Begleiter für den Präsidenten war. Statt wenigstens die vier Tage bis Casablanca zu eingehenden Studien und innerer Einkehr zu benutzen, um einerseits sein Verständnis für die verwickelten Fragen des Krieges zu verbessern und andererseits aus seinem Inneren alle seinem Vaterland schädlichen Eingebungen und Bestrebungen zu tilgen, beschäftigte sich Harry, wie seine Aufzeichnungen verraten, vorwiegend mit Nebensächlichkeiten des Fluges und der Landschaft, mit Kartenspielen und der Lektüre von Detektivromanen. Einmal sprach er – offenbar ziemlich beiläufig – mit dem Präsidenten „über unsere bevorstehende Konferenz", hielt es aber nicht einmal für die Mühe wert

aufzuschreiben, was er zum Präsidenten oder dieser zu ihm gesagt hatte. Andererseits berichtete er mit übertriebener Wichtigkeit, daß sie Cocktails in Trinidad und am Nachmittag „ein erstklassiges Rumgetränk" in Belém do Pará bekamen, wo er sich hinten herum zwei Flaschen zum Mitnehmen beschaffte. Und als sie nach diesem vergnüglichen Zwischenspiel weiterflogen, stellte er mit Befriedigung fest, daß „es auf diesem Flugboot auch alkoholische Getränke gab".

Die Konferenz fand in Anfa, einer Vorstadt von Casablanca, statt, wo ein großes Hotel prächtige Unterkunftsmöglichkeiten für die englischen und amerikanischen Teilnehmer sowie große Konferenzräume bot. Direkt gegenüber lag ferner eine Villa für den Präsidenten mit reizendem Garten und Schwimmbassin. „Der Präsident, Elliott und ich wohnen hier", bemerkt Harry — wie er bald bei jedermann hieß. Churchill bewohnte eine andere Villa fünfzig Schritt weiter weg. Elliott berichtet in seinem Buch, daß „Harry hinüberging, um ihn zum Dinner in unserer Villa abzuholen".

Beim Cocktail vor dem Essen hatten Roosevelt, Churchill und Harry Hopkins — „wir drei", schreibt Harry — „eine lange Unterredung über die militärische Lage". Die englischen und amerikanischen Stabschefs in dem großen Hotel auf der anderen Seite der Straße waren offenbar ähnlich beschäftigt, denn kurz vor dem Essen ging Harry auf die Suche nach ihnen, um sie im Namen des Präsidenten zum Dinner in dessen Villa einzuladen — „ich traf sie", schreibt er, „alle in guter Laune beim Cocktail an".

Am Tisch des Präsidenten fand sich an diesem Abend eine distinguierte und, wie wir annehmen dürfen, lustige Gesellschaft zusammen. Außer ihm selbst, dem Premierminister, Harry und Elliott gehörten dazu General Marshall, Admiral King und General Arnold — die Chefs der U.S.-Armee, Marine und Luftwaffe — und ihre englischen Gegenspieler: General Sir Alan Brooke, Admiral Sir Dudley Pound und Luftmarschall Sir Charles Portal, dazu Lord Louis Mountbatten und Averell Harriman. „Es wurde viel und ausgiebig vom Kriege gesprochen", schreibt Harry. Diese Unterhaltung dauerte mehrere Stunden lang und erstreckte sich über ein großes Gebiet politischer, diplomatischer und militärischer Themen. Elliott hörte nur zu, war aber auch nicht untätig. Er beschäftigte sich, wie er in seinem Buch schreibt, „mit dem Nachfüllen der Gläser".

Die Konferenz in Casablanca zog sich in die Länge. Der Präsident blieb im ganzen zehn Tage dort. Über die behandelten militärischen Probleme sagt Elliott Roosevelt in seinem Buch: „Offen war noch die Frage der Kanalüberquerung und Landung in Frankreich, damals noch als Unternehmen *ROUNDUP* bezeichnet, und die Bildung einer Zweiten Front im Jahre 1943. Wie immer drängten bei allen unseren Besprechungen die Amerikaner auf ihre Durchführung, und die Engländer hielten sich zu-

rück." Das trifft in großen Zügen zu, ein klareres Bild erhält man jedoch durch die Memoiren Churchills und der Generale H. H. Arnold und Mark Clark, die dienstlichen Berichte von General Marshall und Admiral King an ihre Minister und Sherwoods Bericht auf Grund der Aufzeichnungen von Harry Hopkins. Die Vereinigten Stabschefs hatten bereits drei Tage lang verhandelt, ehe Präsident Roosevelt und Harry Hopkins eintrafen. Treu und hartnäckig rang General Marshall noch immer um die Invasion in Nordfrankreich im Jahre 1943. Für die Engländer kam dies jedoch gar nicht in Frage. Sie hatten Sardinien, Sizilien, Italien, Kreta, die Inseln des Dodekanes, das griechische Festland und die Türkei zur Erwägung gestellt. Und die amerikanischen Stabschefs waren, wie Sherwood bemerkt, „keineswegs einer Meinung", denn Admiral King und General Arnold scheuten davor zurück, sich „Marshalls fixer Idee" anzuschließen.

Weitere Verhandlungstage folgten. Schließlich gab Roosevelt dem überwältigenden Druck der Ansicht der Fachleute nach, und *ROUNDUP* wurde bis 1944 verschoben. Im Hinblick auf den Mittelmeerkriegsschauplatz wollte er jedoch nur einem Angriff auf Sizilien zustimmen — Unternehmen *HUSKY*. Jede darüber hinausgehende Verpflichtung lehnte er ab. General Eisenhower sollte bei *HUSKY* die Leitung übernehmen, aber für das, was danach kommen sollte, erhielt er keine Anweisungen. Das Ganze war offensichtlich ein Kompromiß.

Sherwood berichtet, daß Hopkins durch die Verschiebung von *ROUNDUP* erneut „enttäuscht und niedergeschlagen" war. Stalin und Molotow hatten ständig den Einsatz englischer und amerikanischer Streitkräfte in Frankreich gefordert, und das Jahr 1942 war schon — wenn auch ohne Verschulden Präsident Roosevelts — ohne ihn verstrichen. Jetzt sollte noch ein weiteres Jahr darüber vergehen. Hopkins hatte also mit seiner Ahnung, daß das Unternehmen *TORCH*, für das sich die Engländer so schlau einsetzten, zu dieser Verschiebung führen würde, recht behalten. Doch eins erreichte man auf der Konferenz in Casablanca: die Hoffnungen der Engländer, daß englische und amerikanische Truppen eines Tages auf dem griechischen oder türkischen Festland landen und von dort durch den Balkan vorstoßen würden, stießen auf so einhelligen Widerstand der Amerikaner, daß sie, kaum zur Sprache gebracht, dahinschwanden.

Präsident Roosevelts kriegerische Überschwenglichkeit erreichte in Casablanca einen neuen Höhepunkt. „Der Abstecher nach hier war eine Mordsidee!" sprudelte er in einem Brief an seinen Sohn John heraus wie ein Lebemann, der einen Faschingsball schildert[227]. Der Sultan von Marokko kam in weißem Seidengewand zu ihm zum Dinner und brachte ihm einen goldenen Dolch und goldene Armspangen für Mrs. Roosevelt mit. Den General de Gaulle, der in London schmollte, weil sein Rivale, General Giraud, nicht in Ungnade war, ließ Roosevelt nach Casablanca kommen und dort vor einer ganzen Batterie von Photokameras Giraud die

Hand schütteln — ein Propagandatrick, durch den die fortdauernde Feindschaft zwischen den beiden französischen Parteigruppen verschleiert werden sollte. An König George VI. schrieb er in einem Brief, er wünschte, der König hätte auch nach Casablanca kommen können[228]. Das alles befriedigte seinen Hang zur Großspurigkeit. John Gunther schreibt dazu in seinem Buch[229]: „In mancher Hinsicht trat er auf wie ein Eroberer und Herr dieser Erde, als er nach Afrika kam und Orden verteilte fast wie ein Monarch. Von dem französischen Kolonialreich sprach er, als sei es sein persönliches Eigentum, und sagte Dinge wie: ‚Ich habe mich noch nicht ganz entschieden, was ich mit Tunis machen werde'."

Das Finale bildete am zehnten Tage die berühmte Pressekonferenz von Casablanca, welche die *New York Times* „die zwangloseste, jemals abgehaltene Pressekonferenz" nannte. Ihr Schauplatz war der Garten hinter der strahlend weißen Villa. Auf weißen Ledersesseln saßen der Präsident, der eine Zigarette aus einer langen Spitze rauchte, und der Premierminister mit seiner Zigarre. Korrespondenten und Kameraleute saßen auf dem grünen Rasen ihnen zu Füßen. Überall blühten verschwenderisch rote Blumen. Als jemand Präsident Roosevelt ein in Maroquin gebundenes Portefeuille mit den Unterschriften aller Personen überreichte, die ihn in seiner Villa besucht und mit ihm gesprochen hatten, da strahlte vor Entzücken sein berühmtes Lächeln auf, und er sagte, er werde es in seinem Herrenzimmer in Hydepark auflegen.

Bei dieser Gelegenheit geschah es auch, daß Präsident Roosevelt erklärte, er und Mr. Churchill würden sich nur mit einer bedingungslosen Kapitulation Deutschlands, Italiens und Japans zufriedengeben. In ihrem gemeinsamen Kommuniqué war davon noch nicht die Rede gewesen. Man argwöhnte daher von jeher, daß diese Forderung des Präsidenten einem plötzlichen Einfall entsprang. Man sah zwar, wie Churchill mit seinem runden Kopf dazu nickte, aber erst viereinhalb Jahre danach — am 21. Juli 1949 — gestand er bei einer Debatte im Unterhaus: „Ich saß dort neben dem Präsidenten und mußte mir rasch überlegen, ob unsere Stellung in der Welt so stark war, daß sie es rechtfertigte, wenn ich seine Forderung nicht unterstützte. Ich tat es schließlich, aber sie stimmte nicht mit der Vorstellung überein, die ich mir in meinem Kopf gemacht hatte."

In seinen Memoiren sagt er, er habe die Worte des Präsidenten „mit einem Gefühl der Überraschung gehört[230]". Ferner sagt er: „General Ismay, der genau wußte, wie mein Geist von Tag zu Tag arbeitete, und der auch bei allen Sitzungen der Stabschefs, bei denen das Kommuniqué entworfen wurde, zugegen war, war ebenfalls überrascht."

Tatsächlich war der Gedanke schon vorher aufgetaucht — „während einer Mahlzeit", wie Churchill sich erinnerte[231] — doch „mußte man selbstverständlich annehmen", erklärte er, „daß alles nur in der Unterhaltung Gesagte durch das vereinbarte Kommuniqué hinfällig geworden war."

Nach Hopkins' Aufzeichnungen hat Roosevelt selbst später Churchill von der Verantwortung für die Forderung der bedingungslosen Kapitulation auf der Presse-Konferenz freigesprochen. Ja, er hat sogar zugegeben, daß er sie auch von seiner Seite her nicht mit Bedacht, sondern rein aus dem Stegreif erhoben hatte. Folgendes sind seine eigenen Worte: „Wir hatten soviel Schwierigkeiten damit, diese beiden französischen Generale zusammenzubringen, daß mir der Gedanke kam, dies sei fast ebenso schwierig wie das Zustandebringen der Begegnung von Grant und Lee*) ... und dann war auf einmal die Pressekonferenz da, Winston und ich hatten keine Zeit gehabt, uns darauf vorzubereiten; da schoß mir plötzlich der Gedanke durch den Kopf, daß Grant den Spitznamen „der Alte mit der bedingungslosen Kapitulation" bekommen hatte, und im selben Augenblick merkte ich auch schon, daß ich es gesagt hatte[232]."

Auf diese Weise kommen, scheint es, wichtige Entscheidungen zustande!

Admiral Leahy, der Chef des Stabes beim Präsidenten, nennt in seinem Buch „Ich war dabei" die grundsätzliche Forderung der bedingungslosen Kapitulation „ein überraschendes Ergebnis der Konferenz in Casablanca". Er hielt es für „unklug"[233]. Ebenso aufschlußreich ist die Reaktion von Außenminister Cordell Hull, als er davon hörte. Er war „ebenso überrascht wie Mr. Churchill", schreibt er, der, wie man ihm — Hull selbst — erzählt habe, „sprachlos war". Er war dagegen, meint aber: „Wir konnten nichts anderes tun, als uns danach richten ... Die Forderung sollte uns noch viel Ärger und Schwierigkeiten bereiten[234]."

Louis P. Lochner, der Übersetzer und Herausgeber von Goebbels' Tagebüchern, stellt fest, daß nach der deutschen Niederlage bei Stalingrad nur noch wenige verantwortliche Offiziere an den Sieg glaubten und das deutsche Volk den Krieg als verloren ansah[235]. Goebbels und Göring waren der Meinung, Hitler sei seit Kriegsbeginn um fünfzehn Jahre gealtert; er war zum mürrischen Einsiedler geworden. „Er sitzt in seinem Bunker, regt sich unnötig auf oder brütet stumm vor sich hin" — das schrieb Goebbels am 2. März 1943! Warum kämpfte sein Volk noch weiter?

Inzwischen haben die deutschen Generale gesprochen — und das Volk auch. Der Goebbels'sche Propaganda-Apparat stellte „bedingungslose Kapitulation" mit „totaler Knechtschaft" gleich[236]. Ein englischer Militärhistoriker drückt es so aus: „Geknebelt durch dieses idiotische Schlagwort konnten die westlichen Alliierten keine Bedingungen stellen, mochten sie auch noch so schwer sein. Umgekehrt konnte der Feind keine noch so unterwürfigen erbitten[237]. Hitlers Weg zu Vernichtung und Chaos war der einzige, der noch offen blieb; alle anderen waren versperrt."

*) Im amerikanischen Bürgerkrieg (1861—65) war General Grant Leiter der militärischen Operationen der Nordstaaten, während General Lee dasselbe auf der Seite der Südstaaten war. Anm. d. Übersetzers.

Was mußte man von Roosevelts Forderung alles an Schrecklichem erwarten? Viele sind mit nüchternen Untersuchungen der unerbittlichen Bedeutung seiner Worte nachgegangen, die er so unbedacht im Garten bei Casablanca aussprach[238]. Generalmajor J. F. C. Fuller drückt es zusammengefaßt so aus:

„1. Da keine Großmacht, die etwas auf ihre Ehre und ihr Ansehen, auf ihre Geschichte, ihr Volk und ihre Nachwelt hielt, die Forderung erfüllen konnte, mußte der Krieg bis zur völligen Vernichtung durchgekämpft werden. Dadurch bekam er ein religiöses Gepräge und ließ noch einmal alle Schrecken der Religionskriege aufleben.

2. Sobald der Sieg errungen war, mußte das Kräftegleichgewicht innerhalb Europas ... unwiderruflich zu Scherben zerbrechen. Rußland mußte als größte Militärmacht in Europa übrigbleiben und daher Europa beherrschen. Infolgedessen konnte der Friede, den diese Worte voraussagten, nur die Nazi-Tyrannei durch eine noch grausamere Gewaltherrschaft ersetzen[239]."

Daher kämpften die Deutschen noch über zwei Jahre lang mit dem Mut der Verzweiflung weiter. Auf der anderen Seite umschwebte der Blut- und Verwesungsgeruch von Roosevelts Forderung die Siegerstaaten. Sie führte, wie Lord Hankey es ausdrückt, „zum Höhepunkt der Tragödie mit dem Abwurf der beiden Atombomben auf Japan". Schon um die Mitte des Jahres 1943 waren sich die Japaner darüber klar, daß sie den Krieg verlieren mußten, und sie suchten verzweifelt nach einer Möglichkeit, das Gesicht zu wahren, wenn sie sich besiegt bekannten. Aber nein, das Gemetzel mußte weitergehen, selbst nachdem Kaiser Hirohito dem Obersten Kriegsrat mitgeteilt hatte, daß der Krieg unter *jeder* Bedingung beendet werden sollte, nur nicht gerade mit einer bedingungslosen Kapitulation[240]. Die Antwort bildeten die Schrecken von Hiroshima und Nagasaki.

Mit der Gartenszene endete die Konferenz von Casablanca. Anschließend erklärte Churchill, Roosevelt müsse noch unbedingt Marrakesch kennenlernen, das er als „das Paris der Sahara" bezeichnete. Sie fuhren daher zweihundertvierzig Kilometer durch die Wüste, um den Abend „in einer entzückenden Villa" in Marrakesch zu verbringen. Auch ihre „Begleitung" wurde nach Marrakesch gebracht. Diese Stadt, belehrt uns Churchill in seinen Memoiren, ist „wegen ihres lustigen Lebens" berühmt, wozu „die größten und am kunstvollsten eingerichteten Bordells auf dem afrikanischen Erdteil" gehören.

Harry Hopkins machte unterwegs besonders das Lunch unter freiem Himmel Spaß. „Es gab reichlich Wein und schottischen Whisky", notierte er. Doch Churchills Memoiren entnehmen wir, daß sich dieses Lunch noch in anderer Hinsicht von einem gewöhnlichen Picknick unterschied: „Viele tausend Soldaten waren längs der Straße aufgestellt, um uns vor jeder Ge-

fahr zu schützen, und Flugzeuge kreisten unaufhörlich über uns.“ Die Kosten dieses vergnügten Ausfluges zum „Paris der Sahara“ lassen sich sicher nur in mindestens sechsstelligen Zahlen ausdrücken.

Am Abend gab es noch „ein sehr fideles Dinner“, bei dem „wir alle Lieder sangen“. Am nächsten Morgen flog der Präsident nach Hause. Der Premierminister blieb noch zwei Tage da und malte auf dem Turm der Villa ein Bild vom Sonnenuntergang hinter den schneebedeckten Bergen des Atlas. Mr. Roosevelt hatte seine Malerei schon in Casablanca erledigt — mit unauslöschbaren Farben auf der Leinwand der Geschichte.

KAPITEL 11

Die erste Konferenz in Quebec

Roosevelts Außenminister Cordell Hull war ein gut aussehender, ideal denkender Südstaatler, der im Jahre 1871 geboren war. Seit 1933 hatte er dem Kabinett Achtung verschafft und dazu beigetragen, die Südstaaten bei der Stange zu halten. Aber Cordell Hull waren die Hände gebunden – er durfte nicht an den Kriegsratsitzungen des Präsidenten teilnehmen. „Der Präsident forderte mich nicht zu diesen Besprechungen auf", klagt er in seinen Memoiren, „obwohl ich die Frage mehrmals bei ihm zur Sprache gebracht habe[241]." Vielleicht trug der allgegenwärtige Harry Hopkins daran die Schuld. Hull sah es als selbstverständlich an, daß wohl bei jeder militärischen Unternehmung größeren Umfangs auch diplomatische Fragen auftauchten; daher hielt er es für einen großen Fehler, den Außenminister daran nicht zu beteiligen. Noch schlimmer aber war es, daß der Präsident ihn weder zur Atlantikkonferenz noch nach Casablanca mitgenommen hatte. Auch nach Kairo und Teheran fuhr er nicht mit, und während der Konferenz in Jalta war er nicht mehr Außenminister. Er beschwerte sich beim Präsidenten wegen dieser geringschätzigen Behandlung. „Ich sagte zu ihm", schreibt er in seinen Memoiren, „ich dränge mich nicht zu größerer Verantwortung, aber in jedem Fall bin ich der Ansicht, der Außenminister sollte bei diesen Besprechungen dabei sein[242]." Roosevelt aber fiel es in solchen Fällen nicht schwer, durch überschwengliche Schmeichelei gerunzelte Stirnen zu glätten.

Warum ließ er wohl Hull zu Hause? Wir wissen heute, daß nicht Alter oder schwache Gesundheit der Grund war, wie man damals die Öffentlichkeit vermuten ließ. Hull überlebte Harry Hopkins um neun und den Präsidenten sogar um zehn Jahre. Einen Anhalt gibt uns jedoch ein Artikel von Drew Pearson, in dem dieser Hull als „russenfeindlich" bezeichnet. Die *New Republic* vom 6. September 1943 erklärte gar, er sei dafür „berüchtigt", und andere linksstehende Zeitungen beteten es nach.

In Wirklichkeit fühlte sich Hull als Verfechter der Redlichkeit im inter-

nationalen Verkehr und konnte sehr zornig werden, wenn er Verrat an diesem Grundsatz feststellen zu müssen glaubte. 1942 hatte er Geheimabkommen über Landgewinne nach dem Kriege, zu denen Stalin besonders die vielgeplagten Engländer herumzubekommen suchte, durch seinen Einspruch verhindert, da sie gegen die erst vor kurzem verkündete Atlantikcharta verstoßen hätten[243]. Im Februar des Jahres hatte er dem Präsidenten ziemlich unfreundlicherweise ein Memorandum übersandt, in dem er ihn daran erinnerte, daß „die Sowjetregierung zweifellos *ungeheure Ansprüche* hinsichtlich Europas vorhabe[244]". Und er hat bewiesen, daß er sich auch von Stalin nicht so leicht hinters Licht führen ließ, denn im März 1943 hatte er schon zu Churchill gesagt: „Meiner Meinung nach wird Rußland, falls es schließlich in den Pazifikkrieg eintreten sollte, dies wahrscheinlich erst zwei bis drei Wochen vor dem Siege tun, da ihm dann immer noch Zeit genug bleibt, sich in der Mandschurei und anderen großen Gebieten auszubreiten, und ihm ein Sitz in der Friedenskonferenz sicher ist[245]."

Äußerungen dieser Art erregten bei Roosevelt und Harry Hopkins Mißvergnügen. Darum ließen sie, wenn sie zu den wichtigen Konferenzen ins Ausland reisten, den Außenminister zu Hause — mochte er in Washington herumtrödeln! Gleichwohl brauchte Roosevelt Hull innenpolitisch. 1944 wollte dieser vor der vierten Präsidentenwahl zurücktreten. Aber „da bat mich Mr. Roosevelt, meinen Rücktritt wenigstens bis nach der Wahl zurückzustellen, was ich ihm zusagte[246]". Vierzehn Tage nach der Wahl legte er dann sein Amt nieder.

Einige Wochen darauf bekam Hull ein zuckersüßes Telegramm aus Jalta, unterschrieben von Roosevelt, Stalin, Churchill, Molotow, Eden und Stettinius. „Wir vermissen Sie sehr auf dieser Konferenz", hieß es darin. Dieser Gipfel der Heuchelei war fast zuviel für den gütigen, geduldigen alten Herrn, der dabei daran dachte, daß man in Casablanca, Kairo und Teheran seine Anwesenheit nicht für nötig erachtet hatte. In seinen Memoiren fügt er eilig hinzu: „Ich möchte hier feststellen, daß mich weder der Präsident noch irgend jemand anders vor oder während der Konferenz in Jalta über Fragen der Politik um Rat gebeten hat[247]." Der Präsident sprach noch kurz vor seiner Abreise nach Jalta mit ihm, „erwähnte dabei jedoch keins der Themen, die er mit Stalin und Churchill erörtern, noch die Entscheidungen, die er treffen wollte". Der etwas gereizte Unterton läßt vermuten, daß Roosevelts Zuckerbrot diesmal doch wohl nicht süß genug war. Die Worte „wir vermissen Sie sehr" waren eben allzu bitter zu schlucken. Außerdem spürt man die Absicht Hulls, Vorkehrung dafür zu treffen, daß das Urteil der Geschichte ihn von jeder Mitschuld an den Verbrechen von Jalta freisprach.

Nur zu einer von Roosevelts Konferenzen im Ausland wurde Cordell Hull aufgefordert — zu der ersten in Quebec im August 1943. Man rich-

tete es jedoch so ein, daß er erst später dort eintraf, als die wichtigsten Entscheidungen schon getroffen waren; ebenso erzählte man ihm bei weitem nicht alles, was dort vor sich ging.

Auch diesmal war es nur eine Konferenz der „Großen Zwei". In seiner Vorfreude auf die gastliche Aufnahme im blutverwandten Kanada brachte Churchill seine Frau und eine seiner Töchter aus England mit. Stalin aber hatte wieder spröde abgesagt. Die amerikanische Öffentlichkeit wußte nicht, daß Präsident Roosevelts Werben um den russischen Diktator, soweit es sich um das Verlangen nach einem Rendez-vous handelte, noch immer eine einseitige Schwärmerei war, und man ließ die Presse ruhig ihre Betrachtungen darüber anstellen, ob Stalin eingeladen war oder nicht. Doch Hull schreibt: „Zur Zeit der Konferenz in Quebec im August 1943 machte der Präsident seinen vierten erfolglosen Versuch, mit Stalin zusammenzukommen. Er hatte gehofft, den sowjetischen Diktator dazu bewegen zu können, daß er an diesem Treffen teilnahm[248]." Wäre Stalin gekommen, hätten allerdings gewisse Kreise in Quebec Roosevelts Begeisterung nicht geteilt. Die Zeitung *L'Action Catholique*, das Sprachrohr des Kardinals Villeneuve, begrüßte die Konferenzteilnehmer mit einem Artikel, der mit den Worten anfing: „Stalin kommt nicht nach Quebec. Wir freuen uns darüber. Denn seine Anwesenheit hätte uns den Genuß verdorben ... und den Glanz der Veranstaltung getrübt."

Die Lage der Alliierten hatte sich weiter gebessert. Italien stand kurz vor der Kapitulation. Mussolini war nicht mehr „der Duce". Er war in der letzten Juliwoche abgesetzt worden, und die Regierung des Marschalls Badoglio bemühte sich krampfhaft, auf die andere Seite hinüberzuwechseln; doch wurde ihr dieser Seitensprung dadurch erschwert, daß deutsche Streitkräfte auf italienischem Boden standen. Die Übergabebedingungen Italiens wurden zur Zeit in Lissabon von Abgesandten Marschall Badoglios und vom Hauptquartier General Eisenhowers ausgearbeitet. Italien sollte einige Tage nach der Landung alliierter Truppen auf dem Festland, die am 3. September von Sizilien aus erfolgen sollte, offiziell kapitulieren.

Im Osten hatten die Russen die deutsche Sommeroffensive in eine Flucht verwandelt. Angesichts der Ereignisse, die sich hinter dem Rücken der deutschen Truppen in ihrer Heimat abspielten, konnte man es auch kaum von ihnen erwarten, daß sie sich gut schlugen. Denn die R.A.F. verwandelte zusammen mit der 8. amerikanischen Luftflotte Deutschland allmählich in einen Schutthaufen. Hamburg war in sechs Nacht- und zwei Tagangriffen zerstört worden. Die Industriebetriebe an der Ruhr waren schon zum großen Teil lahmgelegt. Im ganzen Reich starben Tausende, und der Nachschub für die kämpfenden Truppen ging in Flammen auf. Nur die durch Roosevelts Forderung nach „bedingungsloser Kapitulation" hochgepeitschte Verzweiflung und Aussichtslosigkeit hielt die „Götterdämme-

rung" des Nazi-Regimes noch auf. Auf der Konferenz in Quebec lachte alle Welt über einen Churchill zugeschriebenen Wiitz:

Fragesteller: „Werden Sie Deutschland Friedensbedingungen anbieten?"

Churchill: „Um Himmels willen, nein! Sie würden sie ja sofort annehmen[249]."

Im Pazifik war man dabei, die Japaner von den Salomonen zu vertreiben. Die Luftüberlegenheit der Alliierten war fast auf allen pazifischen und asiatischen Kriegsschauplätzen gesichert.

Churchill traf sich mit Präsident Roosevelt schon vor der Konferenz am 13. August in Hyde Park und machte dann einen Umweg, um seiner Tochter die Niagara-Fälle zu zeigen. Roosevelt hielt am siebzehnten mit Gepränge seinen Einzug in Quebec: Truppen und Bevölkerung bildeten Spalier bis zur Zitadelle, der Sommerresidenz des Generalgouverneurs, wo er und Harry Hopkins wohnen sollten und wo man besondere Rampen für seinen Rollstuhl eingebaut hatte. In dem Festzug hatte sein Hund Fala unter der Obhut eines Geheimpolizisten ein großes Auto für sich allein und bildete so vor aller Welt den sichtbaren Beweis, daß sein Herr Hunde liebte, also ein goldenes Herz besaß.

Die Stabschefs waren schon einen Tag vorher eingetroffen und zusammen mit bestimmten Konferenzteilnehmern und über hundert Reportern in dem luxuriösen *Chateau Frontenac* untergebracht worden, nachdem man alle anderen Gäste aus dem Hotel entfernt hatte. Allen Berichten zufolge war das kühlere Wetter in Kanada nach dem glühend heißen Washington sehr erfrischend, Bier und Whisky in Kanada waren ausgezeichnet, und es gab eine Menge gesellschaftlicher Veranstaltungen. Roosevelt und Churchill hielten ihre Besprechungen ganz zwanglos in ihren Räumen in der Zitadelle ab.

Die große Frage der Invasion kam natürlich auch zur Sprache. Wo sollten Amerika und England ihre Streitkräfte auf dem Festland Europas zum Einsatz bringen: In Frankreich, wie es Stalin immer wieder forderte? Den Plan dafür hatte man inzwischen aufgestellt, Churchill aber war noch immer dagegen. Roosevelt, Hopkins und Marshall gaben jedoch nicht nach. Als am zwanzigsten August Hull eintraf, hatten sie sich bereits erneut durchgesetzt. „Schon vor meiner Ankunft", schreibt Hull, „hatten Präsident Roosevelt und Premierminister Churchill beschlossen, daß im Frühjahr 1944 eine gemeinsame Landung englischer und amerikanischer Streitkräfte in Frankreich stattfinden sollte." Churchill hatte verlangt — und setzte dies bei der Konferenz in Teheran fort — daß der Angriff der Westalliierten auf Europa über den Balkan, den „weichen Unterleib" Europas, erfolgen solle. Er wollte dadurch „einen Vorstoß der Sowjets in dieses Gebiet verhindern, der zum Nachteil Englands und indirekt auch der Vereinigten Staaten dort die Herrschaft der Sowjetunion für alle Zeit errichtet hätte[250]".

Hopkins' Aufzeichnungen und Churchills Memoiren bestätigen diese Meinungsverschiedenheit, so daß Roosevelt zweifellos die Unwahrheit sprach, als er am letzten Tage der Konferenz in Quebec auf einer Pressekonferenz sagte, es habe während der ganzen Konferenz keine irgendwie bedeutende Meinungsverschiedenheit gegeben. Tatsächlich blieb zwar die Auseinandersetzung geheim, aber sie war von entscheidender Bedeutung. Nach Hull hatte sich Roosevelt dabei durchgesetzt, weil die Vereinigten Staaten die meisten Truppen dazu stellten.

Churchill erkannte vollkommen klar — was Roosevelt eigentlich auch hätte erkennen müssen —, daß es sich dabei nicht um den Sieg handelte — an ihm war nicht mehr zu zweifeln —, sondern um das geopolitische Bild Europas nach dem Kriege. Es ging um das Herz Europas. Churchill meinte auch mit seinen Einwänden nicht so sehr den Krieg gegen Deutschland, sondern den anderen, heimlichen Krieg des kämpferischen, aus dem Grabe des letzten Zaren erstandenen, in einer neuen russischen Selbstherrschaft verkörperten Kommunismus gegen den kapitalistischen Westen, zu dessen Vernichtung dieser durch die Lehren und Schriften Lenins und Stalins verpflichtet war.

Sein geschäftigster Schrittmacher war in Quebec Harry Hopkins. In der Tasche hatte er ein ungewöhnliches, ganz geheimes Schriftstück mit der Überschrift „Rußlands Stellung"[251]. Die amerikanische Öffentlichkeit sollte zwar erst etwas davon erfahren, als sowohl Roosevelt als auch Hopkins schon gestorben waren, doch hatte es weitreichende Auswirkungen auf die Zukunft der Vereinigten Staaten. Wer der Verfasser war, ist niemals mit Sicherheit festgestellt worden. Es wurde darin behauptet, es sei ein Auszug „aus einer strategischen Lagebeurteilung von sehr hoher militärischer Stelle"; vermutlich war es also von einem hohen Armeeoffizier selbst oder auf seine Veranlassung verfaßt worden. Die Worte „sehr hoher militärischer Stelle" deuteten auf den Chef des Generalstabes hin, konnten aber auch den Obersten Befehlshaber — den Präsidenten — selbst bedeuten. Jedenfalls war es ein Musterbeispiel dafür, wie eine „strategische Lagebeurteilung von militärischer Stelle" nicht aussehen sollte. Kein Wunder also, daß sein Ursprung im Dunklen blieb und sich später niemand als sein Verfasser bekannte.

In dem Schriftstück hieß es: „Rußland wird nach dem Kriege in Europa eine beherrschende Stellung einnehmen; denn sobald Deutschland zermalmt ist, gibt es in Europa keine Macht mehr, die den ungeheuren Streitkräften Rußlands entgegentreten könnte. Allerdings baut England im Mittelmeer eine neue Stellung gegenüber Rußland auf, die es vielleicht nützlich für die Erhaltung des europäischen Kräftegleichgewichtes ansieht, doch dürfte es sich hier auch nur mit Unterstützung von anderer Seite halten können."

Nun lag für jeden, der sich um die künftige Freiheit Europas Sorgen

machte, das aus dieser Feststellung sich ergebende Problem klar auf der Hand. Es ging darum zu verhindern, daß es überhaupt zu einer Beherrschung Europas durch die Sowjetunion kam; der Krieg mußte daher so geführt und beendigt werden, daß dieses Unglück vermieden wurde. Für Winston Churchill war diese Folgerung selbstverständlich, und wie wir gesehen haben, hatte er auch bereits feste Pläne, um dies zu erreichen. Doch Hopkins' Schriftstück machte einen kühnen Satz in entgegengesetzter Richtung: „Die Folgerungen aus dem Vorstehenden liegen auf der Hand. Rußland ist der entscheidende Faktor im Kriege, ihm muß daher jede Unterstützung gewährt und alles daran gesetzt werden, seine Freundschaft zu gewinnen. Da es nach der Niederlage der Achse fraglos Europa beherrschen wird, ist es nur um so wichtiger, daß wir uns um möglichst freundschaftliche Beziehungen zu Rußland bemühen und sie uns erhalten."

Mit anderen Worten, Amerika sollte Rußland „jede Unterstützung" gewähren und dann, wenn es dadurch Europa beherrschte, weiter mit ihm liebäugeln und auf seine Freundschaft hoffen. Das also war der Rock, den Amerika tragen sollte — er hatte unverkennbar Moskauer Schnitt!

Man kann sich nur voller Verwunderung fragen, was sich eigentlich der Verfasser dieses Schriftstückes für eine Vorstellung von der Nachkriegswelt machte. An die militärische Sicherheit der Vereinigten Staaten hat er dabei offensichtlich — statt an erster Stelle, wie man es hätte erwarten sollen — erst an allerletzter Stelle gedacht. Das amerikanische Volk aber hätte, obwohl es in dem ungesunden, vom Weißen Haus verbreiteten Propagandaklima leben mußte, für Roosevelts und Hopkins' Zukunftsbild eines vom kommunistischen Rußland beherrschten Europas kein Verständnis aufgebracht. Diese furchtbare Erkenntnis hätte es in seinem Innersten erschüttert. Dafür sollte es diese ungeheuren Opfer bringen? Nun, darum wurde das Schriftstück ja auch nicht bekannt gemacht, sondern blieb in Harrys Tasche, der es nur einigen Auserwählten zu lesen gab. Für Harry und seinen Herrn und Meister aber war das Bild keineswegs furchtbar, denn wie verzaubert leisteten sie weiter „jede Unterstützung", damit es soweit kam.

Von dem Geisteszustand des Generalstabschefs gibt uns General Albert C. Wedemeyer, der während des Krieges die längste Zeit sowohl im Pentagon als auch auf Auslandsreisen engste Fühlung mit ihm hatte, in seinem Buch eine traurige Schilderung. „Marshall", berichtet er, „kannte sich nur wenig in der Vielfalt und Verzweigtheit der Probleme dieses Weltkonfliktes aus" und „hätte wohl für Wesen und Ziele des Kommunismus kaum Verständnis aufgebracht." Was Wedemeyers Worte bedeuten, ist klar. Falls er damit eine gewisse Entschuldigung seines alten Chefs aussprechen wollte, so stellt er doch andererseits damit dem Mann, dem direkt der gesamte Nachrichtenapparat des Heeres und auf Anfrage auch alle Möglichkeiten der Marine zur Verfügung standen — die beide Aktenschränke voll von

Informationen über „das Wesen und die Ziele des Kommunismus" hatten — ein schlimmes Armutszeugnis aus. Lesen wir weiter in dem Buch, so erfahren wir von einem bedenklichen Charakterfehler Marshalls, der allerdings unter den Menschen öfter anzutreffen ist. Wedemeyer gesteht, daß er General Marshall einmal sehr verehrte, dann aber erkannt habe, daß er durch Macht und Schmeicheleien allmählich verdorben wurde. „Auf diese Weise wurde er zur leichten Beute verkappter Kommunisten oder mit diesen sympathisierender Schmeichler, die seine Eitelkeit ausnützten, um ihre eigenen Ziele zu erreichen[252]."

Doch ob nun Harry Hopkins, der ein intimer Freund von General Marshall war, oder irgendein anderer diese „strategische Lagebeurteilung" in erster Linie veranlaßt hatte, jedenfalls ließ er es sich angelegen sein, sie als eine Art Glaubensbekenntnis zu verbreiten. Harry war damals nicht ein beliebiger Mann, mit dem man darüber hätte diskutieren können. Seit dreieinhalb Jahren wohnte er im Weißen Haus, das die Witzbolde in Washington schon „diese Zweifamilienwohnung" nannten[253], denn Frau Hopkins war auch mit eingezogen. Wenn „der getreue Gehilfe" des Präsidenten mit Regierungsbeamten oder hohen Offizieren der Armee oder Marine sprach, so genoß er dabei das Ansehen, das einem Bewohner des Weißen Hauses gebührte.

In Hopkins' Schriftstück fand sich, wie erwähnt, auch der irreführende Satz, Rußland sei „der entscheidende Faktor im Kriege", mit anderen Worten: ob der Krieg gewonnen wurde, hing von Rußland ab. Daß diese dreiste Behauptung unsinnig war, braucht nicht besonders bewiesen zu werden. Aber warum hatte man sie wohl in das Schriftstück aufgenommen? War sie doch ein wahrer Hohn auf die ungeheure militärische und wirtschaftliche Macht der Vereinigten Staaten, Englands und der Länder des englischen Commonwealth — eine im August 1943 bereits so überwältigende Macht, daß die Achsenmächte, auch wenn Rußland zusammengebrochen wäre, den Krieg unweigerlich verloren hätten. Sie legte einen eigenartigen, fast masochistischen Defaitismus an den Tag, den irgend jemand dem Bewußtsein der Amerikaner heimlich einzuflößen suchte. In den Jahren nach dem Kriege gehörte diese Vorstellung — daß die Achsenmächte ohne Rußland nicht geschlagen worden wären — zu den Hauptpropagandawaffen der Sowjetunion bei der Führung des Kalten Krieges gegen die Vereinigten Staaten und ihre Verbündeten in Europa und ganz Asien.

Wir wissen heute, daß in Washington hohe Marineoffiziere völlig gegenteiliger Meinung waren und vor unterdrückter Wut kochten. Captain W. D. Puleston, der Marinehistoriker, der damals dem Marineminister als Sonderberater zugeteilt war, schreibt: „Die meisten von ihnen waren überzeugt, daß Rußland die Unterstützung der Vereinten Nationen nötiger brauchte als umgekehrt. In der Marine war man der Ansicht, wir hätten



Atlantik-Konferenz



JALTA

schon allzuviel vom Beitrag der Roten zum Siege und zu wenig von dem der Engländer und Amerikaner gehört. Sie befürchteten, wenn die Vertreter Englands und Amerikas die Bemühungen der Russen über den grünen Klee lobten, für die mangelnden eigenen aber ständig um Entschuldigung bäten, würde Stalin immer mehr Zugeständnisse verlangen[254]." Puleston erwähnt auch den Inhalt des Schriftstückes, mit dem Hopkins in Quebec hausieren ging, als „diese fast unglaubliche Verwöhnungspolitik gegenüber Rußland".

Jeder, der wie der Verfasser dieses Buches in den Jahren 1943 und 1944 die Generalstabsschule der Armee durchlaufen hat, wird sich an den aufrührerischen Geist erinnern, der dort herrschte. Bei aller Fügsamkeit, mit der General George Marshall alle seine Gedanken dem Plan Roosevelts und Hopkins' anpaßte, hatte seine kriecherische Haltung den Russen gegenüber in der Armee nicht viele Nachahmer gefunden. Unterdrücktes Murren konnte man überall bei den Stäben, auf den Lagerplätzen und längs der Nachschubwege hören, wo auf Befehl von oben russische Forderungen in der Regel bevorzugt behandelt wurden. Die Kritik beschränkte sich auch nicht auf Generale wie MacArthur und Mark Clark. In allen Rangstufen innerhalb und außerhalb der Armee gab es selbständig denkende Männer, die sich ihren Verstand und ihre Vaterlandsliebe durch keine Politik und Propaganda abstumpfen ließen. Als gute Soldaten gehorchten sie den Befehlen, jedoch mit schlimmen Ahnungen. Als Tausende von weißen Laken nach Fairbanks in Alaska für die dort die kostenlos gelieferten US-Flugzeuge übernehmenden Flugzeugführer der Roten Armee geschickt werden mußten, — weil sie sich über ihr Bettzeug beschwert hatten —, konnte man Kommentare hören, die hier nicht wiederzugeben sind. Und solche Unwillen erregenden Vorfälle waren nicht selten.

Das Gespenst eines riesigen Sowjetreiches hatte für Harry Hopkins nichts Schreckliches an sich. Das in Quebec verbreitete, streng geheime Schriftstück war für ihn so gut wie Gottes Wort. Sherwood schreibt, es sei „sehr wichtig gewesen, da es die Politik anzeigte, die zu den Beschlüssen von Teheran und viel später von Jalta führte". Stettinius äußert sich ebenso. Es atmete Roosevelt'schen Geist!

In Quebec beschloß Roosevelt, amerikanische Truppen in Südfrankreich zu landen — Unternehmen ANVIL —, um die Landung in der Normandie zu ergänzen. „Ich habe nie begriffen, warum", schreibt General Mark Clark, der damals Befehlshaber in Italien war. Aber Roosevelt und Hopkins wußten, warum. Es zog amerikanische Streitkräfte von Italien ab, verhinderte dadurch einen Vorstoß nach Österreich und zum Balkan und gehörte zur „Unterstützung" Rußlands, damit es seine „beherrschende Stellung in Europa" einnehmen konnte, paßte also wundervoll zu dem Schriftstück, das Harry Hopkins mit sich herumtrug. Churchill, berichtet Sherwood, kämpfte „erbittert" gegen Roosevelts Plan.

Der Premierminister veranlaßte Präsident Roosevelt, in Quebec ein Abkommen zu unterzeichnen, das so geheim war, daß es fast elf Jahre lang in den Akten verborgen blieb. Durch dieses Abkommen erhielt England Gleichberechtigung bei der Verwendung der Atombombe, über welche die Vereinigten Staaten in Kürze verfügen sollten. In der ersten Aprilwoche des Jahres 1954 brachte es Sir Winston Churchill bei einer Unterhausdebatte ans Licht und verursachte dadurch auf beiden Seiten des Atlantik großes Aufsehen. Es war sofort klar, daß das McMahon'sche Gesetz vom Jahre 1946, das den Austausch amerikanischer Atomkenntnisse mit fremden Mächten einschränkte, das Abkommen, von dessen Bestehen nur wenige Menschen etwas wußten, ungültig gemacht hatte. Der Kongreß hatte, ohne es zu ahnen, durch dieses Gesetz ein Geheimabkommen des verstorbenen Präsidenten aufgehoben.

Das Geheimabkommen enthielt das Versprechen, daß weder die Vereinigten Staaten noch England jemals die Atombombe gegen den anderen Vertragspartner einsetzen würden; daß keiner von beiden Staaten irgendwelche Nachrichten darüber an dritte weitergeben werde, es sei denn mit gegenseitigem Einverständnis; und daß keines der beiden Länder ohne Einverständnis des anderen die Bombe gegen ein drittes Land verwenden werde. Tatsächlich war Roosevelt nicht berechtigt gewesen, einer fremden Macht, mochte Amerika auch noch so eng befreundet mit ihr sein, dieses Zugeständnis zu machen; und es ist undenkbar, daß der Senat der Vereinigten Staaten jemals einen Vertrag ratifiziert hätte, der zu einer Zeit, wo das Atomzeitalter eben erst begann, dieses Vetorecht über Waffen, Strategie und außenpolitische Maßnahmen Amerikas auf einen anderen Staat übertrug.

Auch über dieses Abkommen ließ man den Außenminister im Dunkeln. „Mir hat man nichts über die Atombombe gesagt", schreibt Cordell Hull in seinen Memoiren. „Ich habe tatsächlich erst etwas davon erfahren, als man die Sache bereits fallen gelassen hatte." Klaus Fuchs aber und Harry Gold, David Greenglass und die Rosenbergs wußten davon. Ausländer feindlicher Herkunft hieß man in Werken willkommen, wo die neuesten Waffen entwickelt wurden, und verwendete sie in Regierungsstellungen. Den Außenminister aber ließ man damals nichts wissen.

Die kommunistische Partei wußte über die Entwicklung der Atombombe auch lange vor dem F.B.I. Bescheid. Dieser erfuhr davon nicht durch die Regierung Roosevelts, sondern durch seine Geheimagenten in Kommunistenkreisen an der Westküste. Angehörige des F.B.I. bekamen die erste Nachricht darüber im Jahre 1943 von Kommunisten, die freundschaftliche Beziehungen zu Wissenschaftlern der Universität Kalifornien unterhielten, die an einem Geheimvorhaben arbeiteten und nicht ganz dicht gehalten hatten. Als aber der F.B.I. einen der Wissenschaftler weiter beobachten wollte, wurde er prompt ersucht, das zu unterlassen[255].

KAPITEL 12

Kairo

Wir kommen jetzt zu einer düsteren Wende in Franklin D. Roosevelts bisher so vom Glück begünstigter Laufbahn. Als er im November 1943, begleitet von seinem Arzt, einem Masseur, seinem Diener und sechs Filipino-Köchen von der Jacht *Potomac,* Harry Hopkins und der üblichen Schar hoher Offiziere, nach Ägypten reiste, hatte er nur noch siebzehn Monate zu leben. Er wollte sich in Kairo mit Churchill und Tschiang Kai-schek besprechen; aber das wirkliche Mekka seiner Pilgerfahrt lag noch weiter weg, nahe der Grenze der Sowjetunion; denn Stalin hatte sich leutseligerweise bereit erklärt, ihm bis Teheran, der iranischen Hauptstadt nicht weit vom Kaspischen Meer, entgegenzukommen, um mit ihm zusammenzutreffen.

In diese siebzehn Monate drängte sich eine ganze Reihe von Taten zusammen, welche die Historiker einmal als die schändlichsten in Roosevelts im Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit verlaufenen Leben ansehen und die sein Andenken für immer beflecken werden. Von jetzt an lesen wir es sogar zwischen den Zeilen der Aufzeichnungen seiner Bewunderer, daß er anfing, seine Rolle stümperhaft zu spielen. Auch alte Freunde von ihm, wie Hull, Byrnes, Stimson und Jones erkannten es. Eine ganze Kette unglaublicher politischer Mißgriffe und Fehlentscheidungen folgte; und da er seine Rolle jetzt auf der Weltbühne spielte, auf der jede verkehrte Maßnahme unübersehbare Nachteile zur Folge haben konnte, drohten seine Stümpereien in Kairo, Teheran, Quebec und schließlich in Jalta immer deutlicher eine Weltkatastrophe herbeizuführen.

Damit soll nicht gesagt sein, daß der Präsident erst von einem bestimmten Augenblick an seinen inneren Halt verlor; und diejenigen, welche wie Byrnes die Schuld für seine Fehler in diesen letzten Monaten seiner nachlassenden Gesundheit zuschreiben, übersehen den entscheidenden Faktor in dem Trauerspiel Roosevelt. Denn der Mann, der vor dem sowjetischen Diktator in Jalta schwach wurde, war derselbe Roosevelt, der 1941 Harry

Hopkins mit einem Blankoscheck nach Moskau schickte, der Erstaunen heuchelte, als sich die Japaner durch seine Provokationen dazu verleiten ließen, im Pazifik „den ersten Schuß zu feuern“, und der drei Jahre lang Churchills strategischen Plänen in Europa einen Riegel vorschob, sobald sie Stalins Bestrebungen zuwiderliefen. Die charakterlichen Mängel, die ihm beim Umgang mit Stalin im Wege standen — wie beispielsweise seine krankhafte Selbstbewunderung, die ihn vollkommen auf seinen persönlichen Charme vertrauen ließ — waren alle schon in früheren Jahren da. Doch das Gefühl, die unbeschränkte Weltmacht zu besitzen, ließ die grundlegende Schwäche in Roosevelts Charakter deutlicher hervortreten. Das Bild wurde allmählich schärfer.

Sein Eigendünkel nahm jetzt noch nie dagewesene Ausmaße an. Denn gleich zu Beginn der Zusammenkunft mit Churchill und Tschiang Kai-schek in Kairo fiel Roosevelt dem gleichen Messias-Komplex zum Opfer, an dem schon 1919 Wilson gescheitert war. Er sah sich bereits als Baumeister einer glänzenden, funkelnagelneuen Nachkriegswelt — eine Rolle, für die er sich jedoch leider überhaupt nicht eignete.

Inzwischen konnten die Westmächte jedes Ziel in Deutschland mit tausend Bombern bei Tag und Nacht erreichen. In einer Reihe verlustreicher Niederlagen war die deutsche Wehrmacht von der Wolga bis an den Dnjepr zurückgetrieben worden. Die Invasion in der Normandie — Unternehmen *OVERLORD* — wurde in so ungeheurem Rahmen vorbereitet, daß ihr Erfolg gesichert war. Roosevelt konnte jetzt mit seinen Alliierten als Führer einer Koalition sprechen, die den Sieg so gut wie sicher in der Tasche hatte; er konnte sogar die Gestaltung der künftigen Weltkarte bereits ernstlich erwägen.

Zur gleichen Zeit, da der Sieg schon greifbar nahe war, wurde einer der Großen Vier — China — immer schwächer statt stärker. Es brauchte dringend eine kräftigende Spritze; und ihm die zu verabfolgen, war angeblich auch eines der Ziele der Konferenz in Kairo, zu der man Generalissimus Tschiang Kai-schek und seine Frau eingeladen hatte. China hatte sich in seinem nun schon sechs Jahre dauernden Krieg mit Japan fast verblutet. Schwermütig saß die Kuomintang-Regierung in ihrer Feste Tschungking; ihr Wille zu kämpfen war noch stark, ihre Mittel aber waren bereits beunruhigend zusammengeschmolzen.

Wäre Japan sein einziger Gegner gewesen, so hätte China bis zum Siege durchhalten und bei Friedensschluß sogar noch eine hohe Entschädigung verlangen können. Aber leider hatte es einen noch viel schrecklicheren Feind im Inneren: den kommunistischen Bürgerkrieg. Während sich die Chinesen an einer über dreitausend Kilometer langen Front angestrengt bemühten, die japanischen Eindringlinge zu vertreiben, mußten sie mit grimmigem Erstaunen zusehen, wie Tausende von Quadratmeilen ihres Landes von kommunistischen Aktivisten, die ihre Weisungen aus Moskau

bekamen, besetzt oder unterwandert wurden. Die Kriegswirren hatten der schon in Auflösung befindlichen Kommunistischen Partei Chinas die Möglichkeit zu einem unerwarteten Wiederaufleben in Nordchina gegeben, und da Präsident Tschiang Kai-schek alle Hände voll mit den japanischen Angreifern zu tun hatte, konnte er keine Schritte unternehmen, um den machthungrigen Roten einen Riegel vorzuschieben.

Die tiefere Ursache für diese Lage ging bis auf das Jahr 1937 zurück, als Tschiang Kai-schek, soeben wieder aus der Haft der Generale befreit, die ihn in Sian gefangen gesetzt hatten, den größten Fehler seines Lebens beging, indem er Frieden mit den chinesischen Kommunisten schloß. Diese waren damals, nachdem sie seit 1927 ununterbrochen gegen Tschiang gekämpft hatten, gerade soweit, daß sie den Kampf aufgeben wollten. Auf einen kleinen Raum um Jenan in der nordwestlichen Provinz Schensi beschränkt, war ihre Lage so aussichtslos geworden, daß ihre Führer schon vor dem Zwischenfall von Sian Tschiangs Vertretern Vorschläge für eine friedliche Einigung übergaben[256]; und ihre tonangebenden Männer schmiedeten bereits Pläne, nach Europa zu gehen.

Da 1937 der Angriff der Japaner unmittelbar bevorstand, entschied damals Tschiang, ganz China müsse geeinigt werden, selbst wenn man die Kommunisten in Kauf nehmen mußte. Wenn sie sich bereitfänden, ihre Rote Armee zur Vertreibung der Japaner einzusetzen, wollte er sie wieder in Gnaden aufnehmen. Heute wissen wir, daß dieses Versäumnis, die Kommunisten Chinas zu erledigen, als er es hätte tun können, der entscheidende Fehler war, der ihn 1948 ins Verderben stürzte. Doch damals, als Japan mit dem totalen Kriege drohte, erschien der Beschluß gerechtfertigt.

In einem mit den Kommunisten im Februar 1937 geschlossenen Vertrag versprach Tschiang Kai-schek, seine Politik der Unterdrückung gegenüber den Kommunisten aufzugeben. Dafür erklärten sie sich bereit, ihre aufständische Armee unter der Bezeichnung „18. Heeresgruppe" der Nationalen Armee zu unterstellen. Die kommunistischen Streitkräfte wurden durch diesen Vertrag auf 45 000 Mann beschränkt, später auf 60 000 erhöht. Sie sollten in bestimmten Gebieten Nord- und Nordwestchinas Kleinkrieg gegen die Japaner führen[257].

Die Kommunisten hatten diesen Vertrag von vornherein mit hinterhältigen Gedanken abgeschlossen, und als nun Tschiang Kai-schek, ohne nennenswerte Streitkräfte nördlich des Gelben Flusses zurücklassen zu können, bis nach Tschungking zurückgedrängt wurde, hielten die Kommunisten ihre Gelegenheit für gekommen. Statt gegen die Japaner zu kämpfen, zogen sie sich, nachdem Rußland im April 1941 den zwischen Molotow und Matsuoka abgeschlossenen Vertrag mit Japan ratifiziert hatte, fast ganz vom Kampf zurück. Da Tschiang sie nicht halten konnte, gingen sie dazu über, sich in den herrenlosen ländlichen Gebieten zwischen den von den Japanern besetzten Städten ein neues Reich zu schaffen.

Fächerartig breiteten sich die Kommunisten zwischen den zum Teil weit voneinander entfernt liegenden japanischen Stützpunkten über das Land aus und beherrschten bald den größten Teil der Provinzen Hopei, Tschahar, Suijüan, Schensi, Kansu, Anhwei, Schantung und sogar den nördlichen Teil von Kiangsu — ein riesiges Gebiet mit rund neunzig Millionen Einwohnern. Ohne Rücksicht auf den Vertrag mit Tschiang Kai-schek vom Jahre 1937 vermehrten sie ihre Streitkräfte bis auf über 500 000 Mann, die noch durch die teilweise bewaffneten örtlichen Milizen unterstützt wurden[258].

Während sie auf diese Weise der Tschungking-Regierung Trotz boten, warteten sie auf der anderen Seite gespannt auf die Niederwerfung der Japaner. Denn sie waren sich ganz klar, sobald die japanische Verwaltung nach der Kapitulation zerfiel, mußte während der Wirren des Interregnums die Macht in den dicht bevölkerten nördlichen Provinzen dem zufallen, der an Ort und Stelle über die stärksten Streitkräfte verfügte. Tschiang Kai-schek und seine Soldaten waren 2500 oder 3000 Kilometer weit weg in Szetschuan oder Burma und konnten im Norden nichts unternehmen. Sie aber, die Kommunisten, trafen durch zynische Ausnützung der Kriegszeit zur Unterwanderung und Bewaffnung Vorsorge, daß sie die wahren Sieger in diesem Kriege wurden, und sie träumten schon davon, nach dem Sturz der Japaner Nanking, Schanghai, ja, sogar die Mandschurei zu besetzen.

Vor diese äußerst schwierige Lage sah sich 1943 Tschiang Kai-schek gestellt, der sich verzweifelt an seine bombenbeschädigte Hauptstadt Tschungking klammerte. Die Lage schrie geradezu nach einem kühnen, einfallsreichen Eingreifen der Amerikaner; doch stattdessen brachten sie unter der Führung Roosevelts den Chinesen unter Tschiang Kai-schek nur Unentschlossenheit und Elend. Tschiang war sich vollkommen klar, was er vom Kommunismus zu halten hatte. „Die Japaner", hatte er einmal öffentlich geäußert, „sind nur wie Läuse am Körper Chinas, der Kommunismus aber ist eine Erkrankung seines Herzens." Als politisch kluger Mann hatte er erkannt, daß auf lange Sicht für China nicht der Krieg mit Japan entscheidend war — dieser Krieg war gewonnen, als die Japaner Pearl Harbour überfielen —, sondern das Ringen darum, ob die Chinesen frei sein oder vom internationalen Kommunismus unterjocht werden sollten.

Heute erscheint einem der Kurs, den Roosevelt nach der Konferenz in Casablanca im Januar 1943 in der China-Politik einschlug, unbegreiflich. Widersprach er doch nicht nur dem gesunden Menschenverstand, sondern auch dem ureigensten Interesse Amerikas. Im allgemeinen pflegt man General George C. Marshall und seiner „Mission" im Jahre 1945/46 die Schuld für die unfaßbaren Fehler zu geben, durch die China dem Kommunismus ausgeliefert wurde. Ohne Marshall im geringsten entlasten zu wollen, ist es jedoch nur billig, darauf hinzuweisen, daß er in seiner

China-Politik nur den Richtlinien folgte, die Roosevelt bereits im Jahre 1943 vorgezeichnet hatte. Gestützt auf politisch linksstehende Berater wie Owen Lattimore, Lauchlin Currie und John Carter Vincent sowie den heute verrufenen Davies-Service-Klüngel im auswärtigen Dienst, entschied er irgendwann im Jahre 1943 selbstherrlich, es sei erwünscht, China mindestens zum Teil dem Kommunismus preiszugeben, indem man Tschiang Kai-schek nötigte, die Kommunisten Chinas in der Form einer Koalition in seine Nationale Regierung aufzunehmen[259].

An einem Schreibtisch im Weißen Haus saß Lauchlin Currie als vertraulicher Bearbeiter des Präsidenten für Fernostfragen. Er war kein geborener Amerikaner, und wir dürfen wohl annehmen, daß er nicht allzu großen Wert auf seinen amerikanischen Bürgerbrief legte, denn nach dem Kriege schüttelte er den Staub Amerikas von seinen Schuhen, verlegte Wohnsitz und Tätigkeitsfeld nach Kolumbien und ließ sein Bürgerrecht nach fünf Jahren verfallen; als nämlich bei der Aufdeckung verschiedener Spionagefälle im Jahre 1948 Zeugen aussagten, daß auch er zu der Spionagegruppe um Silvermaster gehörte, hielt Currie es wohl für ratsamer, nach Südamerika abzureisen und dort zu bleiben. Doch während seiner Gastrolle im Weißen Haus unter den schützenden Fittichen von Mr. Roosevelt, dem gütigen Lächeln der ersten Dame des Landes und in enger Fühlung mit Harry Hopkins – was ihn alles mit jedem Tag dreister machte –, war „Lauch“, wie der Präsident ihn nannte[260], so gut placiert, daß er wirklich anderen Leuten helfen konnte.

Doch Lauchlin Curries Auffassung von Unterstützung seiner Mitmenschen war ganz besonderer Art. Ihm machte es Freude, mit Harry Dexter White und Nathan Witt zusammen Nathan G. Silvermaster zu empfehlen; und als der militärische Nachrichtendienst empört darüber war, daß Silvermaster einen Regierungsposten bekommen hatte, in dem er mancherlei zu sehen und zu hören bekam, und einen Geheimbericht vorlegte, in dem er darauf hinwies, daß dieser bei den Polizeidirektionen von Seattle und San Francisco, dem 13. Marinedistrikt, der Amerikanischen Legion und dem F.B.I. als Mitglied und Führer der Kommunistischen Partei bekannt war und in der Kartei als solcher geführt wurde, und als dieser Bericht damit schloß, daß „der überwältigende Beweis zahlreicher Zeugenaussagen der verschiedensten Art und sonstiger Quellen ohne jeden Zweifel zeigt, daß Nathan G. Silvermaster jetzt und seit Jahren ein Mitglied und Führer der Kommunistischen Partei und sehr wahrscheinlich ein Geheimagent der G.P.U. ist“, da war es Currie, der sich mit Erfolg für Silvermaster verwendete und dafür sorgte, daß er in der Regierung blieb. Zu seiner Unterstützung suchte sich Currie einen gewissen Michael Greenberg aus, der englischer Herkunft war. Tatsächlich konnte dieser für sich in Anspruch nehmen, daß er ein Kenner des Fernen Ostens war, aber zufällig war er außerdem seit vielen Jahren ein geschulter Kommunist. Auch er fühlte sich

in seiner neuen Umgebung bald so zu Hause, daß er seine Briefe auf Briefpapier des Weißen Hauses schrieb[261].

Natürlich hatten diese Leute auch ihre Anweisungen wegen China. 1943 hieß das Schlagwort „Koalitionsregierung". Der Koalitionsgedanke ist innerhalb der freien Welt heute so gründlich diskreditiert, daß man das fast selbstmörderische Vertrauen kaum mehr begreift, mit dem Roosevelt ihn begrüßte. Er gefiel Roosevelt, weil er sich nun dem Wahn hingeben konnte, daß er seine schwierigen Probleme ohne offenen Zusammenstoß mit Stalin wegen der Kriegsziele geregelt hatte. Es war sozusagen eine wundervolle Erfindung, um den Staub unter das Bett zu fegen, statt ihn wegzuschaffen. Daß der Koalitionsgedanke nur eine Ausflucht war und die Entscheidungen lediglich hinausschob, während die Kommunisten inzwischen immer stärker wurden, konnte einem Mann wie Roosevelt keine schlaflosen Nächte bereiten. Er atmete begeistert den berauschenden Weihrauch des gegenwärtigen Ruhmes und seiner sichtbaren Erfolge ein. Die Zukunft überließ er seinen Nachfolgern.

In Kairo teilte Roosevelt dem geplagten Tschiang Kai-schek zum erstenmal mit, daß er Kommunisten in sein Kabinett aufnehmen müsse. Kein Wort über diese ungeheuerliche Sabotage ist in dem vorsichtig abgefaßten Kommuniqué enthalten, das die Konferenzteilnehmer nach der letzten Sitzung herausgaben. Elliott Roosevelt ist so indiskret, uns die Gedanken zu verraten, die seinem Vater durch den Kopf gingen, als er dem chinesischen Präsidenten gegenüberstand — er wollte ihm das Versprechen abringen, daß er den Streit mit den Kommunisten beilegen werde. „Vater" teilte Elliott vertraulich mit: „Sieh mal, er — Tschiang Kai-schek — möchte dringend unsere Hilfe gegen die Engländer haben, die mit denselben exterritorialen Vorrechten, die sie vor dem Kriege genossen, nach Hongkong, Schanghai und Kanton kommen." Elliott fragte darauf „Vater", ob er ihm diese Hilfe gewähren werde. „Nicht umsonst", rief „Vater", und dann erzählte er Elliott, er habe Tschiang gegenüber die Art seiner Regierung bemängelt: „Ich sagte ihm, sie entspräche kaum der modernen Demokratie, wie es eigentlich sein solle. Ich sagte ihm, er werde, solange der Krieg noch dauert, eine Einheitsregierung zusammen mit den Jenan-Kommunisten bilden müssen[262]."

Es ist bezeichnend für die staatsmännische Einsicht Franklin D. Roosevelts und seiner Wortverdreher, daß er einen Gewinn für die „Demokratie" darin sah, wenn er den Kommunisten zur Macht verhalf.

Ebenso unrealistisch war eine andere fixe Idee, die damals in Roosevelts Kopf entstand. Er wollte die Russen inständig bitten, sich am Krieg gegen Japan zu beteiligen, wo doch die Amerikaner sie nur mit größter Energie hätten davon abhalten können, sobald die Zeit kam, die Beute einzuheimsen. Schon im August 1942 hatte Averell Harriman Stalin um das Versprechen gebeten, sich am Kriege gegen Japan zu beteiligen. Der schlaue

Russe hatte ihn mit einer unbestimmten Zusage abgespeist[263], die er im November einem anderen Abgesandten Roosevelts, dem General Patrik J. Hurley, gegenüber wiederholte[264]. Hull berichtet, daß Stalin im Oktober 1943 erklärte, er würde „behilflich sein, die Japaner zu vernichten", sobald die Deutschen geschlagen seien[265], doch niemand fragte Stalin, was er nach Japans Niederlage im Fernen Osten vorhabe. Jetzt, gegen Ende des Jahres 1943, verlangte die Lage folgerichtig die größte Wachsamkeit, um die Russen vom Fernen Osten wegzuhalten. Stattdessen bereitete sich Roosevelt, ständig von Harry Hopkins angestachelt, darauf vor, sie zu bitten, zu überreden, ja, sogar zu bestechen, daß sie hinkommen sollten. Und gleichzeitig fing er in Kairo damit an, der kommunistenfeindlichen Regierung Chinas den Boden unter den Füßen wegzuziehen.

Roosevelt dachte wie immer nur daran, wie er Stalin zufriedenstellen konnte. So schlug er in Kairo, wie wir von Averell Harriman erfahren, Tschiang Kai-schek vor, China solle den Hafen von Dairen den Russen zur Benützung überlassen[266]. Tschiang erwiderte natürlich ausweichend, doch gab ihm dieses Ansinnen einen schlimmen Vorgeschmack von Roosevelts Methoden. Allgemein besteht der Eindruck, daß Dairen in Jalta gegen den anfänglichen Einspruch Roosevelts nur unter Druck den Russen zugesprochen wurde. Die Wahrheit ist jedoch noch schändlicher: Roosevelt machte von sich aus den Vorschlag. In Kairo hatte er Gefallen an dem Gedanken gefunden, und in Teheran öffnete er auf Kosten Chinas diesem und allen anderen von Stalin geforderten Zugeständnissen die Tür.

Die militärischen Erörterungen in Kairo betrafen das Projekt — zu dem sich Roosevelt bereits grundsätzlich verpflichtet hatte —, Burma wiederzuerobern und eine Straße durch Burma nach China freizukämpfen. Die Chinesen sollten nach Überschreitung des Saluen in Burma einfallen, und der amerikanische General Stilwell sollte vier in Indien ausgebildete chinesische Elitedivisionen durch die Urwälder von Nord-Burma führen. Gleichzeitig sollten die Engländer ein amphibisches Unternehmen quer über den Golf von Bengalen durchführen. Das Ganze war nicht nur ein romantischer Plan, sondern auch Stilwells — genannt „Essig-Joes" — fixe Idee.

Premierminister Churchill schien dieses Unternehmen nicht zu gefallen. Warum sollte man englische Truppen gegen die Japaner einsetzen? Japan würde den Krieg ohnehin in absehbarer Zeit verlieren. Und so kam er wieder auf den Balkan oder eine Rechtsschwenkung von Italien aus zu sprechen und wollte alle verfügbaren englischen Kriegsschiffe im östlichen Mittelmeer, aber nicht im Golf von Bengalen zusammenziehen. Er war gar nicht erfreut, daß Roosevelt die Chinesen nach Kairo eingeladen hatte. „Die Besprechungen zwischen den Engländern und Amerikanern wurden leider stark durch die chinesische Sache gestört, die ebenso langwierig und kompliziert wie nebensächlich war", klagt er in seinen Memoiren. „Alle Hoffnungen, Tschiang und seine Frau dazu überreden zu können, sich die

Pyramiden anzusehen oder sich sonstwie zu vergnügen, bis wir aus Teheran zurückkamen, fielen flach, so daß diese chinesische Angelegenheit den ersten statt den letzten Platz in Kairo einnahm[267]."

Präsident Roosevelt ging seinerseits nur darauf aus, einen günstigen Eindruck auf Marschall Stalin zu machen, und darum wollte er im Augenblick keinesfalls über einen englisch-amerikanischen Vorstoß auf dem Balkan sprechen. Churchill dagegen hielt hartnäckig an seinen strategischen Ablenkungsmanövern in Südosteuropa und seiner Abneigung gegen eine Landung in Nord-Frankreich fest. „Sie bereiteten sich auf die Kämpfe in Teheran vor", schreibt Sherwood, „bei denen Amerikaner und Russen eine Einheitsfront bildeten[268]."

„Diese chinesische Angelegenheit", die Churchill so ärgerte, war eine Komödie der Beweggründe. Churchill war gegen *ANAKIM* — den Burma-Feldzug —, weil er die englischen Streitkräfte anderswo einsetzen wollte. Roosevelt war für *ANAKIM,* weil er nicht wollte, daß die englischen Streitkräfte dort eingesetzt wurden, wo Churchill sie hinschicken wollte. Der dritte Beteiligte, Tschiang Kai-schek, betrachtete die Frage auf längere Sicht; er war sich klar, daß die Eröffnung einer Straße durch Burma bis zu seinem Bollwerk Tschunking sein Ansehen erhöhen, ihm eine kriegserfahrene, loyale und gut ausgerüstete Armee nach Hause bringen und dadurch seine Aussichten stärken würde, mit den Kommunisten fertig zu werden, sobald der Krieg zu Ende war. Gleichzeitig drängte ihn jedoch Roosevelt, sich mit den Kommunisten zusammenzutun, und versprach ihm dafür auf Kosten der Engländer insgeheim eine Belohnung*).

Dies mag phantastisch klingen, zumal nach außen hin die Kairoer Konferenz den Eindruck eines Verbrüderungsfestes zwischen treu ergebenen Verbündeten erweckte. Doch Sherwood bestätigt die Richtigkeit unserer Behauptung. „In Südost-Asien", schreibt er, „führten die Amerikaner und die Engländer zwei verschiedene Kriege mit verschiedenen Zielen, und die Kuomintang-Regierung führte einen dritten Krieg, durch den sie weitgehend ihre eigenen Ziele zu erreichen hoffte[269]." Beim amerikanischen Volk freilich hätte diese Sachlage, hätte es schon während des Krieges — oder richtiger während *der* Kriege — davon Kenntnis erhalten, Erstaunen und Bestürzung ausgelöst. Tatsächlich gab es jedoch in Europa und Asien im ganzen eine Vielzahl verschiedener Kriege, und das Pseudobündnis zwischen Amerika, England, China und Rußland war ein Gewebe einander durchkreuzender Ziele.

Das Ergebnis der Konferenz war bezeichnend dafür. Die Besprechungen führten zu „einem Schein des Einverständnisses" — wie Sherwood es nennt — daß *ANAKIM* durchgeführt wurde, wobei Admiral Leahy darauf hinweist, daß „die Verpflichtung dazu schon Monate vorher eingegangen"

*) Vergl. S. 168: Gespräch Roosevelts mit seinem Sohn Elliott.

worden war. „Tschiang Kai-schek“, fügt er hinzu, „flog von Kairo in der festen Erwartung ab, daß seine Verbündeten ihre Versprechen halten würden[270].“ Das bekräftigt Sherwoods Behauptung, daß der Generalissimus und Madame Tschiang Kai-schek bei ihrer Abreise von Kairo voll froher Hoffnung waren, daß China diesmal für die Erfüllung seiner Forderungen mit „mehr als bloßen Worten“ rechnen konnte.

Dieser Hoffnung war jedoch kein langes Leben bestimmt. Auf dem Rückflug von Teheran machten Roosevelt und Churchill noch einmal in Kairo Halt. Dabei warfen sie den Plan für das Unternehmen *ANAKIM* in den Papierkorb oder — wie Sherwood es ausdrückt — „Roosevelt fühlte sich genötigt, von seinem Versprechen, das er Tschiang Kai-schek erst zehn Tage vorher gegeben hatte, zurückzutreten[271]“.

Warum? Nun, Roosevelt hatte inzwischen mit Stalin gesprochen. Rußland beabsichtigte, sich selbst am Krieg gegen Japan zu beteiligen — Sherwood gibt zu, daß das der Hauptfaktor war[272] —, und eine erstarkte national-chinesische Regierung paßte nicht zu Stalins China-Plänen auf lange Sicht.

Die Folgen erwiesen sich sehr bald als katastrophal. Von der Unsicherheit hinsichtlich der Burmapläne des Gegners befreit, unternahmen die Japaner ihre gewaltigste Offensive der letzten fünf Jahre in China. Dabei drangen ihre Truppen auf einer rund zweitausendfünfhundert Kilometer breiten Front zwischen dem Jangtsekiang und der Grenze von Indochina vor, vernichteten im Südosten Chinas Bollwerke, die den Japanern seit 1938 standgehalten hatten, und von der 14. amerikanischen Luftflotte unter General Claire L. Chennault benutzte Flugplätze in Hunan, Kwangsi und Jünnan. Dieser Schlag, der die Chinesen nach sieben Jahren erbitterten Widerstandes traf, zwang Tschiang Kai-schek fast zur Aufgabe des Kampfes. Nur sein mannhaftes Herz, die glückhafte Entsendung von General Albert C. Wedemeyer als sein Berater nach Tschungking und der Heldenmut von Männern wie General Chennault konnten den völligen Zusammenbruch noch abwenden.

Dadurch, daß Tschiangs Alliierte ihn dazu verleitet hatten, sich auf Burma einzustellen, und ihn dann im Stich ließen, hatten sie ihn zu einer unmöglichen strategischen Planung genötigt. Seine besten Truppen standen an der burmesischen Grenze. Er hatte sich zu weit nach Süden ziehen lassen, obwohl noch immer die Regel zutraf, daß, wer den Norden von China beherrschte, in ganz China das Sagen hatte. Die Kommunisten richteten sich danach und waren im Norden emsig an der Arbeit. Als der Krieg zu Ende ging, saßen sie in festen Plätzen in oder in der Nähe wichtiger Gebiete und hatten direkte Verbindung mit den Russen. Tschiang Kaischek aber war ohne den Nachschub, den er von seinen Verbündeten erhofft hatte, von jetzt an nicht mehr in der Lage, die frühere militärische Überlegenheit über Mao Tse-tung und die rotchinesische Armee wiederzugewinnen.

Der zweite Aufenthalt Roosevelts und Churchills in Kairo nach ihrer Rückkehr aus Teheran galt einem anderen Nachbarn der Sowjetunion, der Türkei. Im Rahmen seines strategischen Planes, Südosteuropa als Aufmarschgebiet zum entscheidenden Angriff auf Deutschland zu benützen, bemühte sich Churchill schon seit langer Zeit, die Türkei herumzubekommen, daß sie sich den Alliierten anschloß; doch der türkische Staatspräsident Inönü blieb vorsichtig bei seiner Neutralität. Roosevelt hatte niemals irgendwelche Begeisterung für einen Vormarsch durch diesen Teil Europas gezeigt, und als Präsident Inönü nach Kairo kam, um Roosevelt und Churchill zu begrüßen, gab er sich freundschaftlich, eine Verpflichtung zum Einsatz seiner fünfzig Divisionen kam jedoch nicht zustande. Zu Churchills bitterer Enttäuschung sagte Roosevelt bei der Unterredung kaum ein Wort, sondern lächelte nur die ganze Zeit, und Inönü reiste wieder ab.

Ehe Roosevelt von Kairo nach Hause flog, traf er noch eine Entscheidung, die historische Bedeutung erlangen sollte und die nach allgemeiner Ansicht im Sinne Churchills lag: er ernannte General Dwight D. Eisenhower zum Befehlshaber bei dem Unternehmen *OVERLORD*. Diese Wahl traf er gegen „den fast leidenschaftlichen Rat“ von Harry Hopkins, der lieber General Marshall auf diesem Posten gesehen hätte[273]. Admiral Leahy, Admiral King und General Arnold dagegen hatten alle gehofft, daß Marshall nicht ernannt würde[274].

Wir wissen heute aus dem Kriegstagebuch von Feldmarschall Lord Alan Brooke, dem Chef des englischen Empire-Generalstabes, daß er keine sehr hohe Meinung von Marshalls strategischen Fähigkeiten hatte[275]. Das Zwillingspaar Hopkins-Marshall hatte zugunsten einer Stalin angenehmen Politik Churchill ständig Widerstand geleistet. Wahrscheinlich war es daher auf starken englischen Druck zurückzuführen, daß Roosevelt unerwartet Eisenhower mit der Aufgabe betreute. Marshall ließ sich indes durch das Kompliment des Präsidenten versöhnen: „Ich habe das Gefühl, wenn Sie außer Lande sind, kann ich nicht ruhig schlafen.“

Als Chef des Generalstabes behielt Marshall auch weiterhin eine starke Stellung. Wenn wir uns Feldmarschall Brookes abschließendem Urteil über Eisenhower anschließen wollen, so lag Eisenhowers Verdienst vor allem in der Geschicklichkeit, mit der er die ungleichen Kräfte, die an der Planung und Ausführung der Invasion beteiligt waren, in Einklang zu bringen wußte. „Er lernte während des Krieges viel dazu“, schrieb Brooke, „aber Taktik, Strategie und Befehlen waren niemals seine starke Seite ... Was ihm als Obersten Befehlshaber an militärischen Fähigkeiten vielleicht fehlte, glich er jedoch bei weitem durch den Charme seiner Persönlichkeit aus[276].“

Doch dies sei, wie es wolle, jedenfalls wurde Eisenhower ein Nationalheld und der Präsident seines Landes. Daß er dabei der Entscheidung

Franklin D. Roosevelts im Dezember 1943 in Kairo viel verdankte, wird niemand bestreiten. Vielleicht ist seine nachträgliche Dankbarkeit der Grund dafür, daß er in seinem Amt als Präsident den Ruf Roosevelts mit einem Eifer verteidigt hat, der für die historische Forschung nicht sehr nützlich ist. Die in den Aktenschränken des Außenministeriums hinter Schloß und Riegel liegenden Protokolle und Berichte über Teheran sollten schon längst freigegeben werden – bis heute sind sie es jedoch noch nicht.

KAPITEL 13

Teheran

Dr. Eduard Benesch, der letzte Staatspräsident der ersten tschechoslowakischen Republik, traf am 12. Dezember 1943 in Moskau ein, elf Tage nach der Konferenz von Teheran. Sein Neffe und Vertrauter Bohus Benesch, dem er seine Erlebnisse erzählte, berichtet darüber fast zehn Jahre danach: „Ich erinnere mich noch sehr gut, wie erstaunt Präsident Benesch war, ... Stalin so frohlockend anzutreffen[277]."

Die Russen schmeichelten Dr. Beneschs Rassenstolz mit der Bemerkung, er könne überzeugt sein, daß in absehbarer Zeit Slawen Eurasien beherrschen würden. „Stalin erzählte ihm jedoch nicht, daß Churchill und Roosevelt in Teheran insgeheim zugestimmt hatten, daß die Rote Armee die Tschechoslowakei befreien sollte." Der Bitterkeit seines gequälten Volkes Ausdruck gebend sagte Bohus Benesch frei heraus: „General Patton wurde an der Befreiung der Tschechoslowakei durch General Eisenhower gehindert, der Weisungen aus Washington auf Grund der Beschlüsse von Teheran und Jalta befolgte. Patton mußte haltmachen, während die Deutschen Tschechoslowaken erschossen, bis dann nach drei Tagen die Roten kamen. Können Sie nun begreifen, daß sich die Tschechoslowaken zum zweiten Male durch Entscheidungen hinter ihrem Rücken betrogen fühlten und das Vertrauen zur Demokratie verloren? ... Präsident Benesch erzählte mir auch, wie verblüfft er war, als Präsident Roosevelt ihm sagte, er solle Stalin bestellen, daß er die baltischen Staaten haben könne, es solle aber nichts darüber in die Öffentlichkeit gelangen."

Besonders ernste Sorgen machten sich die Polen wegen Teheran. Fraglos würde dort auch erörtert werden, was aus ihrem Lande werden sollte, doch kein Pole war zu der Konferenz aufgefordert worden. Erst am 6. Juni 1944, sechs Monate danach, gewährte Präsident Roosevelt dem Ministerpräsidenten der polnischen Exilregierung Stanislaw Mikolajczyk eine Unterredung. Der Werbefeldzug für seine vierte Wahl zum Präsidenten der Vereinigten Staaten stand vor der Tür, und der Sprecher der Polen

mußte noch auf ein paar weitere Monate beruhigt werden. „In der polnischen Frage", sagte er zu seinem Besucher, „habe ich nichts unternommen, weil dies ein Wahljahr ist[278]." Er machte ihm Hoffnungen und behandelte ihn mit ausgesuchter Höflichkeit. „Erst später erfuhr ich", schreibt Mikolajczyk betrübt, „daß Roosevelt nur wenige Monate zuvor Stalin das Eigentum an dem von der Roten Armee im Einverständnis mit den Nazis besetzten riesigen Teil Polens zugestanden hatte." Als dieser polnische Staatsmann ein Buch über die Ereignisse schrieb, fand er keinen passenderen Titel als „Die Vergewaltigung Polens".

Was ereignete sich nun wirklich in Teheran? Warum traf Dr. Benesch Stalin in so froher Stimmung an? Der Hauptgrund ist der, daß der russische Diktator etwas für ihn sehr Erfreuliches in Teheran feststellte. Er merkte nämlich, daß er den Präsidenten der Vereinigten Staaten vollkommen „in der Tasche hatte".

Manches freilich ist bis auf den heutigen Tag verborgen geblieben. Daß die Atlantikcharta — besonders ihre Punkte eins, zwei und drei — von den drei Cäsaren, die sich an dem mit grünem Tuch überzogenen Tisch in der russischen Botschaft in Teheran gegenübersaßen, als reif für den Mülleimer behandelt wurde, ist hinreichend bekannt. Was jedoch einige der geheimen militärischen Verabredungen betrifft, die schwerwiegende Folgen hatten, so wollen die Männer, die sie auszuführen hatten, noch immer nichts davon wissen und schieben sich die Verantwortung dafür gegenseitig zu. Von den Worten, welche die drei Männer sprachen, von ihren Verschwörermienen, ihrem Zynismus und ihrer Verachtung der Millionen Menschen, die für sie nicht mehr als Schachfiguren waren, ist nur wenig durch die Mauer der Geheimhaltung durchgesickert, doch muß diese Einstellung bei ihren Erörterungen vorgeherrscht haben, denn sie haftet ihren Werken noch heute an. Als im April 1953 Senator William F. Knowland Einsicht in die amtlichen Akten bezüglich Teheran forderte, versprach das Außenministerium, sie bis zum 30. Juni 1955 der Öffentlichkeit zugänglich zu machen[279]. Doch sie liegen heute noch hinter Schloß und Riegel. Wahrscheinlich sollen die peinlicheren — um nicht zu sagen belastenden — Einzelheiten erst ans Licht kommen, wenn einige heute noch lebende Menschen gestorben sind.

Gleichwohl war Teheran richtungweisend für das, was noch kommen sollte, vielleicht wichtiger als Jalta, über das mehr bekannt geworden ist. Denn in Teheran wurden schon die grundlegenden Entscheidungen geplant, die in Jalta ihre entsetzliche feste Form annahmen. In Teheran wurde es auch zum erstenmal erkennbar, daß Stalin — nicht Roosevelt — dem Frieden seine Form geben würde.

Einige der Teheraner Beschlüsse wurden in den letzten Kriegsmonaten so geheimgehalten, daß selbst so hochgestellte Persönlichkeiten wie Vizepräsident Truman — der zur Zeit der Konferenz noch Senator war —

nichts von ihnen und ihren Jaltaer Fortsetzungen wußten und dieser bei seiner Übernahme der Präsidentschaft im April 1945 erst übereilt von Harry Hopkins über die Geheimabkommen orientiert werden mußte. Von da an war er an Roosevelts Narrheiten gebunden.

Bezeichnenderweise blieben die Kommunisten in den Vereinigten Staaten nicht einen Augenblick lang über die entscheidende Bedeutung der Teheraner Beschlüsse im Zweifel. Sie bekamen ihre neueste Sprachregelung durch internationale Boten von Mund zu Mund und verkündeten sehr bald, daß Teheran die Welt grundlegend verändert habe. Eine neue Atmosphäre, sagten sie, sei dadurch entstanden, in der Kommunisten vorbehaltlos mit Washington zusammenarbeiten könnten. Der damalige Oberbonze der Kommunistischen Partei Amerikas, Earl Browder, der wegen eines Paßvergehens bestraft, von Präsident Roosevelt aber begnadigt und vorzeitig aus dem Gefängnis entlassen worden war, berief am 25. Mai 1944 im *Madison Square Garden* in New York eine Massenversammlung ein, bei der er vor fünfzehntausend Menschen brüllte, Teheran habe das Vorbild für die Welt nach dem Kriege gegeben. Dann verbreitete er sich noch im einzelnen über das Thema in einem Buch mit dem Titel „Teheran und danach“, das von der Kommunistischen Partei herausgegeben und weidlich ausgewertet wurde.

Heute wissen wir, daß Präsident Roosevelt eine geheime Verbindung mit Browder unterhielt. Eine ausübende Künstlerin namens Josephine Adams fungierte als Kurier zwischen beiden; sie überbrachte Mitteilungen und sogar Dokumente und übermittelte dem einen die Ansichten des anderen. In den drei Jahren vor seinem Tode besuchte sie Roosevelt im ganzen achtunddreißig bis vierzigmal entweder im Weißen Haus oder in seinem Haus in Hyde Park. Nach Jahren sagte Miss Adams dies unter Eid vor einem Unterausschuß des Senates aus[280]. Browder hat es bestätigt, wobei er offenbar stolz darauf war, daß er auf diese Weise dem Präsidenten seine „Ansichten über die Ereignisse in der Welt“ zukommen ließ, und betonte, daß der Präsident „die Dienste, die ich ihm leistete, zu würdigen wußte[281]“.

Vor allen Dingen stellte es sich in Teheran jedoch heraus, daß Franklin D. Roosevelt sich geradezu lächerlich in seiner festen Überzeugung getäuscht hatte, „mit Stalin persönlich besser umgehen zu können“. In der schmeichlerischen Atmosphäre von Washington fiel es ihm nicht schwer zu glauben, er brauche mit dem russischen Diktator nur zusammenzukommen und seine berühmte Liebenswürdigkeit „einzuschalten“, um alles zu erreichen, was er wollte. Doch schon die erste Begegnung riß ihn roh aus seinen Illusionen. Er fand Stalin, sagt Sherwood, „viel schwieriger, als er erwartet hatte, und manchmal bewußt unhöflich[282]“. Es war Stalin, nicht Roosevelt, der mit dem anderen „umging“.

Stalin hatte mit georgischer Schlauheit absichtlich so lange gewartet,

bis er einen drohenden Ton gegenüber Roosevelt und Churchill anschlagen konnte, ehe er sich einverstanden erklärte, mit ihnen auf einer Gipfelkonferenz zusammenzutreffen. Er war gewillt, dabei alles für sich herauszuholen, was er nur konnte; Roosevelt hatte, wenn er etwas für sich hätte herausholen wollen, den psychologisch günstigen Augenblick schon verpaßt. Doch das war noch nie seine Absicht bei Stalin gewesen und war es auch jetzt nicht.

Die Personen des Teheraner Schauspieles machten es zu einer Aufführung hohen Ranges. Da war zunächst Stalin, der Geheimnisvolle, ihm zur Seite Molotow und Woroschilow. Diese von Gerüchten umwitterte Gestalt, die in der Geschichte schon einen Platz neben Iwan dem Schrecklichen einnahm, war schließlich doch aus dem Dunkel in das helle Licht der Bühne getreten. Die Welt sollte ihn im Ringen mit den führenden Staatsmännern des Westens kennenlernen.

Sein Gegenspieler war Winston Churchill, in dem der Abscheu vor dem Kommunismus so tief verwurzelt war, daß er schon einmal bei einer Unterhauswahl durchgefallen war, weil er diesen Punkt so sehr betont hatte. Doch er war ein Opportunist, der zu den wunderlichsten Ausflüchten, Frontwechseln und Grundsatzänderungen imstande war, wenn er glaubte, es sei zu Englands Vorteil. Ausgerechnet dieser Mann mit seinem stets wachen Bewußtsein der russischen Gefahr wurde durch einen höhnischen Seitensprung des Schicksals in dem Augenblick, als im Jahre 1941 Hitler schon auf der Schwelle des Sieges stand, zu einem der Retter Moskaus bestimmt. Man kann sich vorstellen, was für Gedanken ihm unausgesprochen durch den einfallsreichen Kopf zogen, als er jetzt in Teheran dem russischen Diktator gegenübersaß mit dem salbungsvollen Präsidenten der Vereinigten Staaten an seiner Seite, der das Gleichgewicht der Kräfte in seiner Hand hielt.

Die dritte Hauptperson war Franklin D. Roosevelt. Er hatte seinen großen Tag und holte alles aus seiner Rolle heraus, was darin war. „Wenn es einen Gipfelpunkt in Roosevelts Laufbahn gibt“, schreibt Sherwood, „kann man, glaube ich, mit gutem Grund diesen Augenblick am Ende der Konferenz in Teheran so bezeichnen.“ Bei seiner Vorliebe für Selbsthypnose redete sich Roosevelt zweifellos ein, daß er Gutes in Teheran zustandegebracht hatte. Die Geschichte hat mit Bedauern ein anderes Urteil gefällt.

Stalin spürte mit seiner untrüglichen Menschenkenntnis sehr rasch, daß Roosevelt das schwache Glied der Großen Zwei war, und schickte sich alsbald an, ein möglichst enges Verhältnis zu ihm herzustellen. Angeblich besorgt um die Sicherheit des Präsidenten, lud er ihn ein, aus der amerikanischen Gesandtschaft in den stark bewachten Komplex der russischen Botschaft umzuziehen. Roosevelt nahm die Einladung an, worauf Stalin ihm auch noch die Hauptvilla abtrat und mit seinen Leuten in eins der

kleineren Gebäude zog. Der Präsident und seine Begleitung befanden sich jetzt sozusagen unter dem Mikroskop der Russen. Das Personal, das ihnen die Betten machte und die Zimmer aufräumte, gehörte sämtlich zu der außerordentlich tüchtigen NKWD, der sowjetischen Geheimpolizei[283].

Roosevelt war noch kaum eine Viertelstunde in seinem neuen Quartier, da machte ihm Stalin einen Besuch. Man bedurfte keines besonderen Scharfblicks, um zu erkennen, daß sich der Präsident vor lauter Liebenswürdigkeit gar nicht genug tun konnte. Roosevelt sprach zunächst von verschiedenen Teilen des englischen Kolonialreiches in einer Art, die deutlich zeigte, wie fern er im Grunde Churchill stand. Dann hatte er noch ein besonderes Bonbon anzubieten. Bei Kriegsende, sagte er, werde die englische und amerikanische Handelsflotte solche Dimensionen angenommen haben, daß sie größer wären, als die beiden Nationen es brauchen könnten, und er sei der Ansicht, daß man etliche dieser Schiffe der Sowjetunion zur Verfügung stellen sollte[284]. Für Stalin, der seine eigenen weit gesteckten Pläne für die Ausbreitung des Kommunismus im südlichen Asien, im Vorderen Orient und in Afrika sowie für feindliche Übergriffe auf den Welthandel hatte, war dies alles wohlklingende Musik. Er schloß daraus, daß er mit Roosevelt als bereitwilligem Helfer nicht nur bei seinen Bestrebungen rechnen konnte, die Sowjetunion zur beherrschenden Landmacht in Europa und Asien zu machen, sondern auch ihre Bedeutung als seefahrende Nation zu erhöhen.

Der Diktator gefiel sich anscheinend darin, seinerseits auch Eindruck zu machen. Jedenfalls bemerkte Hopkins, daß er jetzt mehr Wert auf seinen Anzug legte, eine Uniform mit goldenen Achselstücken trug, auf denen mit einem roten Stift ein großer weißer Stern befestigt war. Bei der Begrüßung von Harry Hopkins in Teheran war Stalin laut Harriman von einer offeneren und wärmeren Herzlichkeit als jemals zu einem anderen Ausländer[285]. Dieser hartschalige Bursche mit den Schlitzaugen, die auf seine mongolische Blutmischung hindeuteten, dieser Tyrann, der die Kulaken hatte verhungern lassen und mit gefühlloser Grausamkeit jeden Menschen, der ihm bei seinem Aufstieg zur Macht im Wege stand, umbrachte, war im Grunde kaum ein liebevoller Mensch, aber schlau genug, um zu erkennen, wer ihm wohlgesinnt war. Daher war seine Freude, als er Hopkins in Teheran wiedersah, zweifellos aufrichtig.

Um Roosevelts Eitelkeit zu schmeicheln, beeilte sich Stalin, Mr. Roosevelt zum Konferenzvorsitzenden vorzuschlagen. Churchill war einverstanden. Bei der ersten Vollsitzung begrüßte der Vorsitzende Stalin, Molotow und Woroschilow als „neue Mitglieder des Familienkreises“. Nachdem er das seltsame — im Grunde lächerliche — Bild einer friedlichen Familie noch weiter ausgemalt hatte, ging er dazu über, zu prophezeien, daß die drei Völker „in den kommenden Generationen“ eng miteinander zusammenarbeiten würden.

Als Stalin das Wort ergriff, kam er schnell auf die militärischen Angelegenheiten zu sprechen. Es wäre „unklug", sagte er, „von den westlichen Verbündeten, ihre Kräfte mit Operationen im ganzen östlichen Mittelmeer zu verzetteln", und er spöttelte über den Plan, von Italien oder dem Balkan aus nach Norden vorzustoßen. Er forderte, daß seine Verbündeten im Jahre 1944 vor allem die Kanalüberquerung und die Landung in Frankreich — Unternehmen *OVERLORD* — durchführten, und um es zu ergänzen, sollte man einige amerikanische und englische Streitkräfte aus Italien abziehen und in Südfrankreich an Land setzen. Schließlich wendete er sich dem Krieg gegen Japan zu und erklärte, Rußland werde sich daran beteiligen, sobald Deutschland endgültig geschlagen sei. Und dann fügte er noch etwas hinzu, das die meisten Amerikaner als glatte Unverschämtheit empfunden hätten; er sagte nämlich: „Durch unsere gemeinsame Front werden wir in der Lage sein, Japan niederzuwerfen[286]."

An diesem Abend hatte der Präsident Stalin, Molotow, Churchill, Eden, Kerr, Hopkins, Harriman und drei Dolmetscher zum Dinner eingeladen, bei dem die sechs mitgebrachten Filipino-Köche zeigten, was sie konnten. Stimmung und Unterhaltung waren die von Männern, denen nicht nur die Martini-Cocktails und der freigebig ausgeschenkte Wodka und Champagner zu Kopf stieg, sondern auch das reine Machtgefühl; denn diese Männer befehligten fast alle Seestreitkräfte der Welt, drei Viertel der Luftmacht und Landheere von annähernd zwanzig Millionen Mann. Stalin gab den Ton an. Verächtlich sprach er vom französischen Volk und seiner, wie er sich ausdrückte, „herrschenden Klasse"; die Deutschen, sagte er, müsse man für immer hart anpacken; ein großes Stück von Deutschland müsse zu Polen kommen. Da er offenbar die Zeit dafür noch nicht gekommen glaubte, verriet er jedoch nicht, welche Vergrößerung er für die Sowjetunion im Sinn hatte; nur darüber äußerte er sich ganz bestimmt, daß er die baltischen Staaten Lettland, Litauen und Estland behalten werde, die seine Armeen erobert hätten.

Am nächsten Tage schickte Churchill Roosevelt ein paar Zeilen, in denen er ihm vorschlug, zusammen zu lunchen, um dabei die zweite Vollsitzung vorzubereiten. Doch Roosevelt bedauerte — er habe am Nachmittag ein vertrauliches Gespräch mit „Onkel Joe". Über dieses *tête-à-tête* besitzen wir Berichte von seinem Sohn Elliott, der mit dabei war, und von Sherwood, der Einblick in das Tagebuch des Präsidenten nehmen konnte. Wenn noch etwas nötig war, um Stalin zu überzeugen, daß er das große Glück hatte, mit einem verblendeten Don Quijote zu verhandeln, so muß diese Unterhaltung eigentlich genügt haben.

Roosevelt hat dabei anscheinend am meisten gesprochen. Stalin nickte beifällig, als er ihm von seiner Missionarstätigkeit bei Tschiang Kai-schek in Kairo erzählte — wie er ihm zugesetzt hatte, Kommunisten in seine Regierung aufzunehmen. Während sie über den Fernen Osten sprachen,

war Stalin ziemlich wortkarg und verriet seine Pläne nicht. Dann fragte Roosevelt Stalin, ob er sich gern über den künftigen Weltfrieden unterhalten möchte. Diese Frage verschlug Stalin fast den Atem; denn seine Gedanken waren auf konkrete Situationen eingestellt, nicht auf abstrakte Luftgebilde. Doch er faßte sich rasch und erwiderte, er sehe keinen Grund, warum sie nicht über etwas sprechen sollten, was ihnen gefiele, worauf Roosevelt mit seiner Idee der „Vier Polizisten" herauskam. Er dachte an eine Organisation der Vereinten Nationen, bestehend aus der Vollversammlung, einem Exekutivausschuß und einer Gruppe zur Durchführung von Zwangsmaßnahmen. Diese „Polizeimannschaft" sollten die Sowjetunion, die Vereinigten Staaten, England und China bilden. Kleine Nationen, die den Frieden bedrohten, sollten einfach durch Blockaden und Handelssperren zur Vernunft gebracht werden. Falls eine größere Macht aggressiv wurde und dadurch eine größere Bedrohung des Weltfriedens eintrat, so sollten, meinte Roosevelt, die Vier Polizisten ihr ein Ultimatum schicken und ihr Land, wenn die Forderungen nicht sofort erfüllt wurden, mit Bomben belegen und, wenn nötig, besetzen.

Ob auch die Möglichkeit erörtert wurde, daß der den Weltfrieden bedrohende Angreifer zu den Vier Polizisten gehörte, ist nicht bekannt. Jedenfalls muß Stalin sehr bald gemerkt haben, daß Roosevelt in einer Welt der Trugbilder lebte, er bestärkte ihn jedoch in seiner Selbsttäuschung und war gern bereit, die Rolle eines Polizisten zu übernehmen.

Zu der zweiten Vollsitzung am späten Nachmittag ging Stalin mit so fester Überzeugung, daß er Roosevelt in der Tasche hatte, daß er es sich erlaubte, zu Churchill barsch, ja geradezu unverschämt zu werden. Hartnäckig, wie er nun einmal war, fing der Premierminister wieder an, über das Gebiet des östlichen Mittelmeeres zu sprechen. Doch Stalin unterbrach ihn und sagte scharf, er wünsche über das Unternehmen *OVERLORD* zu sprechen; die Türkei, Jugoslawien und selbst die Einnahme von Rom interessierten ihn nicht. Churchill machte noch einen letzten, schneidigen Vorstoß, doch Roosevelt schlug sich auf Stalins Seite, und so kam es zu *OVERLORD*, gekoppelt mit einem Angriff in Südfrankreich. Stalin wußte, was er wollte, und — er bekam es!

Sowohl Stalin als Woroschilow erkannten in Teheran selbstverständlich sehr bald, daß auch General Marshall ihr Freund war[287]. Wir erinnern uns, daß sich auf der ersten Konferenz in Quebec Marshall für ein Ablenkungsmanöver in Südfrankreich eingesetzt hatte. Das war genau,, was Stalin wünschte, denn er verwies die amphibischen Streitkräfte im Mittelmeer weg vom Balkan in einen entlegenen Winkel Europas — wenigstens vom russischen Standpunkt aus gesehen — und lenkte ganz allgemein die englisch-amerikanischen Truppen von der Osthälfte Europas ab. Der Geopolitiker MacKinder hat einmal gesagt, wer in Osteuropa regiert, beherrscht auch das Herz; wer das Herz beherrscht, gebietet dem Erdteil;

wer dem Erdteil gebietet, beherrscht die Erde. „Hinter dem russischen Wunsch“, sagt Chester Wilmot, „daß die Alliierten sich auf Westeuropa und das westliche Mittelmeer konzentrieren sollten, verbarg sich eine politische Strategie auf lange Sicht[288].“ Darum war Churchill auch so empört, als er feststellen mußte, daß General Marshall auf Grund eines Fingerzeiges von Roosevelt und Hopkins sich ganz auf die Seite Stalins geschlagen hatte. Und darum wieder sagte Präsident Roosevelt zu seinem Sohn Elliott nach dieser Sitzung: „Wenn es einen amerikanischen General gibt, den Winston nicht ausstehen kann, ist's General Marshall[289].“

Noch eine andere Bemerkung machte der Präsident zu Elliott vertraulich in seinem Zimmer: „Das Schwierige ist, der Premierminister denkt zu viel an die Zeit nach dem Kriege, und wie England dann dasteht. Er hat Angst, die Russen zu stark werden zu lassen[290].“

Die Russen merkten in Teheran sehr bald, daß Roosevelt im Gegensatz zur englischen Delegation von Anfang an von einer trägen, fast gleichgültigen Vertrauensseligkeit ihnen gegenüber war. Hätte sich Roosevelt fest neben Churchill gestellt, so hätten sie beide Stalins Raubgier selbst in diesem späten Stadium noch einen Riegel vorschieben können. Der Würfel war noch nicht gefallen. Die deutsche Armee zog sich zwar zurück, stand aber immer noch, achthundert Kilometer von der eigentlichen deutschen Grenze entfernt, auf russischem Boden. Die amerikanischen und englischen Streitkräfte zu Lande, zu Wasser und in der Luft waren überwältigend stark, noch niemandem verpflichtet und konnten zuschlagen, wo sie wollten. Aber Roosevelt stand *nicht* fest neben Churchill, sondern gefiel sich in der schmeichelhaften Rolle des Mittlers zwischen zwei Konkurrenten. In Wirklichkeit neigte er sich jedoch stets auf Stalins Seite. Also stand Churchill allein und mußte schließlich klein beigeben. In allen Fällen unterstützte Roosevelt geradeheraus oder stillschweigend Stalins Bestreben zu verhindern, daß am Waffenstillstandstag englische oder amerikanische Truppen in Osteuropa standen, die seinen Anspruch auf eine Hegemonie der Kommunisten hätten in Frage stellen können.

Als einziger Amerikaner erhob dagegen schon bald energisch Protest der Befehlshaber der 5. amerikanischen Armee in Italien, General Mark Clark. Er setzte sich trotz des Beschlusses in Teheran mit starken Worten bei General Marshall für eine Besetzung des Balkans ein[291] — natürlich vergebens. General Clark schrieb darüber: „Den Plan eines Feldzuges, der vielleicht die ganze Geschichte der Beziehungen zwischen der westlichen Welt und der Sowjetunion verändert hätte, ließ man im Dunkel eines Aktenschrankes verschwinden ... Nicht allein nach meiner Meinung, sondern auch nach der Ansicht einer ganzen Anzahl von Experten, die sich mit dem Problem näher beschäftigt haben, war die Schwächung unserer Streitkräfte in Italien zugunsten der Landung in Südfrankreich, statt weiter auf den Balkan vorzustoßen, einer der verhängnisvollsten Fehler in

diesem Krieg ... Stalin wußte genau, was er wollte ... und vor allem wollte er uns vom Balkan fernhalten ... Es ist daher leicht zu verstehen, warum sich in Teheran Stalin für das Unternehmen ANVIL einsetzte[292]."

Nachdem sich Stalin mit dem Knüppel einen Weg durch die zweite Vollsitzung gebahnt hatte, spielte er beim Dinner den Gastgeber. Nach Hopkins' Aufzeichnungen stellte der Premierminister während des Essens Stalin eine wichtige Frage. Er wollte wissen, was Rußland in Zukunft für territoriale Ansprüche erheben werde. Stalin erwiderte: „Im Augenblick besteht keine Notwendigkeit, über irgendwelche sowjetischen Wünsche zu sprechen – doch wenn die Zeit kommt, werden wir es sagen[293]." Diese frostige Antwort, durch die er sich eine weitere Behandlung dieses Themas verbat, hatte eine unheilvolle Vorbedeutung, doch liegt keine Äußerung darüber vor, daß sie Roosevelt auch nur das geringste Unbehagen verursachte.

Dieses russische Festmahl war ein derbes, ungeschlachtes Gelage, bei dem ernsthafte Gesprächsstoffe unter einem Trommelfeuer von Trinksprüchen erörtert und Gang nach Gang mit Wodka und Champagner hinuntergespült wurden. Harry Hopkins hielt es nur bis zur Hälfte des Menus aus. Sobald die Spannung zwischen den Engländern und Russen zu groß wurde, sorgte Roosevelt für einen oberflächlichen Waffenstillstand, indem er rasch eine witzige Bemerkung einwarf.

Einer seiner Scherze verfehlte jedoch die gewünschte Wirkung – trotzdem hat er eine Art trauriger Berühmtheit erlangt, da sowohl Churchill als auch Elliott Roosevelt es für angebracht hielten, ihn in ihren Memoiren zu erwähnen. Stalin stand auf und brachte einen blutrünstigen Trinkspruch aus. Die Stärke der deutschen Armee, sagte er, hänge von fünfzigtausend hohen Offizieren und Technikern ab, und erhob sein Glas mit dem Wunsch, „sie zu erschießen, sobald wir sie erwischen, alle fünfzigtausend!"

Churchill war empört. „Schnell wie der Blitz stand er auf, Gesicht und Nacken gerötet", sagt Elliott, der dabei war, und erklärte, die Auffassung der Engländer von Recht und Gerechtigkeit würde niemals eine solche Schlächterei zulassen. Da sprang Präsident Roosevelt in die Bresche und sagte, er wolle einen Kompromiß vorschlagen. Statt alle fünfzigtausend hinzurichten, sagte er, „könnten wir uns vielleicht auf eine kleinere Anzahl einigen. Sagen wir auf neunundvierzigtausendfünfhundert!"

Alle Russen am Tisch brüllten vor Lachen. Auch die Amerikaner, die sich verpflichtet fühlten, das richtige Verständnis für den Humor ihres Präsidenten zu zeigen, stimmten in das Lachen ein. Der Premierminister jedoch, ebenso empört über Roosevelts Frivolität wie über Stalins Roheit, verließ das Zimmer. Dieser Scherz – oder war es vielleicht kein Scherz? – war ihm zu abstoßend.

Am nächsten Tage – es war Churchills 69. Geburtstag – wurden die

freundschaftlichen Umgangsformen wiederhergestellt. Seinen Höhepunkt bildete ein festliches Dinner, zu dem alle militärischen und zivilen Konferenzteilnehmer eingeladen waren. „Ich glaube, an die hundert Trinksprüche und Reden sind an diesem Abend gehalten worden", sagt General „Hap" Arnold in seinen Erinnerungen[294]. Wieder war Stalin durch Roosevelts unterwürfiges Benehmen in der Lage, teils durch sarkastische, teils durch hinterhältige Bemerkungen wertvolle Informationen zu sammeln, während er selbst nichts verriet. In seiner sanften, freundlichen Art schreibt General Arnold: „Ich bin mir nicht sicher, ob wir mit unseren Versuchen festzustellen, was die Russen vorhatten, ebensoviel Erfolg hatten wie sie mit ihren Erkundungen unserer Ziele."

In Wirklichkeit waren sich Roosevelt und Hopkins schon darüber klar. Die geheime Werbeschrift, die Harry auf der Konferenz in Quebec im vorigen August mit sich herumtrug, ließ keinen Zweifel. Nicht nur, daß Rußland „Europa beherrschen" sollte, die Vereinigten Staaten sollten es auch auf jede nur mögliche Weise unterstützen und begünstigen. Außerdem hatte bei Roosevelts Dinner zwei Abende zuvor Stalin bereits ganz klar geäußert, daß er vorhabe, sowohl Deutschland als auch Polen aufzuteilen.

Wohl aus diesem Grunde ging der Präsident am nächsten Tage vor der letzten Vollsitzung, in der die polnische Frage zur Sprache kommen sollte, zu einer vertraulichen Unterredung mit Stalin und Molotow. Hätte er ein Exemplar der Atlantikcharta dazu mitgenommen und die beiden Russen gebeten, sie noch einmal durchzulesen, so hätte er nicht nur ein Versprechen, sondern auch seine Pflicht erfüllt. Doch das war nicht seine Absicht. Er wollte gar nicht für die Polen eintreten; er wollte in eigener Sache plädieren. Er hielt es nämlich für notwendig, Stalin mit einigen Eigenarten der amerikanischen Innenpolitik bekanntzumachen, insbesondere damit, daß es sechs bis sieben Millionen Amerikaner polnischer Herkunft und weitere litauischen, lettischen und estischen Ursprungs gab, die alle das gleiche Stimmrecht hatten wie alle anderen Amerikaner[295]. Das bedeutete praktisch, daß alle Beschlüsse, die bei diesen Gruppen Ärgernis erregten, mindestens bis nach der Präsidentenwahl im Jahre 1944 geheim bleiben mußten. Stalin meinte, er verstünde diese Schwierigkeit. Zweifellos verstand er sie — trotzdem erzählte Roosevelt einige Monate danach höchst belustigt dem Premierminister der demokratischen polnischen Exilregierung Mikolajczyk, den er kurz vor den Wahlen mit seinen Schmeicheleien zu umgarnen suchte: „Wissen Sie, ich habe die Probleme unserer bevorstehenden Präsidentenwahl auch Stalin gegenüber erwähnt, aber so komisch das klingt, er verstand überhaupt nicht, wovon ich sprach[296]."

Roosevelt war nun, nachdem er Stalin orientiert hatte, in der Lage, sich mit anderen Dingen zu beschäftigen und nach der anderen Seite zu blicken, wenn Polen zur Schlachtbank geführt wurde — wobei jedoch öffentliche Verlautbarungen über diese Bluttat zu unterlassen waren, bis

er zum vierten Mal sicher in den Hafen der Präsidentschaft eingelaufen war.

Das Verhalten der Alliierten in diesem Kriege Polen gegenüber war für sie eine Art Anstandsprobe. Die Engländer hatten ihre Kriegserklärung an Deutschland 1939 mit Hitlers Verletzung der polnischen Grenzen begründet. Die territoriale Unversehrtheit Polens war also die moralische Rechtfertigung des Kriegseintrittes. Der Krieg mußte zu einem ungeheuerlichen internationalen Betrug entarten, falls die Alliierten selbst eine neuerliche Vergewaltigung des unglücklichen Polens guthießen. Doch genau das geschah!

Dabei ist es wichtig, die Hintergründe der Teheraner Besprechungen zu kennen. Im vorhergehenden April hatte Stalin die Beziehungen zu der polnischen Exilregierung in London abgebrochen, weil diese das Internationale Rote Kreuz ersucht hatte, Untersuchungen über die Mordtat von Katyn anzustellen. Die Deutschen hatten bekanntgegeben, daß im Walde bei Katyn die Leichen von fünfzehntausend von den Russen niedergemetzelten polnischen Offizieren gefunden worden seien. Stalin tobte bei dem Gedanken einer Untersuchung durch das Rote Kreuz und verlangte, die Londoner Polen sollten diese Behauptung dementieren. Wenn sie es nicht täten, lehne er alle weiteren Beziehungen zu ihnen ab.

Premierminister Mikolajczyk erkannte, daß die Zukunft Polens auf dem Spiel stand und bemühte sich, die Unterstützung der Amerikaner und Engländer bei dem bevorstehenden Ringen um Freiheit zu bekommen. Er hoffte, seinen Fall Präsident Roosevelt vortragen zu können, ehe dieser mit Stalin zusammenkam, und bot ihm an, nach Nordafrika zu kommen, um mit ihm auf dem Wege nach Teheran zu sprechen. Roosevelt war ihm schon mehrfach ausgewichen und wollte auch jetzt keine Verabredung mit ihm treffen. Schließlich brachte ein dringendes Telegramm von Mikolajczyk nach Kairo ihm eine Antwort Roosevelts über den amerikanischen Geschäftsträger. Darin bat der Präsident den Premierminister Mikolajczyk, überzeugt zu sein, daß er die polnische Frage eingehend studiert habe und durchaus in der Lage sei, den Fall Polens bei der Konferenz mit Stalin vorzutragen[297].

Als jedoch auf der letzten Plenarsitzung der Fall Polen behandelt wurde, beteiligte sich Roosevelt nicht daran[298]. Auch äußerte er mit keiner Silbe seine entrüstete Mißbilligung des Absatzes, der die Zerstückelung Polens vorsah. Stalin kam mit einem fertigen Plan heraus: Ostdeutschland bis zur Oder sollte den Deutschen weggenommen und den Polen gegeben werden, und die Osthälfte Polens, die Stalin 1939 besetzt hatte, als er gemeinsame Sache mit Hitler machte, sollte an die Sowjetunion fallen. Für Churchill war das eine bittere Pille. Doch da Roosevelt ihn im Stich ließ, war er allein nicht in der Lage, sich gegen den räuberischen Diktator durchzusetzen. Das so entstandene Abkommen war ein schamloser Betrug am

polnischen Volk und eine eklatante Verletzung der Atlantikcharta, blieb jedoch geheim, bis es nach über einem Jahr in Jalta kaum abgeändert wurde. Doch die Geschichte weiß, daß in der russischen Botschaft in Teheran an jenem Nachmittag des 1. Dezember 1943 die polnische Republik von einem Russen, einem Engländer und einem Amerikaner insgeheim aufgeteilt wurde. Achtundvierzig Prozent sollten von Polen abgetrennt werden und an Rußland fallen[299].

Kein Pole war zugegen. Vom Willen des Volkes, von einer Volksabstimmung, von Gerechtigkeit, Entschädigungen der Bewohner, von juristischen und moralischen Gesichtspunkten war keine Rede. Es war ein reines Gebot der Macht. Roosevelt rührte keinen Finger, um es zu verhindern, und muß der stillschweigenden Einwilligung schuldig gesprochen werden. Liest man Churchills Memoiren, so ist man erschrocken, mit welcher Gleichgültigkeit, ja Gefühllosigkeit diese Großmoguln des 20. Jahrhunderts das Schlachtbeil führten. Mit altehrwürdigen Städten ging man um, als handelte es sich um eine nicht mehr abbauwürdige Kiesgrube. „Ich wollte wegen Lwow kein großes Gerede anfangen", sagte Roosevelt und „dann sagte Stalin, die Russen möchten gern den eisfreien Hafen von Königsberg haben."

Der über große Macht verfügende Mensch ist, will uns scheinen, unverbesserlich. Mit dem Munde täuscht er Tugendhaftigkeit und Erbarmen vor, und die leichtgläubige Welt hört ihm zu, ja, glaubt ihm sogar, doch dann kommt mit der Zeit je nach Umwelt und Laune wieder seine angeborene Ruchlosigkeit zum Vorschein. So wenigstens geschah es in Teheran.

Es war schon spät am Nachmittag, als man mit der Verstümmelung Polens fertig war. Da fragte Stalin: „Sind noch andere Fragen da?" Präsident Roosevelt wußte, es gab noch etwas, das Stalin besonders am Herzen lag: die dauernde Entmachtung Deutschlands. Verbindlich erwiderte er daher: „Da ist noch die Frage Deutschland[300]." Stalin war sofort bereit. Deutschland, sagte er, würde er gern aufgeteilt sehen. Wie ein Echo kam aus dem Munde des Präsidenten alsbaldige Zustimmung.

Tatsächlich hielt Roosevelt schon einen fertigen Vorschlag bereit, den er jedoch Churchill noch nicht gezeigt hatte. Er lege ihn, sagte er, als Diskussionsgrundlage auf den Tisch. Der Plan sah vor, das deutsche Volk in fünf getrennte, autonome Staaten zu spalten: Preußen ohne seinen östlichen Teil; Hannover und den Nordwesten; Sachsen und das Gebiet um Leipzig; Hessen-Darmstadt, Hessen-Kassel und den Sektor südlich des Rheines; schließlich Bayern zusammen mit Württemberg und Baden. Das Boshafteste an dem Plan aber war, daß Deutschland seine reichsten Industriegebiete — das Ruhrgebiet, das Saargebiet, der Hamburger Hafen, der Nordostsee-Kanal — einfach weggenommen und den Vereinten Nationen unterstellt werden sollten. Kein Plan war wohl besser geeignet, Deutschland als größeren Staat von der Landkarte zu streichen, Europa

zu „balkanisieren“ und den Russen die Übernahme der Herrschaft zu erleichtern.

Als Roosevelt diesen phantastischen Plan zu erläutern begann, warf Stalin grinsend die Bemerkung ein, Churchill höre wohl nicht zu, weil er gegen eine Aufteilung Deutschlands sei. Doch Churchill hörte sehr gut zu; aber was er hörte, machte ihn schwindlig. Jetzt riß er sich zusammen und erwiderte: „Wenn ich eine Redewendung der amerikanischen Umgangssprache benützen darf, möchte ich sagen, daß der Präsident den Mund recht voll genommen hat.“

Churchill war Historiker genug, um sich klar zu sein, daß Roosevelts Vorschlag Mitteleuropa zu einer ständig eiternden Wunde machen würde. Wenn er auch für eine strenge Behandlung Preußens war, so liefen seine Gedanken darauf hinaus, das übrige Deutschland mit einer Donaukonföderation zu verschmelzen, um auf diese Weise im Herzen Europas einen großen Pufferstaat unter deutscher Führung zu schaffen. Dies, glaubte er, werden dem Frieden dienlicher sein. Natürlich dachte er dabei an die Rote Gefahr. Das sprach er allerdings nicht aus, aber zweifellos wußte Stalin, was er dachte.

Der „Bissen“ des Präsidenten wurde eine Weile lang durchgekaut, wobei Stalin ihn begrüßte, Churchill sich dagegen sträubte und Roosevelt allem, was Stalin sagte, lebhaft zustimmte. Die Russen hatten unausgesprochen noch einen besonderen Grund zur Freude. Es paßte gut zu ihren Zukunftsplänen, daß die Deutschen die Vereinigten Staaten für den Totengräber Deutschlands hielten; und Roosevelts alberne Eilfertigkeit, mit der er in Teheran die Initiative zum Vorschlag eines Haßfriedens ergriff, bedeutete für die kommunistische Propaganda in den entscheidenden kommenden Jahren einen großen politischen Vorteil.

Zunächst kam es jedoch zu keiner Entscheidung darüber. Die Frage wurde zu Churchills Erleichterung an den Beratenden Europa-Ausschuß überwiesen. Das hinderte jedoch den Präsidenten nicht daran, an seinen vernichtenden Rachegedanken auch einem nach-hitlerischen Deutschland gegenüber festzuhalten und auf der zweiten Konferenz in Quebec im nächsten September mit einem noch rachsüchtigeren Plan herauszukommen.

Als Churchill seine Memoiren schrieb, beendete er das Kapitel über die Konferenz von Teheran mit den folgenden Worten, die zugleich eine reumütige Wehklage und eine Prophezeiung enthalten: „Die polnischen Grenzen bestehen nur noch dem Namen nach, und Polen liegt zitternd in den Klauen des russischen Kommunismus. Deutschland ist aufgeteilt worden, doch die neuen Grenzen sind entsetzlich ... Über dieses Trauerspiel kann man nur sagen: ‚*SO KANN ES NICHT BLEIBEN*‘.“

Haben wir die Bedeutung der Konferenz von Teheran übertrieben? Nun, immerhin stellte sie eine aufsehenerregende Begegnung von drei die

Masse ihres Volkes überragenden politischen Persönlichkeiten dar. Aber war sie historisch ebenso bedeutend wie beispielsweise die Unterredungen Alexanders I. von Rußland, Castlereaghs, Metternichs, Hardenbergs und Talleyrands in Wien nach dem Sturz Napoleons? Das Gleichgewicht der Kräfte, das sie 1815 herstellten, wirkte sich hundert Jahre lang bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges in ganz Europa günstig aus.

Vergleichen wir damit die Konferenz von Teheran, so gelangen wir unweigerlich zu dem Schluß, daß auch sie nicht nur von vorübergehendem Interesse war, weil sie sozusagen noch zu den Mißklängen des Zweiten Weltkrieges gehörte. Aber ihre Auswirkung war eine ganz andere: sie stellt ein Unglück von ungeheuren Ausmaßen dar; und Chester Wilmot drückt sich noch sehr gemäßigt aus, wenn er in seinem Buch ,*The Struggle for Europe*' schreibt: „Schon vor Teheran war es nicht mehr zu umgehen, daß die UdSSR die herrschende Macht in Osteuropa wurde, wenn man Deutschland zur ,Bedingungslosen Kapitulation' zwang; aber es war noch keineswegs unvermeidlich, daß sich der russische Einfluß bis tief nach Mitteleuropa und auf den Balkan ausdehnte. Nach Teheran aber wurde es fast zur Gewißheit, daß dies eintreten werde. Auf diese Weise bestimmte die Konferenz von Teheran nicht nur die militärische Kriegsführung des Jahres 1944, sie veränderte auch das politische Gleichgewicht im Nachkriegs-Europa zugunsten der Sowjetunion[301]."

Nach der Konferenz gab Roosevelt zu, daß er Stalin zunächst schwierig und steif gefunden habe und „persönlich nicht vorwärtsgekommen sei". Nach Washington zurückgekehrt, erzählte er Frances Perkins, daß er sich drei Tage lang bemüht habe, Stalin zum Lachen zu bringen, und erst Erfolg hatte, als er ihn „Onkel Joe" nannte[302]. Für einen extravertierten Menschen wie Roosevelt bedeutete das einen beträchtlichen Erfolg, auch wenn er den englischen Premierminister als Zielscheibe seiner Scherze benützen mußte, mit denen er schließlich „Onkel Joe" zum Lachen brachte. Er zog daraus den Schluß, daß Stalin „zugänglich" war, doch nach Roosevelts Auffassung war er einem Menschen erst „nähergekommen", wenn dieser ihm seine Zuneigung zeigte. In Stalins Fall war das Rezept sehr einfach: bei allen Fragen nahm er Partei für den Diktator und trat ihm auch nicht einmal entgegen.

Betrachten wir die Folgen der in Teheran gefällten Entscheidungen, so wird uns klar, daß von dieser Konferenz an die Führung der Ereignisse in Stalins Hände überging. Die Verantwortung dafür trifft in erster Linie Roosevelt. Seine psychologische Verwirrung war dabei so groß, daß er trotz Stalins Knüppeltaktik und seines Zynismus und trotz des schmutzigen Preises, den er, Roosevelt, bereit war zu zahlen, noch glauben konnte, er erkaufe sich dadurch ein Verhältnis, aus dem heraus echte Freundschaftsbeweise zu erwarten seien. Wir können nur annehmen, daß er entweder zu selbstgefällig war, um daran zu zweifeln, oder aber, daß er seine hohe

Stellung zu einem ungeheuerlichen Betrug ausnützte, als er nach seiner Rückkehr am Weihnachtsabend von Hyde Park aus über den Rundfunk zur ganzen Welt sprach und dabei über Stalin folgendes sagte: „Er ist ein Mann, der eine furchtbare, unbarmherzige Entschlossenheit mit einem handfesten Humor verbindet. Ich glaube, er verkörpert lebenswahr das Herz und die Seele Rußlands; und *ich glaube, wir werden sehr gut mit ihm und dem russischen Volke auskommen — wirklich sehr gut.*"

Niemand kannte das amerikanische Volk besser als Franklin D. Roosevelt. Seine Ausdrucksweise war in ihrer volkstümlichen, freundschaftlichen Art sorgfältig gewählt, um beim ganzen Volk den Eindruck zu erwecken, daß Stalin ein *„good fellow"* — ein netter Kerl — war, daher der „handfeste Humor", daß er ein vorbildlicher Herrscher war, der das tat, was sein Volk von ihm erwartete und daß die Ziele der Sowjetunion für die Zukunft durchaus mit den Idealen vereinbar waren, für die das amerikanische Volk, wie man ihm gesagt hatte, in diesem Kriege kämpfte. Diese wenigen Sätze enthielten also ein Gemisch von drei Unwahrheiten, doch mit der Stimme des Präsidenten der Vereinigten Staaten durch die Luft gesandt errangen sie fast überall Geltung. Der unausgesprochene Hinweis, der in seinen Worten lauerte, daß er, Roosevelt, in Teheran durch seine Geschicklichkeit den goldenen Schlüssel zur dauernden Freundschaft mit der Sowjetunion gefunden hatte, konnte ihm bei der bevorstehenden Wahlkampagne um seine vierte Präsidentschaftsperiode von ausschlaggebendem Nutzen sein, denn das amerikanische Volk wollte natürlich nicht auf die Dienste eines Abgesandten verzichten, der offenbar an den Konferenztischen der Welt so gewinnend auftrat. Nachdem er sich bereits in Kairo und Teheran insgeheim bloßgestellt, den Frieden und die Ruhe in Europa und Asien in Gefahr gebracht und in heimlicher Verschwörung die Atlantikcharta zerrissen hatte, um einen grausamen, machtgierigen Tyrannen zufriedenzustellen, der schon eine lange Reihe von Verbrechen auf dem Kerbholz hatte, erlaubte er sich jetzt, seine Landsleute, ja, in Wirklichkeit die ganze Welt, einzulullen, indem er ihnen ein trügerisches Sicherheitsgefühl vorgaukelte.

Für den Biographen, der sich in das Teheraner Zwischenspiel vertieft, enthält dieses eine Reihe trüber Erfahrungen. Das Ganze war in sittlicher Hinsicht so abstoßend und strategisch so widersinnig, daß die Märchenerzähler und Heiligsprecher Roosevelts in der Regel einer Darstellung ganz aus dem Wege gehen oder bestenfalls einen gekürzten Bericht davon geben, in dem alle anstößigen Stellen ausgemerzt sind. Dieses erste Zusammentreffen mit Stalin brachte in erschreckendem Maße die Schwächen zum Vorschein, die das Charakterbild des „bezaubernden" Roosevelt verdunkelten. Stalin, der kalt rechnende Spieler, merkte sich diese Schwächen und nahm sich vor, das nächste Mal aufs Ganze zu gehen. Auf Teheran folgte das

Desaster von Jalta mit seinen verheerenden Folgen mit der Unterbittlichkeit einer griechischen Tragödie.

Doch vorher sollte noch eine andere Konferenz der „Großen Zwei" stattfinden, wieder in der schönen kanadischen Stadt Quebec. Ihr gehen die Märchenerzähler und Heiligsprecher aus dem Wege wie der Pest. Denn hier sank Franklin D. Roosevelt nach fast einstimmigem Urteil aller, die erfuhren, was vorfiel, auf den tiefsten Stand der Narrheit, wenn nicht moralischer Verderbtheit herab.

KAPITEL 14

Die zweite Konferenz in Quebec

Wir wissen heute, daß Außenminister Hull und Kriegsminister Stimson entsetzt waren über das, was auf der zweiten Konferenz in Quebec im September 1944 geschah. Ihre „Bestürzung" – um Hulls eigenes Wort zu benützen – wurde jedoch damals vom Weißen Haus geheimgehalten, und schon sehr bald hielt man es für zweckmäßig, die Konferenz als ein weniger wichtiges Kriegsereignis in die Geschichte eingehen zu lassen. In Wirklichkeit war sie der Schauplatz eines der verdammenswertesten Mißgriffe, die Franklin D. Roosevelt in seiner ganzen Laufbahn begangen hat – ein Fehler, zu dem ihn ein Beamter seiner Regierung veranlaßte, der später vom F.B.I. als führendes Mitglied eines kommunistischen Spionage-Ringes in Washington entlarvt wurde. Dank der eifrigen Bemühungen Hulls und Stimsons gelang es zwar Roosevelt, sich noch einigermaßen aus der Sache herauszuziehen; doch hätte seine Quebecer Entscheidung Nachkriegsdeutschland fast ganz dem Kommunismus in die Hände gespielt.

Seit Teheran waren neun Monate verstrichen. Die Ereignisse waren mit schwindelerregender Schnelligkeit aufeinander gefolgt. In Quebec setzten sich die ‚Großen Zwei' mit der Überzeugung an den Verhandlungstisch, das der Krieg gewonnen war. *OVERLORD* hatte zu erstaunlichen Erfolgen geführt; die englischen und amerikanischen Armeen standen bereits an der Siegfriedlinie. Rußland hatte die deutschen Eindringlinge von seinem Boden vertrieben, und seine kampferfahrenen Armeen standen in Polen an der Weichsel. Es ging jetzt nicht mehr um den Sieg, sondern darum, was die sogenannten Alliierten aus ihrem Siege machen sollten.

In dieser berauschenden Atmosphäre verloren einige von Roosevelts engsten Beratern den Kopf. Zu ihnen gehörte auch Henry Morgenthau, der langjährige Finanzminister und ebenso wie der Präsident ein Abkömmling einer alten holländischen Einwandererfamilie. Henry Mor-

genthau hatte von Anfang an den zweiten Weltkrieg als eine Art Strafexpedition angesehen, um Hitler und die Deutschen für ihre Judenverfolgungen zu züchtigen. Er stand den einflußreichen, überwiegend New Yorker Kreisen nahe, die einen Rachefrieden forderten. Da Roosevelt mitten im Wahlkampf um seine vierte Präsidentschaftsperiode stand und New York, dessen Gouverneur sein Gegenkandidat Thomas Dewey war, bei der bevorstehenden Wahl eine entscheidende Stellung einnahm, war es für ihn im Augenblick innenpolitisch ratsam, besondere Rücksicht auf die Ansichten Henry Morgenthaus zur Schau zu tragen. Daher ließ er sich, als diese Kreise ihn baten, Morgenthau zur Teilnahme an der Quebecer Konferenz aufzufordern, dazu „überreden" und berief zum Erstaunen des ganzen Landes seinen Finanzminister nach Quebec.

Morgenthau, der selbst in Roosevelts Augen nicht als starker Mann und besondere Stütze der Regierung galt, war unter den Einfluß eines Volkswirtschaftlers im Finanzministerium namens Harry Dexter White geraten, dessen Eltern sich bei ihrer Einwanderung aus Rußland noch Weit nannten. White besaß eine unermüdliche Arbeitskraft und leichte Auffassungsgabe. Nachdem er auf der Harvard-Universität und im Lawrence College Volkswirtschaft gelehrt hatte, kam er 1934 in untergeordneter Stellung ins Finanzministerium. Auf der Ministerialleiter stieg er rasch empor, gewann schon zu Beginn des Krieges Morgenthaus Vertrauen und wurde mit einer Reihe wichtiger Aufträge betraut. Schließlich wurde er Stellvertreter des Ministers, was unter einem überwiegend repräsentativen Chef wie Morgenthau ein Posten war, von dem aus er in der ganzen Washingtoner Bürokratie Einfluß ausüben konnte. Am Vorabend der Konferenz von Quebec leitete er verantwortlich alle Maßnahmen des Finanzministeriums, die etwas mit der Außenpolitik zu tun hatten. Als schlauer Kopf, der er war, hatte er geistig leicht die Oberhand über seinen Minister gewonnen, und als dieser am 4. September 1944 beim Kriegsminister Stimson zu Abend speiste, um ihn bei dieser Gelegenheit mit seinem Plan für Nachkriegs-Deutschland bekanntzumachen, brachte er Harry Dexter White, der den Plan entworfen hatte, zum Dinner mit[303]. Stimson sah alsbald Schwierigkeiten voraus. Taxsächlich war dies der Anfang des heftigsten interministeriellen Kampfes in Stimsons Laufbahn.

Der Aufstieg von Harry Dexter White gehört zu den erstaunlichen Vorkommnissen, wie sie nur unter Roosevelt möglich waren. Dieser schlaue Fuchs, dessen Unterschrift vielen Leuten einen Posten in der Regierung und anderen einträgliche Beförderungen verschaffte, war ein Landesverräter! Am 8. November und erneut am 4. Dezember 1945, also nur reichlich ein Jahr nach der Konferenz in Quebec, übermittelte der F.B.I. dem Weißen Haus die Meldung, daß er ein Agent der Sowjetregierung war und zu der Gruppe um Silvermaster gehörte. Jahrelang

hatte er Rußland geheime Informationen geliefert[304]. Dann bezeichneten sowohl Elizabeth Bentley als auch Whittaker Chambers, beide bis dahin Kuriere des sowjetischen Nachrichtendienstes, White als einen ihrer Verbindungsleute. Während sein Fall noch untersucht wurde, starb er unter geheimnisvollen Begleitumständen. Nachträgliche Enthüllungen bestätigten jedoch den von ihm begangenen Landesverrat, so daß daran kein Zweifel besteht.

Dies war der Erfinder des sogenannten Morgenthau-Planes zur Umwandlung Deutschlands in Weideland, der auf der zweiten Konferenz in Quebec alles Bisherige überbot. Daß der Präsident der Vereinigten Staaten in diese durchsichtige Falle der Kommunisten fiel, beweist, mit welch unzurechnungsfähiger Verantwortungslosigkeit er in diesen letzten Kriegsmonaten die amerikanische Außenpolitik führte. Die gefügigen Schmeichler, die biographische Huldigungen für Roosevelt verfaßten, übergehen schlau dieses Ereignis, da sie wohl hoffen, es dadurch aus der Geschichte zu streichen. Auch Sherwood, der sich offenbar genötigt fühlt, es wenigstens zu erwähnen, macht nur eine flüchtige Anspielung auf den „berüchtigten" Morgenthau-Plan, erspart aber seinen Lesern eine Schilderung seines Inhaltes.

Morgenthau legte seinen Plan auf einer Sitzung am 6. September, an der auch Hull und Stimson teilnahmen, Präsident Roosevelt vor. Am 9. kamen die drei erneut mit Präsident Roosevelt zusammen. Am 11. sollte schon die Konferenz in Quebec beginnen. In diesen letzten paar Tagen kämpften Hull und Stimson auf der einen und Morgenthau auf der anderen Seite energisch um die Entscheidung des Präsidenten. Sowohl Hull als Stimson hielten Morgenthaus Vorschlag für barbarisch und unheilvoll und warnten den Präsidenten davor in überzeugenden Schriftsätzen.

Der Morgenthau-Plan lief, kurz gesagt, auf eine Plünderung, Beraubung und so gründliche Zerstörung Deutschlands hinaus, daß es für immer „in überwiegend dem Ackerbau und der Weidewirtschaft dienendes Land" verwandelt wurde. Hinsichtlich des Ruhrgebietes „und der es einrahmenden Industriegebiete" bis zu einem Gesamtareal von rund 80 000 Quadratkilometern hatte Morgenthau — oder in Wirklichkeit Harry Dexter White — geschrieben: „Dieses Gebiet sollte nicht nur von allen zur Zeit bestehenden Industriewerken entblößt, sondern darüber hinaus so geschwächt und kontrolliert werden, daß es in absehbarer Zeit nicht wieder zum Industriegebiet werden kann ... Alle nicht durch militärische Maßnahmen zerstörten Industrieanlagen nebst ihren Einrichtungen sollen entweder völlig demontiert, entfernt oder vollkommen zerstört, aus den Bergwerken sollen alle Einrichtungen entfernt und die Schächte gründlich unbrauchbar gemacht werden[305]."

Doch das war noch nicht alles. Eine noch teuflischere Bestrafung war

für die deutsche Bevölkerung und ihre Kinder vorgesehen. Erstens sollte eine Liste derjenigen Deutschen aufgestellt werden, die bei Festnahme und Identifizierung sofort zu erschießen waren. Zweitens sollte das ganze deutsche Volk auf einem so niedrigen Lebensstandard gehalten werden, daß es nur das nackte Leben fristen konnte.

Hull bezeichnete dies als „blinde Rache" — blind, weil „sie ganz Europa traf ... Die Empfehlung des Finanzministeriums, die deutschen Bergwerke zu vernichten, bedeutete für ganz Europa eine große Gefahr, denn verschiedene Länder waren für ihre Industrie auf die deutsche Kohle angewiesen[306]." Was den Vorschlag betraf, Deutschland in ein Weideland zu verwandeln, so erklärte Hull: „Siebzig Millionen Menschen können nicht innerhalb Deutschlands nur von der Landwirtschaft leben. Sie müßten entweder verhungern oder anderen Völkern zur Last fallen. Außerdem würde dieser Plan unter den Deutschen ewigen Haß entfachen; denn er würde sie alle — und ihre Kinder und Enkel dazu — für die Verbrechen eines Teiles von ihnen bestrafen. Ja, er würde nicht nur Deutschland, sondern fast ganz Europa bestrafen."

Stimson war entsetzt über den Gedanken, „das Zentrum eines der am höchsten industrialisierten Erdteile der Welt" in unproduktives „Gespensterland" zu verwandeln. „Ich kann nicht begreifen", sagte er zum Präsidenten, „was man sich davon verspricht, aus diesem Geschenk der Natur einen Trümmerhaufen zu machen[307]". Der Vorschlag, die deutsche Bevölkerung auf dem Stand des Existenzminimums zu halten, erschien ihm geradezu unmoralisch. „Das würde bedeuten", erklärte er, „daß man das deutsche Volk zu einem Leben in Knechtschaft verurteilt, aus dem ein Mensch, ob er auch noch so fleißig und tüchtig arbeitet, sich nicht befreien und seine wirtschaftliche Lage in der Welt nicht verbessern könnte."

Wie ein Komplott von so vormittelalterlicher Rachsucht von angeblich „liberalen" Staatsmännern des zwanzigsten Jahrhunderts überhaupt erwogen werden konnte, ist schwer zu verstehen. Auch die Leidenschaften des Krieges vermochten es in einem zivilisierten Zeitalter nicht von dem Vorwurf, grundschlecht zu sein, zu befreien. Harry Dexter White setzte sich selbstverständlich im Sinne seiner sowjetischen Auftraggeber für den Morgenthau-Plan ein, weil er die Wirtschaft Westeuropas vernichtet hätte. Denn das gehörte zum Programm des kämpferischen Kommunismus.

Dem Vorschlag lag aber noch ein anderer machiavellistischer Gedanke der Kommunisten zugrunde. Indem sie die Amerikaner und Engländer dazu verleiteten, sich als Väter dieses „katastrophalen Planes für Deutschland", wie Hull ihn nennt, zu bekennen, konnten diese Verschwörer dem deutschen Volk auf Jahre hinaus Haß und Abscheu gegen die westlichen Demokratien einimpfen. Moskau erhoffte sich dann eine

Massenbekehrung der Deutschen zum Kommunismus, weil er ihnen angesichts dieses Planes als das kleinere von zwei Übeln erscheinen mußte. Aus welcher Richtung man auch die Sache ansah, der Morgenthau-Plan konnte den Vereinigten Staaten nur Nachteile bringen.

Bei seinen Besprechungen mit Morgenthau, Hull und Stimson vor seiner Abreise nach Quebec blieb Präsident Roosevelt sehr zurückhaltend und vermied es offensichtlich, sich festzulegen. Allerdings verriet seine Bemerkung Stimson gegenüber, „die Deutschen könnten ja glücklich und in Frieden auch von Suppe aus Suppenküchen leben", die ganze Oberflächlichkeit seiner Einstellung. Tatsächlich war er bereits ein kranker Mann. Sherwood, der ihm kurz nach der Konferenz in Quebec im Weißen Haus begegnete, nachdem er ihn monatelang nicht gesehen hatte, war „erschrocken über sein Aussehen. Ich hatte schon gehört, daß er erheblich magerer geworden sei, doch hatte ich dieses fast verwüstete Gesicht nicht erwartet[308]." Auch Minister Stimson machte sich Sorgen wegen des körperlichen und geistigen Zustandes des Präsidenten. Am 11. September, dem Tage, an dem die Konferenz begann, schrieb er in sein Tagebuch: „Ich bin in großer Unruhe wegen des Gesundheitszustandes des Präsidenten ... Ich fürchte die Auswirkungen dieser anstrengenden Konferenz auf ihn ... Ich bin in ernster Sorge, daß er dorthin fährt ohne jede wirkliche Vorbereitung auf eine Lösung der schwierigen Frage, wie Deutschland behandelt werden soll. Soweit er es bei seinen Besprechungen mit uns hat erkennen lassen, hat er absolut keine Kenntnisse oder Erfahrungen über das außerordentlich schwierige Problem, das wir entscheiden sollen[309]."

Diese Eintragung in Minister Stimsons Tagebuch ist vielleicht – ohne übertreiben zu wollen – die scharfsinnigste Beobachtung, die während des ganzen Krieges zu Papier gebracht worden ist. Wie jeder, der über ethnographische und wirtschaftliche Fragen des europäischen Festlandes einigermaßen orientiert war, war er sich klar darüber, daß die deutsche Frage nach dem Kriege ebenso lebenswichtig sein werde wie zuvor, ja, vielleicht sogar noch wichtiger, und daß es sich als eine kostspielige Dummheit erweisen werde, wenn man sie entweder als nebensächlich oder gefühlsmäßig behandelte. Roosevelt schickte sich an, diese Frage zu entscheiden. Und in diesem Augenblick erfahren wir, daß ein Mitglied seines Kabinettes, das eben von vertraulichen Gesprächen im Weißen Haus kam, voller Sorge in sein privates Tagebuch schreibt, daß der Präsident „ohne jede wirkliche Vorbereitung" nach Quebec fährt und daß er „absolut keine Kenntnisse oder Erfahrungen" über das Problem hat.

Harry Dexter White dagegen war aufs Beste vorbereitet. Durch das rote Verräternetz hatte er seine Weisungen von Jacob Golos bekommen, einem hohen russischen Beamten in Amerika, der eine Anzahl

kommunistischer Zellen in der amerikanischen Regierung leitete und einer der geheimnisvollen Dirigenten von zwei Spionageringen war, die das Weiße Haus umgaben. Den Kommunisten, die zu dieser Organisation gehörten, war natürlich bekannt, daß Henry Morgenthau das schwache Rohr war, das sie für ihre Zwecke benützen konnten, und daß sein „Stellvertreter" White der richtige Mann für diese Aufgabe war.

Weder Hull noch Stimson war in Quebec dabei. Generale und Admirale waren in Mengen da, doch die Entscheidung lag schon längst wieder bei den Staatsmännern — sie konnten den Krieg noch verlängern und durch Ungeschicklichkeit den Frieden verpfuschen. Deutschland stand unmittelbar vor dem Zusammenbruch, und über Japan schrieb Admiral Leahy, der den Präsidenten nach Quebec begleitete, in sein Tagebuch: „Bereits Anfang September war Japan durch eine fast vollkommene See- und Luftblockade praktisch erledigt[310]."

In einem günstigen Augenblick legte Henry Morgenthau ein Blatt Papier mit den Hauptpunkten des Morgenthau-Planes Mr. Roosevelt vor. Der griff zur Feder und setzte sein „O. K. — F. D. R." darunter. Premierminister Churchill war anfangs ganz dagegen. Doch Morgenthau hatte zwei überzeugende Gründe zur Hand; sie waren von der Art, der ein Engländer in der Regel nur schwer widerstreben kann. Er wies darauf hin, daß England das ganze Ruhr-Geschäft Deutschlands, seine Eisen- und Stahlmärkte erben und für immer einen Konkurrenten loswerden könne. Und zweitens bot er England Kredite in Höhe von sechseinhalb Milliarden Dollar an.

Sowohl Hull als auch Stimson geben dies als Erklärung dafür an, daß es Morgenthau gelang, Churchill dazu zu verleiten, daß er den Plan auch paraphierte; und Churchill erklärt selbst in seinen Memoiren, er habe es nur getan, weil „der Präsident und Mr. Morgenthau, von denen wir so viel zu erbitten hatten, darauf bestanden". Doch dann wollte er mit dem Plan nichts mehr zu tun haben. Offenbar meinte er es schon in Quebec, als er seine Anfangsbuchstaben unter den Plan setzte, nicht ganz ehrlich, mindestens rechnete er nicht damit, daß ein so ungeheuerlicher Plan wie der, Deutschland zu Weideland zu machen, jemals durchgeführt werde. Aber er brauchte für sein Land dringend die sechs und eine halbe Milliarde Dollar und — er bekam sie.

Dieselben beiden Männer hatten vor drei Jahren ein ganz anderes Dokument zusammen unterzeichnet: die Atlantikcharta, nach der sich die Vereinigten Staaten und das Vereinigte Königreich bemühen wollten, „die Möglichkeit des Zugangs aller Staaten, großer und kleiner, Sieger und Besiegter, zu gleichen Bedingungen zum Welthandel und zu den Rohstoffen der Welt, welche für ihr wirtschaftliches Gedeihen gebraucht werden, zu fördern." Doch da beide, sowohl Roosevelt als Churchill, Opportunisten waren, ließen sie sich durch feierliche Worte,

selbst wenn es ihre eigenen waren, nicht festlegen. Die Atlantikcharta hatte damals ihrem Zweck gedient. Jetzt legten sie ihr nicht mehr Bedeutung bei als der Frage, ob es in Afghanistan geregnet hatte.

Als Henry Morgenthau nach der Konferenz wieder nach Washington kam, brüstete er sich Stimson und Hull gegenüber mit seinem Erfolg. „Er war“, schreibt Hull, „außer sich vor Begeisterung, was er alles erreicht hatte.“ Mit ihm kam Harry Dexter White. Hull wurde wütend. „Diese ganze Entwicklung in Quebec“, schreibt er, „hat mich, glaube ich, mehr aufgebracht als alles, was in meiner ganzen Zeit als Staatsminister passiert ist.“ Er ging ins Weiße Haus und sagte dem Präsidenten unverblümt, daß nach dem Morgenthau-Plan alles in Deutschland vernichtet werden solle außer dem Grund und Boden. Darauf aber könnten sich nur sechzig Prozent der deutschen Bevölkerung ernähren, und die übrigen vierzig Prozent müßten verhungern. Er sei überzeugt, fügte er hinzu, die Engländer hätten in Quebec dem Plan nur zugestimmt, um dadurch die sechseinhalb Milliarden Dollar zu bekommen, die Morgenthau ihnen hätte verführerisch vor den Augen baumeln lassen[311].

Als geschickter Seiltänzer, der er war, sagte Mr. Roosevelt in dieser Unterhaltung nur wenig, doch spitzte er die Ohren, als Hull andeutete, es könne ihm innenpolitisch schaden, wenn es jetzt mitten in der Wahlkampagne im ganzen Lande bekannt würde, daß er für so einen Plan eintrete. Rasch nahm er seine Zuflucht dazu, den Erstaunten zu spielen, und sagte zu Hull, er habe sich ja Morgenthaus Vorschlägen gegenüber überhaupt noch nicht festgelegt. „Tatsächlich“, schreibt Hull, „schien er sich über die verheerenden Auswirkungen der Denkschrift vom 15. September, unter die er sein O. K. gesetzt hatte, gar nicht klar zu sein[312].“

Hull schließt daraus, daß Roosevelt „den Sinn des Schriftstückes, dem er in Quebec zustimmte, nicht verstanden hatte.“ Das ist allerdings sehr fraglich und wird durch Churchills Bericht nicht bestätigt. Das Dokument, das die beiden paraphierten, war kurz, einfach und klar. Hull hatte wohl Roosevelts Bemerkung ihm gegenüber wieder einmal für bare Münze genommen — ein Fehler, in den der gutgläubige Außenminister öfter verfiel. Erschreckt durch die Gleichgültigkeit des Präsidenten glaubte Hull an eine unmittelbare Gefahr. Aus seinen Memoiren spricht seine Sorge: „Wenn der Morgenthau-Plan durchsickerte, was unvermeidlich war — und auch bald geschah —, so konnte dies zum Schluß noch zu erbittertem Widerstand der Deutschen führen, der Amerika Tausende von Menschenleben kosten konnte[313].“

Auf rätselhafte Weise bekam die Presse Wind von dem Plan. Sie reagierte feindlich, und viele Zeitungen griffen Morgenthau heftig an, aber auch den Präsidenten, weil er ihn, wie verlautete, unterstützte. Nur das kommunistische Blatt, der *Daily Worker*, war des Lobes voll. Mr. Roo-

sevelt wurde sich klar, daß er einen Fehler gemacht hatte, und sorgte zunächst einmal dafür, daß das eigentliche Dokument mit seinem O. K. und den Anfangsbuchstaben F. D. R. nicht in die Hand der Presse kommen konnte. Dann rief er erregt Minister Stimson an — der, „um seine Selbstachtung zu wahren", wie er sich ausdrückte, dem Präsidenten einen energischen Protest übersandt hatte — und fing an, Rückzieher zu machen. Er sagte zu Stimson, „er habe in Wirklichkeit gar nicht die Absicht, Deutschland zu einem reinen Agrarland zu machen", aber England sei „pleite" und er möchte ihm gern „mehr Geschäft" nach dem Kriege verschaffen[314]. Damit gab sich natürlich Stimson, der schließlich verstand, was er schwarz auf weiß gelesen hatte, nicht zufrieden.

Am 3. Oktober lunchte Stimson beim Präsidenten und brachte das Thema erneut zur Sprache. Roosevelt grinste, verzog das Gesicht wie ein ungezogener Junge und sagte, Henry Morgenthau habe einen ‚Schnitzer' gemacht. Dann redete er darauf los über Deutschland in einer Weise, von der er offenbar annahm, daß sie Stimson zufriedenstellte. Dieser hatte indessen den Eindruck, daß er „sehr abgespannt und gar nicht wohl" war und daß er anscheinend die Bedeutung des Schriftstückes, das er in Quebec paraphiert hatte, gar nicht kannte oder mindestens so tat. Schließlich las ihm Stimson erregt von dem Schriftstück selbst Wort für Wort vor: „Dieses Programm ... sieht vor, Deutschland in ein Land zu verwandeln, das seiner Art nach überwiegend als Agrar- und Weideland genutzt wird." Direkt unter diesen Worten stand der Satz „Der Premierminister und der Präsident haben diesem Programm ihre Zustimmung gegeben." Roosevelt und Churchill hatten zur Feder gegriffen und ihre Initialen zwei Finger breit unter diese Einverständniserklärung gesetzt. Nichts konnte klarer und ernster gemeint sein.

Obwohl Roosevelt dasselbe Thema bereits wenige Tage vorher mit Außenminister Hull behandelt hatte, tat er jetzt, als Stimson zu lesen aufhörte und ihn ansah, sehr erstaunt. Stimson schilderte diese unglaubliche schauspielerische Leistung wie folgt:

„Er war davon ehrlich überrascht und sagte, er habe keine Ahnung, wie er das habe paraphieren können; er müsse es augenscheinlich getan haben, ohne viel darüber nachzudenken[315]"

Das war der Mann, der sich an diesem kritischen Zeitpunkt als Repräsentant seines Landes bei internationalen Konferenzen für unentbehrlich hielt und zum vierten Mal für das Amt des Präsidenten kandidierte!

Die Folge der dringenden Vorstellungen von Hull und Stimson war, daß der Morgenthau-Plan vorübergehend beiseitegelegt wurde. Der Präsident verwarf ihn zwar nicht öffentlich, wie er ihn ja auch noch nicht bekanntgegeben hatte, doch am 20. Oktober ordnete er unter der Hand an, daß die Planung für die Behandlung Deutschlands im einzelnen zu-

nächst eingestellt werden sollte. Sorgfältig darauf bedacht, Morgenthau und seine politischen Freunde nicht vor den Kopf zu stoßen, ging er bei seinen Wahlreden in seiner eigenen Bindung nicht über das Versprechen hinaus, daß das deutsche Volk „nicht versklavt werden solle". Das Wort „versklavt" konnte sich jeder auslegen, wie er wollte.

Wie Hull befürchtete, hatte das Durchsickern des Planes in die Presse katastrophale Folgen. Erweckte doch das Bekanntwerden von Morgenthaus teuflischem Streich bei den Deutschen den Eindruck, daß Amerikaner und Engländer in ihrem Zerstörungswillen noch rachsüchtiger seien als die Russen. Und als Eisenhowers Soldaten gegen die Siegfriedlinie anstürmten, benutzte Goebbels den Morgenthau-Plan, um die Deutschen zum Widerstand bis zum letzten Mann aufzurufen. Diesem Ruf folgten sie noch weitere sieben schreckliche Monate lang — Monate, in denen die amerikanischen Flieger weitere Hunderte von deutschen Industrieanlagen, Fabriken, Städten und Dörfern dem Erdboden gleichmachten und in Brand warfen, zu deren Wiederaufbau man eines Tages die amerikanischen Steuerzahler zu Hilfe rufen würde, um das Gleichgewicht in Europa wiederherzustellen, das infolge einer ungeheuerlichen Fehlkalkulation „ihr Sieg" zerstört hatte.

Morgenthau bestand sogar weiter auf seinem Plan und schrieb 1945 mit Whites Hilfe ein Buch, in dem er ihn erläuterte. White erntete neue Lorbeeren und neuen Einfluß, indem er eine führende Rolle auf der Konferenz in Bretton Woods spielte, durch die der Welt-Währungs-Fonds geschaffen wurde, und er war schon als erster geschäftsführender Präsident des Fonds vorgesehen — da setzten die Enthüllungen des F.B.I. seiner Laufbahn ein Ende.

Tatsächlich vergiftete der Pesthauch des Morgenthau-Planes durch seine teilweise Durchführung, die ebenso verfehlt wie kostspielig und sinnlos war, noch etwa drei Jahre lang die Luft in Mitteleuropa. Harry Dexter Whites Einfluß auf Roosevelts Gedankengänge wirkte sich noch weiterhin aus, denn der Geist von Quebec war auch in Jalta ausschlaggebend, und der einmal entfesselte Strom des Hasses und der Zerstörungswut war schwer aufzuhalten.

Bis 1948 wurden nach einem Bericht der amerikanischen Militärregierung 767 Fabriken in der englischen, französischen und amerikanischen Zone demontiert und in die Siegerländer versandt, die meisten davon nach Rußland, einige nach England und Frankreich, aber keine in die Vereinigten Staaten[316]. Zur selben Zeit gaben die Vereinigten Staaten sechs Milliarden Dollar für Nahrungsmittel, Kleidung, Unterkunft und sonstige Versorgung der notleidenden besiegten Völker und der Scharen entwurzelter Vertriebener aus, die vor der Roten Armee nach Westen geflüchtet waren. Mit einer Hand zerstörten wir also Mitteleuropas Mittel, um sich selbst zu erhalten; mit der anderen Hand unterstützten

wir es auf Kosten der amerikanischen Steuerzahler. Dieses lächerliche Verfahren ging über Roosevelt auf Morgenthau und Harry Dexter White zurück. Die Regierung Truman brachte schließlich den Mut auf zu gestehen, daß dies selbstmörderisch war, und die Demontage kam 1949 knirschend zum Stillstand[317]. Von nun an leisteten wir Deutschland nicht nur Hilfe, um sich aus dem Schutt wieder zu erheben, bald sollte auch die Zeit kommen, wo wir es baten, sich wieder zu bewaffnen, und den Deutschen amerikanische Waffen in die Hand drückten.

Dies war, so lächerlich es auch klingt, die logische Folge. Sieht man sich nach mildernden Umständen um, wird man kaum welche finden, denn in dieser Kette der Ereignisse gibt es nichts Zufälliges, nichts Unberechenbares. Sie ist vielmehr in der Einstellung begründet, die im Weißen Haus bis zum Tode von Franklin D. Roosevelt herrschte und sich als überkommenes Vermächtnis verständlicherweise bis in die erste Regierungszeit seines Nachfolgers fortsetzte. Freilich hätte im Herbst 1944 Roosevelt jeden Reporter für wahnwitzig erklärt, der so verwegen gewesen wäre, ihn bei einer Pressekonferenz zu fragen, ob er es für möglich hielte, daß wir innerhalb von zehn Jahren die Grundlagen für eine neue deutsche Armee schaffen würden, damit sie uns helfe, Westeuropa vor einer drohenden Eroberung durch Rußland zu schützen. Hitler hatte das mehr als einmal prophezeit, Roosevelt aber hatte darüber jedesmal geschäumt vor Wut.

„Ein umsichtiger Mann sieht das Übel voraus", sagt die Bibel. Franklin D. Roosevelt war ganz davon in Anspruch genommen, in der Zukunft nach etwas Angenehmem Ausschau zu halten. Und wirklich, er sah es auch: es war seine Wiederwahl. Kein Präsident vor ihm war dreimal gewählt worden, geschweige denn viermal wie er. Er hatte diesmal das Glück, daß sein junger Gegenkandidat Thomas E. Dewey törichterweise hoffte, auf Grund der Losung „Es ist Zeit für eine Änderung!" gewählt zu werden, und ihn kaum angriff. Während sich unter Millionen Wählern Enttäuschung und das Gefühl verbreitete, sie würden um ihr Wahlrecht betrogen, brachte der mit allen Wassern gewaschene, alte Routinier es trotz seines schlechten Gesundheitszustandes und unter großmütigem Verzicht seiner Gegner auf eine öffentliche Debatte seiner zahlreichen diplomatischen Mißgriffe es im November 1944 noch einmal fertig, gewählt zu werden. Auf diese Weise konnte er seine erste und letzte Reise nach Rußland im Jahre 1945 wieder als Präsident antreten.

KAPITEL 15

Jalta

Franklin D. Roosevelts vierter Amtsantritt wurde am 20. Januar 1945 feierlich begangen, und schon drei Tage darauf schiffte sich der Präsident an Bord des Kreuzers *Quincy* ein. Seit Monaten war sein liebster Traum – nächst seiner Wiederwahl! – ein neues Liebestreffen mit „Onkel Joe", doch diesmal hatte ihm der Diktator zu verstehen gegeben, wenn der Präsident der Vereinigten Staaten ihn wiedersehen wolle, dann müsse er sich schon bis nach Rußland bemühen. Die nächste Konferenz werde auf dem Boden der Sowjetunion stattfinden oder überhaupt nicht.

Drei Jahre lang hatte General John R. Deane, der Leiter der amerikanischen Militärmission in Moskau, bis zum Übelwerden mit angesehen, wie Amerikaner, getreu den politischen Methoden des Weißen Hauses, den Russen die Stiefel leckten, aber dies ärgerte ihn mehr als alles andere. „Kein einziges Ereignis im Kriege hat mich mehr aufgebracht", schreibt er in *The Strange Alliance*, „als erleben zu müssen, wie der Präsident der Vereinigten Staaten vom Rollstuhl ins Auto oder Flugzeug gehoben, an Bord eines Schiffes und wieder an Land gebracht wurde und so um die halbe Welt reiste, nur um mit Joseph W. Stalin zusammenzukommen."

Alle Ratgeber des Präsidenten sprachen sich gegen die Reise aus – mit Ausnahme von Harry Hopkins[318]! Seiner Sache ganz sicher, dabei schlecht vorbereitet und wie in Teheran ohne strategischen Plan, nur von seiner alten fixen Idee getrieben, daß Stalin ihn „lieb haben" müsse, hörte er nicht auf sie und trat um einer prahlerischen Schaustellung persönlicher Macht und Eitelkeit willen eine Weltreise an, die seine letzte sein sollte. Die Konferenz in Jalta fand im Februar statt. Schon am 12. April starb Roosevelt.

Kurz bevor er nach Jalta abreiste, erhielt er noch im Weißen Hause eine Nachricht von größter Bedeutung. Kriegsminister Stimson und General Leslie R. Groves, der Leiter des ‚Manhattan-Projektes' – unter

diesem Decknamen wurde streng geheim die erste Atombombe entwickelt — teilten ihm mit, daß es „zu 99 Prozent sicher" sei, daß man mit der Atombombe Erfolg haben werde, daß sie ferner „wahrscheinlich im August fertig" und „äußerst wirksam" sein werde[319].

Hätten noch irgendwelche Zweifel daran bestanden, daß die Vereinigten Staaten ohne fremde Hilfe und ohne die japanischen Hauptinseln mit stürmender Hand erobern zu müssen, in der Lage waren, den Krieg mit Japan in kurzer Zeit zu beenden, so hätte diese Nachricht sie höchstwahrscheinlich zerstreut. Doch in Wirklichkeit hegten diejenigen, die am besten Bescheid wissen mußten, gar keine Zweifel, und Mr. Roosevelt wußte das. Sechs Monate vorher hatte er eine Reise nach Honolulu gemacht und dort am 27. und 28. Juli 1944 mehrere Stunden lang die Lage im Pazifik mit General Douglas MacArthur, der von Australien im Flugzeug hingekommen war, und Admiral Chester W. Nimitz, dem Befehlshaber der Seestreitkräfte im Pazifik, erörtert. MacArthur und Nimitz hatten ihm im Beisein von Admiral William D. Leahy versichert, daß „Japan ohne eine Landung auf den japanischen Hauptinseln, nur durch den Einsatz unserer See- und Luftmacht gezwungen werden konnte, unsere Kapitulationsbedingungen anzunehmen[320]." Seitdem war noch, was bis dahin von der japanischen Flotte übriggeblieben war, in der Schlacht im Leyte-Golf im Oktober vernichtet, die Philippinen zurückerobert worden, und B 29-Bomber belegten Japan von den Inseln Guam, Saipan und Formosa aus mit Bomben, so daß die Japaner bereits ihrerseits Friedensfühler ausgestreckt hatten.

Als jedoch Roosevelt dann nach Jalta fuhr, hielt er sich MacArthur und Nimitz möglichst fern, fragte sie nichts und sagte ihnen nichts. Angesichts des Programmes von Jalta erscheint es eigentlich unverständlich, daß er es unterließ, den Rat dieser beiden, am meisten dazu berufenen Männer einzuholen. Die einzig logische Erklärung dafür ist die, daß er schon wußte, was sie ihm raten würden, daß dies aber nicht zu seinen Plänen paßte und er daher ihre Ratschläge — so gewichtig sie auch sein mochten — nicht hören wollte. In diesem Stadium des Krieges hätte zur Sicherung der amerikanischen Belange im Fernen Osten selbst die primitivste Staatskunst versuchen müssen, die Sowjetunion nach Möglichkeit von einer Beteiligung am Krieg gegen Japan abzuhalten. Doch Roosevelt tat heimlich in Jalta genau das Gegenteil.

Millionen Worte sind schon über Jalta geschrieben worden. Doch war die Konferenz in Teheran in gewissem Sinne entscheidender als Jalta. Denn dort mischten Stalin und Roosevelt bereits die Karten, mit denen das Spiel in Jalta entschieden wurde. Als sie jedoch dann im Februar 1945 an der russischen Küste des Schwarzen Meeres zusammenkamen, faßten sie in der Schlußrunde so unmoralische Entschlüsse — wie die Einführung von Zwangsarbeit, die gewaltsame Zurückführung von

Flüchtlingen, die Vertreibung von Millionen von Menschen von Haus und Hof, den Bruch des Versprechens des Rechtes auf Selbstbestimmung und ähnliche Unmenschlichkeiten — daß Jalta mit jedem Jahre mehr zu einem Symbol internationaler Unanständigkeit geworden ist. Die zahllosen Versuche der Verehrer Roosevelts, ihn zu rechtfertigen und zu verhindern, daß das Ansehen ihres Idoles allzu sehr herabgesetzt wird, haben nur spärlichen, vorübergehenden Erfolg gehabt. Zu viel ist darüber bekannt. Dem Urteil der Geschichte kann er nicht entgehen.

Die Akten über Jalta, die das Außenministerium im März 1955 endlich freigab, sind zwar recht umfangreich, aber bereits „gesäubert". Zwei Historiker des Ministeriums, die an der Zusammenstellung arbeiteten, haben durchblicken lassen, daß man sie unter Druck gesetzt habe, die Protokolle zu „verniedlichen" und gewisse belastende Einzelheiten herauszustreichen, um die Regierung Roosevelt ‚abzuschirmen'[321]. Sir Winston Churchill sprach sich gegen eine Veröffentlichung überhaupt aus. Aber in einer oder der anderen Form ist die Geschichte von Jalta in ihren wesentlichen Teilen doch bekannt geworden. Wir haben darüber Aufzeichnungen von vier amerikanischen Teilnehmern — Edward R. Stettinius, James F. Byrnes, Admiral Leahy und Harry Hopkins — sowie die Protokolle von Charles Bohlen, die Memoiren Churchills, das Tagebuch Alan Brookes und andere Quellen, die sich gegenseitig ergänzen und so die wichtigsten Tatsachen unbestreitbar klarstellen. Keine Retusche kann das Bild mehr verändern.

Man hat mit einiger Berechtigung gesagt, als Woodrow Wilson nach dem ersten Weltkrieg den Saal der Friedenskonferenz in Versailles betrat, sei er ein Schaf unter Wölfen gewesen. Doch wenn Wilson auch manchmal etwas naiv sein mochte, so war er andererseits ein peinlich genau vorgehender Gelehrter und niemals oberflächlich. Roosevelt dagegen fuhr nach Jalta, als ginge er auf Urlaub. Tatsächlich schreibt Hopkins ganz offen in seinen Aufzeichnungen: „Ich war überzeugt, der Präsident werde wieder in Form kommen, wenn er zur Krim fuhr, einmal weil er die Gegend noch nicht kannte und sein abenteuerlicher Geist ihn ständig zu den ungewöhnlichsten Orten trieb, und zweitens, weil er sich, nachdem die Wahl vorüber war, nicht mehr ihretwegen aus politischen Gründen Sorgen zu machten brauchte[322]." Während die *Quincy* über den Atlantik fuhr, ruhte er die meiste Zeit. James F. Byrnes, der auch an Bord war, wunderte sich, daß er sich überhaupt nicht auf die bevorstehende Konferenz vorbereitete, obwohl stapelweise Akten und Unterlagen an Bord waren. Das beunruhigte Byrnes.

Vielleicht hat seine Krankheit dabei eine Rolle gespielt. Nach Stettinius befand sich der Präsident bereits in schlechtem Gesundheitszustand, als er am 20. Januar von der Freitreppe des Weißen Hauses aus seine Antrittsrede hielt. „An diesem Tage zitterten ihm nicht nur die

Hände, sondern der ganze Körper[323]." Dagegen fand ihn Stettinius, als das Schiff am 2. Februar in Malta einlief, „heiter, ruhig und gut erholt", oder er sagt es wenigstens in seinem Buch. Doch Admiral King sagte später zu Harry Hopkins, als er an diesem Tage an Bord der *Quincy* kam und den Präsidenten wiedersah, habe er eine erhebliche Verschlechterung seines Gesundheitszustandes seit seinem Amtsantritt bemerkt, was ihn sehr beunruhigt habe[324]. Gleichwohl versichert uns Sherwood, daß Mr. Roosevelt „heiter wie immer und freudig erregt ob der Aussicht auf neue Abenteuer war, als er von der *Quincy* an Land ging, um die weitere Reise im Flugzeug zurückzulegen."

Churchill hatte ihn schon in Malta erwartet. Transportflugzeuge trugen den Präsidenten und den Premierminister und ihr Gefolge von einigen siebenhundert Menschen durch die Luft über das Mittelmeer, die Türkei und das Schwarze Meer zum Flugplatz Saki auf der Krim. Roosevelt flog in seiner neuen luxuriösen viermotorigen Maschine, der ‚Heiligen Kuh', die mit einem Fahrstuhl ausgestattet war.

Das war freilich eine fürstliche Abenteuerreise. Doch ein Angehöriger der Dolmetschergruppe der US.-Marine in Jalta, der Roosevelt auf der Konferenz beobachten konnte und ihm bei einer Gelegenheit sogar selbst als russischer Dolmetscher diente, gehörte zu den Amerikanern, die ihren Unwillen nur mit Mühe unterdrückten. Er hatte das Empfinden, wie er uns erzählt, daß Präsident Roosevelt „nicht auf diese Konferenz gehörte". Seine laienhafte Diagnose war ganz einfach: „Er sah krank aus, und er handelte und sprach wie ein Kranker[325]."

Mrs. Anna Boettiger, die Tochter des Präsidenten, begleitete ihren Vater auf dieser Reise, ebenso Sarah Churchill und Mr. Harrimans Tochter Kaathleen. Daheim in Washington machte derweil Mrs. Eleanor Roosevelt emsig in Links-Politik. Der Präsident hatte aus reiner Laune nach der Wahl eine der ungewöhnlichsten Ernennungen ausgesprochen, die jemals den Senat zur Bestätigung zugingen: Henry A. Wallace sollte Handelsminister werden. Wallace hatte sich in so kompromittierende Beziehungen mit pro-kommunistischen Elementen im Lande eingelassen, daß auch innerhalb der Demokratischen Partei stärkster Widerspruch gegen seine Ernennung laut wurde. Das erregte Mrs. Roosevelt so, daß sie zwei dringende Funksprüche an ihren Mann auf der *Quincy* sandte, in denen sie ihm riet, welche Schritte er unternehmen sollte, um die Ernennung von Wallace beim Senat trotz aller Einwendungen durchzusetzen. Als Admiral Leahy 1950 seine Memoiren herausgab, hielt er sich für berechtigt, über diese vertrauliche Beobachtung zu sprechen, und bedauernd bemerkte er dazu, daß die Ansichten von Mrs. Roosevelt und Mr. Wallace „sich damals nicht sehr voneinander unterschieden" und daß sie ihm „etwa gleich undurchführbar" erschienen. Offensicht-

lich genügten fünftausend Meilen nicht, um Mr. Roosevelt außer Reichweite der unermüdlichen Ersten Dame des Landes zu bringen.

Zur Zarenzeit war Jalta ein beliebter Badeort des russischen Adels gewesen. Bewaldete Hänge ziehen sich vom Bergland der Krim bis hinunter an den Strand des Schwarzen Meeres. Präsident Roosevelt und seine Begleitung waren im Palais Livadavia untergebracht, der früheren Sommerresidenz Nikolaus II. Die Engländer wohnten in der Villa Worontschow im etwa dreißig Kilometer entfernten Alupka, und die Russen im dazwischen liegenden Palais Koreis, das einst dem Fürsten Jussupow gehörte. Churchill konnte diesmal nicht im Bademantel bei Roosevelt hereinschauen. Es war eine schwierige Fahrt mit mancherlei Umwegen von Alupka nach Livadavia; man mußte über Koreis fahren.

Überall war die NKWD, die sowjetische Geheimpolizei, zu sehen; sie stand unter dem persönlichen Kommando des berüchtigten Kommissars Beria, der nach Stalins Tod wegen seiner Grausamkeiten gebrandmarkt und hingerichtet wurde. Berias Aufgabe in Jalta war sicher recht anstrengend, aber keineswegs unerfreulich. So hatte er zum Beispiel Gelegenheit zu lustigem Beisammensein mit Roosevelt, Mrs. Boettiger, Außenminister Stettinius und anderen bei einem Dinner im russischen Hauptquartier, bei dem es zwanzig Gänge gab und fünfundvierzig Trinksprüche ausgebracht wurden[326]. Auch Andrej Wischinski, der gräßliche Ankläger bei den Liquidations- und Säuberungsprozessen, die Stalin in den Jahren 1935—39 veranstaltet hatte, und Wjatscheslaw Molotow, der mit Hitlers Außenminister v. Ribbentrop den ruchlosen Pakt geschlossen hatte, der den Beginn des zweiten Weltkrieges bezeichnete, ließen sich bei diesem Gelage voll Wodka laufen. Mr. Roosevelt aber fühlte in Gesellschaft von Marschall Stalin und der Herren Beria, Wischinski und Molotow ein so starkes Gefühl der Brüderlichkeit aus seinem Herzen hervorquellen, daß er einen besonders zuckersüßen Trinkspruch ausbrachte, in dem er die Stimmung bei diesem Dinner als ausgesprochen „familiär" bezeichnete.

Die Vollsitzungen der Konferenz wurden im Ballsaal des Palais Livadavia abgehalten. Die Eigentümer des Palais hatten gewechselt, seit die Romanows es gebaut hatten, aber unterschieden sich die Ziele und Bestrebungen der neuen Besitzer wirklich so sehr von denen ihrer früheren Herren? Wilmot sagt, der einzige bemerkenswerte Unterschied sei der, daß die Männer, die heute den Auftrag des Schicksals an das Kaiserliche Rußland zu erfüllen suchten, rücksichtsloser und mächtiger seien. Elliott Roosevelt erzählt von leidenschaftlichen Reden seines Vaters im kleinen Kreise gegen den englischen „Kolonialismus"; doch dafür, daß er Befürchtungen oder Mißbilligung dem internationalen Kommunismus gegenüber geäußert hätte, fehlt jede Andeutung. Tatsächlich



Jalta



Potsdam

erscheint unter den handelnden Personen von Elliotts Buch *'As He Saw It'* Churchill als größerer Bösewicht denn Stalin, ja, dies ist geradezu das Leitmotiv des Buches. Stalin geht daraus unversehrt als Held hervor, während Churchills Ruf erheblich an Glanz verliert.

Dies ist wichtig für das Verständnis der Konferenz von Jalta. Präsident Roosevelt und selbstverständlich auch Harry Hopkins hielten unerschütterlich an dem Komplex fest, daß die Rußland regierenden Bolschewiken den besten Willen hätten und daß ihre für jedermann offen zutage liegenden Expansionsbestrebungen nichts Schlimmes für Europa und die übrige Welt bedeuteten. Ob nun dies ihre aufrichtige Überzeugung war, zu der sie durch Nachdenken gelangt waren, oder eine eigentümliche Geistesverwirrung, wie Wilmot es nennt, oder reine Heuchelei, das mögen Psychoanalytiker Freud'scher Prägung enträtseln. Soviel steht jedoch fest, daß diese beiden Männer wußten, daß die Sowjetunion auf dem besten Wege war, die „herrschende" Macht in Europa zu werden, und daß sie diese Entwicklung vollkommen billigten; denn dies war, wie wir gesehen haben, bereits 1943 auf der ersten Konferenz in Quebec schwarz auf weiß zu lesen.

Während des ganzen Krieges stellte sich Roosevelt bewußt blind, wenn irgendein den Ruf Rußlands herabsetzender Umstand auftauchte. So hatte er im April 1943 nur spöttisch gelacht, als im John Franklin Carter einen Sonderbericht des Nachrichtendienstes vorlegte, der den Russen die Schuld an der Ermordung von fünfzehntausend polnischen Offizieren im Walde von Katyn zuschrieb; und im Mai 1944 hatte er sein schärfstes Mißfallen bekundet, als der frühere Gouverneur von Pennsylvania George H. Earle, der Gesandter in Österreich, Bulgarien und der Türkei gewesen war, dem Weißen Haus Dokumente und Photos überbrachte, welche die Schuld der Russen an dieser kaltblütigen Greueltat bestätigten. Noch am 24. März 1945, zwei Wochen vor seinem Tode, schrieb Roosevelt einen Brief an Earle, der damals als Korvettenkapitän bei der Marine Dienst tat, in dem er ihm ausdrücklich verbot, einen Artikel zu veröffentlichen, in dem stand, Rußland sei eine größere Gefahr als Nazi-Deutschland. Den Artikel ließ er verschwinden und Earle nach Samoa versetzen[327].

Die pro-russische Einstellung in Washington — gegen die so schwer anzukommen war, weil der Präsident selbst, seine Frau und sein intimster Freund sie mit allen Mitteln unterstützten, ärgerte viele, unter anderen auch den Marineminister James Forrestal. Aus seinem Tagebuch geht hervor, daß er im September 1944 einem Freund geschrieben hatte: „Wenn ein Amerikaner vorschlägt, wir sollten in Übereinstimmung mit unseren eigenen Interessen handeln, so wird er wahrscheinlich sofort als Faschist oder Imperialist verschrien; erklärt dagegen Onkel Joe, er brauche die baltischen Provinzen, halb Polen, ganz Bessarabien

und einen Zugang zum Mittelmeer, so sind sich alle Leute in Washington darüber einig, daß er ein netter, offener und anständiger, kurz und gut, ein prachtvoller Bursche ist." Mit der gleichen Einstellung flog Roosevelt nach Jalta.

Selbstverständlich flog auch Harry Hopkins mit. Doch Harry war gesundheitlich nicht in Ordnung und mußte einigen Festen fernbleiben. Der Präsident aber fragte ihn in allen Dingen um Rat; und Harry spornte ihn mit kurzen, rasch auf einen Zettel gekritzelten Bemerkungen an, wenn er am Konferenztisch saß.

Hopkins' Ansicht über das Ursprungsland des Kommunismus war ein wirres Durcheinander unsinniger Ideen. Ihm fehlte jede Sachlichkeit, seine Worte machten einen kindlichen Eindruck. Bis zu seinem Tode ein Jahr nach Jalta hielt er seine Fata Morgana von Rußland für strahlende Wirklichkeit. Man sollte es nicht für möglich halten, daß noch im August 1945 ein Mensch, der auch nur einigermaßen im Bilde war, Folgendes schrieb: „Wir wissen oder glauben, daß Rußlands Interessen, soweit wir sie vorhersehen können, keine Gelegenheit zu größeren Meinungsverschiedenheiten mit uns in der Außenpolitik bieten." Deutschland hatte im Mai kapituliert, Stalin hatte, noch ehe die Tinte trocken war, seine in Jalta gegebenen Versprechen gebrochen; und der finstere Schatten einer neuen, schrecklichen Tyrannei hatte sich über Osteuropa ausgebreitet. Trotzdem diktierte der Mann, der jahrelang der vertrauteste Berater des Präsidenten der Vereinigten Staaten gewesen war, diesen handgreiflichen Unsinn seiner Stenotypistin[328]. Und von den russischen Menschen, die, seit achtundzwanzig Jahren von den Bolschewisten narkotisiert, in ihrer ganzen Geschichte keine freiheitlichen Überlieferungen und keine Erfahrungen mit Demokratie besaßen, sagte er, „sie denken und handeln ganz so wie wir." Von jedem Studenten im ersten Semester hätte man mehr Einsicht verlangt!

Ein neues Gesicht bei der amerikanischen Delegation war das von James F. Byrnes. Er hatte sein Amt beim Obersten Gerichtshof niedergelegt, um sich beim Kriegseinsatz zu betätigen, und war Leiter des Mobilmachungsamtes, als der Präsident ihn einlud, „an diesem Ausflug nach der Krim teilzunehmen". Was das Ergebnis angeht, so hätte er ebenso gut daheimbleiben können, und tatsächlich wurde er auch schon vor dem wichtigen letzten Konferenztage, an dem die Abkommen entworfen und unterzeichnet wurden, nach Hause geschickt.

Über viele Dinge, die in Jalta passierten, hielt man Byrnes im Dunkeln. Zwar macht er in seinem Buch *‚Speaking frankly'* einen schüchternen Versuch, seinen alten Chef — wohl aus Dankbarkeit für die hohen Posten, mit denen Roosevelt ihn ausgezeichnet hatte — aus dem Schmutz zu ziehen; auf der anderen Seite gibt er sich jedoch alle Mühe, sich von schimpflichen Dingen zu distanzieren. So weiß er zum Beispiel

nichts von dem Abkommen, durch das die Zwangsarbeit gutgeheißen wurde. Dieser Rückfall in die Barbarei längst vergangener Zeiten wurde in seiner Anwesenheit nicht erörtert. „Hätte ich davon erfahren", schreibt er, „so hätte ich den Präsidenten gedrängt, sich der Aufnahme irgendeiner Bestimmung in das Protokoll zu widersetzen, welche die Verwendung größerer Menschengruppen als Zwangsarbeiter oder Sklaven vorsah." Auch in das Geheimabkommen weihte man ihn nicht ein, in dem Rußland durch die Zusicherung japanischen und chinesischen Gebietes bestochen wurde, sich am Pazifikkrieg zu beteiligen. „Als der Präsident zurückkam, erwähnte er es mir gegenüber nicht, und das Protokoll blieb in seinem Panzerschrank im Weißen Haus eingeschlossen."

Noch ein weiteres neues Gesicht gab es in Jalta. Es war das gutgeschnittene Gesicht des neuen Außenministers Edward R. Stettinius. Leider wird Mr. Stettinius, der die Stellung nicht sehr lange bekleidete, nicht als einer der starken Inhaber dieses Amtes in die Geschichte eingehen. Tatsächlich hatte Hopkins, wie Sherwood berichtet, seine Ernennung ja gerade aus dem Grunde angeregt, weil er eine willfährige Null sein würde. Byrnes hatte man übergangen, da Roosevelt – mit Hopkins zur Seite – sein eigener Außenminster sein wollte und man es für unwahrscheinlich hielt, daß Byrnes zu der Rolle „eines reinen Sprachrohres" paßte[329].

Drei „Experten" des Außenministeriums – H. Freeman Mathews, Alger Hiss und Wilder Foote – waren als Begleiter des Außenministers bestimmt worden. Whittaker Chambers hatte versucht, die Regierung vor Alger Hiss zu warnen – doch vergebens[330]. Alger Hiss selbst sagte unter Eid vor einem Ausschuß des Kongresses aus, daß „es eine zutreffende und nicht unbescheidene Behauptung sei, wenn er sagte, daß er bis zu einem gewissen Grade das Jaltaer Abkommen zu formulieren geholfen habe." Das traf tatsächlich zu[331]. Einige seiner mit der Hand geschriebenen Zettel gingen während der Konferenz in Jalta zwischen Präsident Roosevelt und ihm hin und her[332]. Bei den Plenarsitzungen saßen die drei Staatsoberhäupter und ihre hohen Beamten um einen großen runden Tisch – und Alger Hiss saß mit Harry Hopkins hinter Präsident Roosevelt[333].

Auf dem Wege nach Jalta machte Außenminister Stettinius mit Hiss, Mathews und Foote einen kleinen Abstecher. Angelockt durch das herrliche Winterklima Nordafrikas flogen sie von den Azoren nach Marrakesch in Marokko, wo die prächtige Villa Taylor zu ihrer Verfügung stand. Dort besprachen sie miteinander alle Fragen, die in Jalta auftauchen konnten, und beschlossen, was sie Präsident Roosevelt für Lösungen empfehlen wollten. Die Behandlung Deutschlands, die Grenzen Polens, die Zukunft der Balkanstaaten, die Überprüfung der türkischen Beherrschung der Dardanellen, um den Russen einen Zugang zum Mit-

telmeer zu verschaffen, die Aufnahme von Kommunisten in die Koalitionsregierung Chinas — alle diese Themen wurden im warmen Sonnenschein untersucht und knappe, prägnante Antworten für Präsident Roosevelt aufgeschrieben. Nach vier, der Weltverbesserung gewidmeten Tagen flogen sie nach Neapel, um sich dort vor dem Weiterflug nach Jalta mit Harry Hopkins zu treffen. Schließlich flickte man nicht am Schicksal der Menschheit herum, ohne seine Entschlüsse ab und zu mit Harry Hopkins abzustimmen. So unterwiesen, mit den Ratschlägen von Alger Hiss und Harry Hopkins noch im Ohr, wurde der Neuling Stettinius nunmehr als genügend vorbereitet angesehen, um seine Rolle als Gegenspieler des erfahrenen und gerissenen russischen Außenministers Wjatscheslaw Molotow anzutreten. Es bestand nicht die Absicht, ihn allzu viel sagen zu lassen, aber wenigstens sollte er nichts Falsches sagen. Man hatte daher seine Platte sorgfältig besprochen.

Es hat nicht an geflissentlichen Versuchen gefehlt, die Konferenz von dem Schmutzfleck, der mit dem Namen Hiss verbunden ist, zu reinigen. Seine Zettel werden immer noch geheimgehalten, und wenn man die Veröffentlichungen des Außenministeriums liest, könnte man glauben, Hiss wäre nur in Jalta gewesen, um dem Minister die Aktentasche zu tragen. Das ginge natürlich weit an der Wahrheit vorbei. Byrnes hat beobachtet, daß er im Konferenzsaal „wiederholt von Mr. Hopkins und Mr. Stettinius um seine Ansicht befragt wurde." „Hiss leistete während der ganzen Konferenz in Jalta Ausgezeichnetes", schreibt Stettinius. Wäre Hiss wirklich nur eine Art Diener gewesen, so hätte ihm sein Minister wohl kaum dieses Kompliment gemacht. Im übrigen war seine Leistung wirklich gut — wenigstens die schauspielerische.

Auf der Bühne von Jalta spielte natürlich Stalin die Hauptrolle. Er war der „Star". Am Konferenztisch war er zugleich grob und spitzfindig. Als Gastgeber überschüttete er seine dafür sehr empfänglichen Gäste mit verschwenderischen Aufmerksamkeiten, so daß Churchill nach Hause telegraphierte: „Üppigkeit der Russen übersteigt jede Vorstellung." Bei einer Gelegenheit sagte jemand, ohne sich viel dabei zu denken, im Cocktail fehle noch ein Stückchen Zitronenschale. Am nächsten Tage stand im Saal ein Zitronenbaum voller Früchte, den man im Flugzeug von weither gebracht hatte. Von Anfang an wie durch einen Magneten zur Gegenpartei hingezogen, bot Roosevelt ein Bild, das man nur als kläglich bezeichnen kann — dieser dahinwelkende Präsident, der langsam aus diesem irdischen Leben entschwebte, der in allen Fragen überspielt und überlistet wurde, der bedeutungslose stereotype Wendungen im Munde führte und von Komplimenten vor dem Diktator geradezu triefte.

Und wie sah der Gastgeber von Jalta selber aus? „Er hat ein unangenehm kaltes, listiges und grausames Gesicht", schrieb Alan Brooke in

sein Tagebuch, „und sooft ich ihn anschaue, kann ich mir vorstellen, daß er Menschen in den Tod schickt, ohne mit der Wimper zu zucken. Andererseits besitzt er zweifellos einen gescheiten Kopf."

Sicher ist es übertrieben, die Konferenz in Jalta „eins der größten Saufgelage, das ich je sah",[334] zu nennen, wie es einer der amerikanischen Dolmetscher tat, der mehrfach beobachtete, wie man einen Teilnehmer völlig betrunken aus dem Saal bringen mußte. Man kann jedoch nicht bestreiten, daß der Alkohol dabei eine große Rolle spielte. Stalin, ja, auch Molotow und die russischen Generale und Kommissare mit ihren vierkantigen Gesichtern und kurzgeschorenen Köpfen konnten, wenn es ihren Zwecken diente, sogar zu den Engländern herzlich sein, denen sie jedoch in der Regel mit Zurückhaltung begegneten. Jedenfalls waren sie geübtere Wodka- und Champagnertrinker als ihre englischen und amerikanischen Gäste, die nach allen Berichten mit dem Mut der Verzweiflung zu den Festen dieser acht Tage dauernden Saturnalien gingen – wenn dies auch bei so rauhen Wettbewerbssitten nicht ausreichte.

Die bei diesen Gelegenheiten von Churchill und Roosevelt ausgebrachten Trinksprüche waren langatmige, an sich nichtssagende Reden, Churchills peinlich genau ausgefeilt, Roosevelts beunruhigend vom Thema abschweifend. Stalin erkannte sehr bald, daß die Amerikaner nach dem Vorbild ihres Präsidenten bereit waren, jedes seiner Worte zu verschlingen und ihm zu schmeicheln. Selbstverständlich suchte er ihre Leichtgläubigkeit auszunützen. Verschlagen und ins Gesicht hinein liebenswürdig war er ein Meister in der Kunst der Kommunisten, besonderen Nachdruck auf eine Behauptung zu legen, die in Wirklichkeit gar nicht der Wahrheit entsprach. „Ich bin ein alter Mann, darum rede ich so viel", sagte er lächelnd bei dem Dinner am 8. Februar im Jussupow'schen Palais. „Doch ich möchte auf unser Bündnis trinken ... Ich kenne in der Geschichte der Diplomatie kein so enges Bündnis ... In einem Bündnis sollten die Verbündeten einander nicht betrügen. Wäre das zu naiv? Erfahrene Diplomaten werden vielleicht sagen: ‚Warum sollte ich meinen Verbündeten nicht betrügen?' Aber als einfacher, ungekünstelter Mensch denke ich, es ist das Beste, meinen Verbündeten nicht zu betrügen, auch wenn er ein Tor ist." Dabei hätte keiner am Tisch daran gezweifelt, daß Stalin sich ebensogut mit dem Teufel verbinden würde wie mit Engeln, wenn es ihm zum Vorteil gereichte, oder sein Bündnisversprechen brechen, wenn es ihm besser paßte. Selbst in diesem Augenblick schmiedete er mit Roosevelt Pläne, über die Japaner herzufallen, mit denen ihn ein Nichtangriffs- und Freundschaftsvertrag verband.

Die Russen hatten die Schwäche der Amerikaner für fröhliche Geselligkeit bald erkannt und nutzten sie mit vollendeter Geschicklichkeit aus. General Deane hatte schon als Leiter der Militärmission und Militärattaché in Moskau davon genug erlebt. Des Treibens überdrüssig

hatte er schließlich zwei Monate vor der Konferenz in Jalta folgendes nach Washington geschrieben:

„Ich habe an unzähligen russischen Festmählern teilgenommen und die russische Küche, ihr Wodka und ihre Freundschaftsbeteuerungen erregen mir allmählich Ekel. Jeder im öffentlichen Leben stehende Mensch fühlt sich verpflichtet, einen Trinkspruch auf die sowjetisch-englisch-amerikanische Freundschaft auszubringen, der noch etwas süßlicher ist als der vorhergegangene... Nach dem Bankett schicken wir dann den Sowjets weitere tausend Flugzeuge, und sie erteilen uns ein Visum, auf das wir schon seit Monaten warten. Dann kratzen wir uns am Kopf und überlegen, was wir ihnen noch zum Geschenk machen können, und sie kratzen sich am Kopf und denken darüber nach, was sie sonst noch von uns verlangen können[335]."

General Deane wußte ferner aus Erfahrung, daß für einen Kommunisten „derjenige, der mit einem Stärkeren einen Vertrag abschließt, entweder ein gewiegter Händler ist, den man bewundern muß, oder aber ein blutiger Anfänger, der nur Verachtung verdient." In diesem Sinne hatte er auch nach Washington berichtet und die Amerikaner darauf aufmerksam gemacht, daß es an der Zeit sei, daß sie aufhörten, den Eindruck von Anfängern zu erwecken. Doch in Jalta spielten die Russen noch das alte Spiel, und die Amerikaner gaben sich noch immer alle Mühe zu beweisen, was für unkritische, vertrauensselige, nette Burschen sie waren.

Am Ende der Konferenz gab es, wie üblich, wieder ein Kommuniqué. Admiral Leahy berichtet, daß „Außenminister Stettinius den Entwurf fertigstellte." Stettinius bestätigt das zwar nicht, doch aus seinem Buch erfahren wir, daß sein Sachverständiger für den „Wortlaut" Alger Hiss war. Wir erfahren ferner von ihm, daß „der Premierminister ein Dinner gab, während das Kommuniqué entworfen wurde". Das war am letzten Abend, dem Abend des 10. Februar. Da nun Stettinius selbst bei dem Dinner war, ist Mr. Hiss vermutlich sehr fleißig gewesen.

Nach Stettinius' Mitteilung war das Dinner „ausgezeichnet" und der Abend „historisch". Stalin hatte seine Wachmannschaften schon Stunden vorher bei der Villa Worontschow aufziehen lassen. Churchill stattete sein Mahl mit viel Gepränge und großem Luxus aus, angefangen von den Cocktails am glühenden Feuer im Kamin bis zu der unvermeidlichen Reihe von Trinksprüchen. Damit man nicht etwa glaubt, in der alkoholischen Atmosphäre dieses Bankettes sei keine ernsthafte Arbeit geleistet worden, erzählt Stettinius, daß Stalin, der am Nachmittag in der Frage der Reparationen überstimmt worden war, die Sache bei diesem Dinner erneut zur Sprache brachte und dadurch ein wichtiges Zugeständnis errang.

Der Präsident scheint an diesem Abend in ziemlich redseliger Stim-

mung gewesen zu sein, wobei er sich über eine große Menge Themen ausließ, darunter auch über Staatsverfassungen. Er zankte Churchill aus, weil er „ständig davon redete, was die englische Verfassung erlaube und was nicht", dabei, sagte er, hätte ja England eigentlich gar keine Verfassung, worauf Churchill meinte, eine ungeschriebene Verfassung sei besser als eine geschriebene[336]. Zweifellos war dieses akademische Streitgespräch für „Onkel Joe" sehr amüsant; hätte ihn doch, wenn er sich etwas vornahm, keine Verfassung zurückhalten können, ganz gleich ob sie geschrieben war oder nicht.

Am nächsten Tage kamen die „Großen Drei" mit ihren Beratern noch einmal im Palais Livadavia zusammen, um das öffentliche Kommuniqué und das geheime Protokoll durchzusehen, das ihre Beschlüsse enthielt. Nachdem sie einige geringfügige Veränderungen vorgenommen hatten, begaben sich alle in den Speisesaal. „Während die formellen Schriftstücke vorbereitet wurden", erzählt Admiral Leahy, „fand das Abschiedslunch statt. Die historischen Dokumente, die von stärkster Auswirkung auf das Kräftegleichgewicht im zwanzigsten Jahrhundert sein sollten und die Millionen Menschen zur Heimatlosigkeit und weitere Millionen zu Zwangsarbeit und Tod verurteilten, wurden als kleine Abwechslung in den Pausen dieses Essens in einer nach Bratensauce und edlen Weinen duftenden Atmosphäre unterzeichnet. „Während der Mahlzeit", sagt Leahy, „wurden die formellen Schriftstücke hereingebracht und der Schlußbericht nebst Kommuniqué von den drei Hauptpersonen unterschrieben."

Deutschland sollte zerstückelt werden. Die Einzelheiten überwies man an einen Ausschuß, aber soviel stand fest, ein großes Stück sollte herausgerissen und an Polen als Beschwichtigungsmittel für die Verstümmelung gegeben werden, die man diesem unglücklichen Lande zufügen wollte. Einige auserlesene Bissen wie die Stadt Königsberg sollte die Sowjetunion sofort als Geschenk bekommen; und der Rest Ostdeutschlands sollte mit gebundenen Händen den Russen zur zwangsweisen Bekehrung zum Kommunismus preisgegeben werden; denn nichts anderes bedeutete die Besetzung durch die Rote Armee. Wie und wann diese Schreckensherrschaft jemals enden sollte, wurde nicht bestimmt; dies war ein zu unerfreuliches Thema, um es in Jalta zu erörtern. Die genaue Festlegung der polnischen Westgrenze überließ man „der Friedenskonferenz". Dies tat man, um die Verantwortung von sich abzuschieben; denn in Wirklichkeit betrachtete man in Jalta bereits in groben Zügen die heutige Oder-Neiße-Linie als Grenze.

Zehn Millionen Deutsche wurden dazu verurteilt, aus ihren Wohnungen auf die Straße getrieben zu werden und gen Westen zu flüchten. War doch das ganze Gebiet, das abgetrennt werden sollte, seiner Bevölkerung nach rein deutsch. Ostpreußen, Pommern, Brandenburg ist ihr Deutsch-

tum sechshundert Jahre lang niemals bestritten worden — mit Ausnahme der Bezirke Marienwerder und Allenstein in Ostpreußen; hier hatte indes die Bevölkerung bei der im Jahre 1919 auf Grund des Versailler Vertrages abgehaltenen Volksabstimmung mit großer Mehrheit dafür gestimmt, bei Deutschland zu bleiben. Königsberg war niemals russisch gewesen. 1255 vom Deutschen Orden gegründet, genoß es liebevolle Verehrung als Hort deutscher Gelehrsamkeit und Geburtsstadt von Deutschlands größtem Philosophen Immanuel Kant. Breslau, die Hauptstadt Schlesiens, hatte 1163 ihre Unabhängigkeit von Polen errungen, war 1241 von den Mongolen zerstört, aus der Asche als deutsche Stadt wieder aufgebaut worden und seitdem immer deutsch geblieben. Sein Dom, seine Kreuzkirche, seine Stadtkirche zu Sankt Elisabeth mit ihren schönen Buntglasfenstern und Lukas Cranachs Porträt von Martin Luther gehören zu Deutschlands religiösem und künstlerischem Erbgut, und der Schweidnitzer Keller ist in Volkskunde und Lied deutschsprechender Menschen seit 1355 gefeiert worden. So groß wie San Franzisko, war Breslau das wichtigste Industriezentrum Ostdeutschlands. Es ist keine Übertreibung, wenn man sagt, daß Königsberg und Breslau fast ebenso lange deutsche Städte gewesen sind wie London englisch.

Die Folge von Jalta war eine Massenvertreibung, die selbst Churchill als „Tragödie von ungeheurem Ausmaß" bezeichnete. Tatsächlich hat es niemals in der Geschichte, selbst nicht in den schlimmsten heidnischen Zeiten so eine Entwurzelung von Millionen Menschen gegeben. Schon im Herbst 1945 konnte man in England empörte Leute sagen hören, dies sei die ungeheuerlichste Greueltat amtlicher Stellen in der Weltgeschichte, und Churchill gab im August im Unterhaus zu, daß der Landraub, „der ein Viertel des Ackerlandes von Deutschland umfaßt, keine gute Voraussage für Europas Zukunft gestattet."

Vom übrigen Deutschland, hieß es in dem Kommuniqué, sollte man Reparationen *„in natura"* fordern, womit Fabriken, Lokomotiven, Waren aller Art usw. gemeint waren. Das geheime Protokoll ergänzte diese Bestimmung noch dahin, daß zu den Reparationen auch menschliche Arbeitsleistungen gehörten. Dies war, wie Byrnes sagte, als er davon erfuhr, gleichbedeutend mit der Ermächtigung zu Zwangs- oder Sklavenarbeit, die, wie man wußte, die Russen den Besiegten auferlegen wollten, die das amerikanische Volk jedoch selbstverständlich verabscheute. Franklin D. Roosevelt hatte stets Wert darauf gelegt, als Menschenfreund zu gelten; es ist daher nicht verwunderlich, daß man von dieser Klausel des Jaltaer Abkommens keine Silbe in die Veröffentlichungen geraten ließ.

Polen sollte ebenfalls zerstückelt werden. Etwa elf Millionen Menschen, die im Vorkriegspolen östlich der sogenannten Curzon-Linie wohnten, sollten ohne auch nur den Schein einer Volksabstimmung zur

Sowjetunion geschlagen werden. Auf diese Weise dekretierten Roosevelt, Stalin und Churchill die Besitzergreifung von fast der Hälfte des polnischen Gebietes und eines Drittels seiner Bevölkerung durch die Sowjets. Roosevelt machte den schwachen Versuch, Stalin zu bewegen, daß er Polen die Stadt Lwów und die nahen Ölfelder behalten ließ. Er wußte ebenso gut wie Stalin, daß das Ölgebiet von Drogobytsch für die Wirtschaft Polens wesentlich war, doch deckte er seine Karten zu früh auf. „Er deutete darauf hin", sagte Stettinius, „daß er dies lediglich der Erwägung anheimstelle, aber nicht darauf bestehen werde." Selbstverständlich strich der Diktator daraufhin alles ein.

Die polnische Exilregierung, deren Truppen in Italien und an der Westfront tapfer für die Westmächte kämpften, wurde in Jalta verraten, und das „Lubliner Komitee", eine Gruppe polnischer Kommunisten, die seit Jahren in Moskau wohnten und dort in Stalins harter Schule für die Aufgabe, Polen zu regieren, geschult worden waren, wurde in dem Kommuniqué als „die jetzige Provisorische Regierung Polens" bezeichnet. Das hieß mit anderen Worten Auslieferung Polens an den Kommunismus. Vier Tage lang kämpfte Churchill gegen diese Treulosigkeit, doch sein amerikanischer Kollege hielt nicht neben ihm stand. Schon am ersten Tage, an dem diese Frage erörtert wurde, kamen heftige Meinungsverschiedenheiten zwischen Churchill und Stalin zum Vorschein. Am Abend tat dann der Präsident einen verhängnisvollen Schritt. Er gab seine Entschlußfreiheit auf, indem er Stalin einen Brief schrieb, in dem der Satz stand: „Ich bin entschlossen, es nicht zum Bruch zwischen uns und der Sowjetunion kommen zu lassen." Damit gab er zu, wenn Stalin auf seinen Forderungen hinsichtlich Polens bestünde, würden die Vereinigten Staaten nachgeben.

So gestärkt warf Stalin dem Premierminister und dem Präsidenten nur einige schön klingende Worte hin, die sie mit nach Hause nehmen konnten. Er erklärte sich einverstanden, die provisorische Marionettenregierung durch die Aufnahme „führender Demokraten aus Polen selbst und aus dem Ausland umzuorganisieren", lehnte es aber ab, Namen zu nennen. Da nach kommunistischer Ausdrucksweise Kommunisten und Demokraten dasselbe sind, war dies ein nichtssagendes Versprechen. Er erklärte sich ferner damit einverstanden, daß „freie, unbehinderte Wahlen" stattfanden. Wenn die Männer am Konferenztisch, wie wir vermuten, angesichts des in diesen Erklärungen enthaltenen Widersinnes ein Lächeln unterdrücken mußten, so ist darüber nichts berichtet worden; sie hätten jedoch allen Grund dazu gehabt. Denn weder in Rußland noch anderswo hatten die Kommunisten jemals solche Wahlen abgehalten; daher konnte man kaum im Ernst hoffen, daß sie es unter dem von Stalin sorgfältig ausgesuchten Kabinett von Ränkeschmieden und der Roten Besatzungsarmee tun würden, zumal schon feststand,

daß nur „demokratische und Antinaziparteien" das Recht haben sollten, Kandidaten aufzustellen, bei der nach Marx, Lenin und Stalin herkömmlichen Auslegung aber nur pro-russische, pro-kommunistische und antikapitalistische Politiker auf diese Bezeichnung Anspruch erheben konnten.

Die Engländer forderten, daß die Wahlen unter Aufsicht des amerikanischen, englischen und sowjetischen Botschafters stattfinden sollten. Doch lehnte Stalin das barsch ab, weil es eine Beleidigung des Stolzes und der Souveränität der Polen wäre! Als schließlich Eden, der sich darüber klar war, daß Wahlen ohne Aufsicht bloßes Blendwerk wären, noch einmal versuchte, auf dieser Sicherheit zu bestehen, erklärte Stettinius, Roosevelt beabsichtige, darauf zu verzichten, denn, sagte er, „der Präsident ist bestrebt, möglichst bald zu einem Abkommen zu gelangen, und, um die Dinge zu beschleunigen, bereit, dieses Zugeständnis zu machen." Damit war die Freiheit in Polen verloren. Admiral Leahy erkannte sofort, daß der unklar formulierte Absatz des Abkommens über Polen „Schwindel" war und sagte zu Roosevelt, ehe dieser seine Unterschrift darunter setzte: „Herr Präsident, dies ist so dehnbar, daß die Russen es von hier bis nach Washington ausdehnen können, ohne es dem Buchstaben nach jemals zu übertreten." Roosevelt erwiderte, darüber sei er sich klar[337].

Ein besonders bemerkenswerter Trick der Russen, der Machiavelli ein befriedigtes Lächeln abgenötigt hätte, war die Fassung der „Deklaration über die Befreiung Europas". Sicher war hier eine geschickte Hand am Werk gewesen. Der Erfolg war, daß Rußland von den Beschränkungen der Atlantikcharta frei wurde. Punkt drei der Charta hatte es nämlich als Recht aller Völker erklärt, sich diejenige Regierungsform zu wählen, unter der sie leben wollten, und ihr feierlicher Wunsch war es, „daß Souveränitätsrechte und Selbstverwaltung denen zurückgegeben werden, denen sie gewaltsam entrissen worden sind." Nun erregten diese Worte Stalins Mißfallen in Jalta. Wie? Da konnte ja jemand auf den Gedanken kommen, daß auch Lettland, Litauen und Estland, die er schon längst verschlungen hatte, unter diese Bestimmung fielen! Und Polen, die Tschechoslowakei, Bulgarien und Ungarn womöglich auch! Nein, nein, er hatte anderes mit ihnen vor; schlug doch seine Rote Armee schon ihre Krallen in die entsetzten Völker Osteuropas.

„Wer die Macht hat, soll sich's nehmen.
und wer's halten kann, soll's tun!"

Diese Dichterworte sagten Stalin mehr zu als alle Menschenrechte und Grundfreiheiten. Daher wurde von Hopkins und Molotow an Punkt drei der Atlantikcharta bei seiner Übernahme in die neue ‚Deklaration

über die Befreiung Europas' eine von vielen kaum bemerkte Schönheitsoperation vorgenommen, bei der höchstwahrscheinlich auch Alger Hiss assistierte. Zwischen „denen sie" und „gewaltsam" fügte man die Worte „von den Angreifernationen" ein; und aus dem Zusammenhang ging hervor, daß als „Angreifernationen" nur Deutschland und Italien in Betracht kamen. Dadurch wurden alle Räubereien der Russen, ob schon geschehen oder noch bevorstehend, elegant ausgeschlossen.

Dann folgten einige salbungsvolle Redensarten über die Unterstützung der „befreiten" Völker bei der Abhaltung freier Wahlen und der Einrichtung demokratischer Regierungen, doch sollte all dies nur „im Einvernehmen" mit den drei Regierungen – den Vereinigten Staaten, Großbritannien und der Sowjetunion – erfolgen, aber nur, wenn die Verhältnisse es „nach deren gemeinsamer Ansicht erforderten". Diese Einschränkung machte die ganze Deklaration hinfällig; denn praktisch erklärten sich dadurch die Westmächte einverstanden, ohne Zustimmung der russischen „Befreier" für die Freiheit in Osteuropa keinen Finger zu rühren.

Man traf ferner Vorsorge, daß die geplante ständige Körperschaft der „Vereinten Nationen" niemals mit Erfolg gegen das entstehende Kommunistische Weltreich einschreiten konnte. Man beschloß in Jalta das Vetorecht, und darüber hinaus stimmte Roosevelt der widersinnigen Forderung Stalins zu, daß die Sowjetunion in der Vollversammlung über drei Stimmen verfügen sollte. Der Sonderbearbeiter im Außenministerium für die Schaffung der Vereinten Nationen wurde denn auch niemand anders als Alger Hiss, ja, er war sogar schon als treibende Kraft und Vorsitzender bei der Tagung im April vorgesehen, auf der die organisatorischen Einzelheiten beschlossen werden sollten. Ein Mann von der Voraussicht Stalins erkannte natürlich schon jetzt die Möglichkeiten, welche dieses neue vielsprachige Gemisch von Nationalismen und im Grunde einander feindseligen Völkergruppen den sowjetischen Propagandisten und Unruhestiftern bot. War doch schon der Name „Vereinte Nationen" von Anfang an betrügerisch.

Roosevelt aber, der in einem Wolkenkuckucksheim der Selbsttäuschung schwebte, erklärte, berauscht von diesem Namen, er sei fest überzeugt, daß Bündnisse, Militärpakte und Begriffe wie Gleichgewicht der Kräfte von nun an der Vergangenheit angehörten. Die Russen unterstützten ihn schlau in diesem Wahn und sorgten gleichzeitig emsig dafür, daß in Europa und Asien die Gewichte so verschoben wurden, daß sich die Waage auf ihre Seite neigte.

Einen moralisch besonders dunklen Schandfleck im Protokoll über die Konferenz von Jalta bildete die Zusicherung der Amerikaner und Engländer an Stalin, die von ihnen in Deutschland, Frankreich und Italien angetroffenen russischen Staatsangehörigen – wenn nötig zwangsweise –

nach Rußland zurückzuschicken. Dabei handelte es sich um rund zwei Millionen Menschen. Zum Teil waren es deutsche Kriegsgefangene, zum Teil waren sie auch zu Beginn des Krieges vor dem Kommunismus geflohen. Viele wurden in deutschen Uniformen angetroffen, aber andere waren lediglich geflüchtete Zivilisten, die nur nach Freiheit strebten. Die meisten baten darum, sie nicht nach Rußland zurückzuschicken, weil sie wußten, daß ihr Los entweder eine Kugel oder ein sibirisches Zwangsarbeitslager sein werde.

Das Außenministerium hatte beschlossen, die zwangsweise Repatriierung von Russen nicht zuzulassen und die Bestimmungen der Genfer Konvention über die Behandlung von Kriegsgefangenen auf sie anzuwenden, doch dann traf in Washington eine Weisung aus Jalta ein, die diesen Beschluß umstieß. Infolgedessen bot sich bei Kriegsende überall ein widerwärtiges Schauspiel. Alle Russen wurden unterschiedslos zusammengetrieben und schreiend, in Tränen, mit vorgehaltenem Bajonett bedroht oder buchstäblich an Armen und Beinen geschleppt, in Güterwagen verladen und nach Rußland geschickt. Die Genfer Konvention, die Bestimmungen über politisches Asyl oder auch nur die einfache menschliche Rücksicht auf den Wunsch des einzelnen, die in weniger barbarischen Zeiten die Grausamkeit der Menschen etwas gemildert hatten, wurden einfach nicht beachtet. Das grauenhafte Schauspiel brannte sich tief in das Gedächtnis ein, aber erst nach zehn Jahren brachte die Veröffentlichung der sogenannten „Jalta-Papiere“ die Gewißheit, daß dieses ruchlose Verbrechen gegen die Menschlichkeit in Jalta gebilligt worden war. Zu der Zeit, als es geschah, hat die Öffentlichkeit jedoch nichts davon erfahren.

Sie erfuhr auch nichts über Roosevelts wahrscheinlich Stalin nur persönlich gegebenes Versprechen, daß er die Rote Armee zuerst in Berlin und Prag einrücken lassen werde. Trotzdem war Dr. Benesch, der Präsident der Tschechoslowakei, überzeugt, daß eine solche Zusicherung bestand. Derselben Ansicht war General George S. Patton, als er plötzlich Befehl erhielt, mit seinen Soldaten kurz vor der tschechischen Hauptstadt haltzumachen, um den Russen die Möglichkeit zu geben, die Stadt zu „befreien“ und auf zwei der wertvollsten Besitztümer in Europa die Hand zu legen: die riesigen Rüstungswerke von Skoda und die Uraniumlagerstätten in St. Joachimstal.

Pattons Vermutung über die Hintergründe dieser ihn so verletzenden Maßnahme traf höchstwahrscheinlich zu. Doch die Einzelheiten dieses demütigenden Zurückpfeifens Pattons bei Pilsen sind bis auf den heutigen Tag nicht ganz geklärt. Dasselbe gilt von dem seltsamen Stehenbleiben Bradleys an der von den Deutschen kaum noch verteidigten Elbe, obwohl er bis nach Berlin, aus dessen Vororten sich schon seine eigenen amerikanischen Patrouillen meldeten, nur noch fünfundachtzig

Kilometer hatte. Eisenhowers Äußerungen über dieses Thema sind zurückhaltend und weichen zum Teil voneinander ab. Bestimmt weiß man nur, daß Churchill die Einnahme von Berlin und Prag durch die westlichen Alliierten als höchst wichtig für die Entwicklung der Verhältnisse nach Kriegsende ansah, seine eindringlichen Vorstellungen aber auf Roosevelt keinen Eindruck machten. Eisenhowers endgültige Schlachtpläne lagen im März, einen Monat nach Jalta, fertig vor; danach sollten Berlin und Prag den Russen überlassen bleiben. Ohne die Billigung der Engländer einzuholen oder seinem Stellvertreter, dem englischen Luftmarschall Tedder, gegenüber seine Absicht auch nur zu erwähnen, teilte er seine Pläne am 28. März telegraphisch Stalin zwecks Abstimmung der russischen Operationen mit[338]. Es ist kaum anzunehmen, daß Eisenhower ohne Weisung von höchster Stelle diesen Entschluß gefaßt und diesen Schritt unternommen hätte. Churchill war wütend, als er es erfuhr, und protestierte sowohl bei Roosevelt als bei Eisenhower. Churchills Telegramme vom 1. und 5. April an Roosevelt enthielten dringende Vorstellungen und ernste Warnungen[339]. Es sei „ein Jammer“, telegraphierte er, daß Eisenhower das Telegramm an Stalin geschickt habe. „Ich erkläre ganz freimütig, daß Berlin weiterhin von hoher strategischer Bedeutung bleibt.“ Es war jedoch alles vergebens — ebenso gut hätte er es in den Wald rufen können!

In seinen Memoiren schreibt Churchill über diese Zeit: „Die Vereinigten Staaten standen auf dem Schauplatz des Sieges als Herren aller Schätze der Welt, aber ohne einen richtigen zusammenhängenden Plan. England war zwar auch noch sehr stark, konnte aber nicht allein entscheidend handeln. Ich konnte in diesem Stadium nur warnen und bitten. Daher war dies ... für mich eine höchst unglückliche Zeit. Wo ich mich zeigte, wurde ich von der Menge mit Hochrufen begrüßt ... mir aber tat das Herz weh, und mein Sinn war von schlimmen Vorahnungen bedrückt“[340].

Churchill kannte das Geheimnis auch — das Geheimnis des Weißen Hauses, die Fratze der Wirklichkeit, die Roosevelt und Hopkins drei Jahre lang mit Listen und Propagandatricks im Dunklen verborgen gehalten hatten: Drei Kriege tobten auf einmal, nicht nur einer. Der dritte bestand aus dem expansionistischen Vorstürmen des kommunistischen Imperialismus, dem Schreckgespenst des zwanzigsten Jahrhunderts, dem raubgierigen Ungeheuer, das Selwin Lloyd einmal „ein Pferd seltsamer Abkunft von Karl Marx aus Katharina der Großen“ genannt hat. In diesem — dem dritten — Kriege hatte sich Roosevelt geweigert, die Wälle zu besetzen, und Churchill im Stich gelassen — der zu schwach war, „um allein entscheidend zu handeln“. Dadurch ergab sich der paradoxe Zustand, daß für Churchill der Augenblick des Sieges „eine höchst unglückliche Zeit“ war. Hinter diesen gemäßigten Worten verbirgt sich

eine brennende Anklage, welche die Geschichte nicht überhören wird. Der staatsmännische Takt verbot ihm jedoch damals, mehr zu sagen.

Nach dem Lunch am 8. Februar verschwanden Stalin und Roosevelt wie zwei Erzverschwörer, die den schlimmsten Anschlag zusammen aushecken wollten, hinter der verschlossenen Tür eines Zimmers im Palais Livadavia. Auf Ersuchen des Präsidenten war Churchill nicht dabei. Roosevelt war sich klar, was er zu erwarten hatte: der russische Diktator wollte ihm seinen Preis für seinen Eintritt in den Krieg mit Japan nennen. Eine jener überholten geheimen Verabredungen vor einem Kriege sollte hier getroffen werden, wie sie Woodrow Wilson Übelkeit erregt hatten, als sie nach dem ersten Weltkriege in Versailles ans Licht kamen. Roosevelt nahm dazu nur Averell Harriman mit, Stalin seinen Außenminister Molotow; außerdem waren nur noch zwei Dolmetscher dabei.

Warum gerade Harriman? Zufällig gehörte er zu den wenigen Amerikanern, die um Roosevelts Entschluß wußten, Rußland nicht nur in elfter Stunde in den Pazifik-Krieg eintreten zu lassen — was an sich schon unvernünftig genug war — sondern es sogar dazu zu überreden, ja, zu bestechen. Roosevelt hatte Harriman zum Botschafter in Moskau ernannt, nachdem er seinen Vorgänger Standley, einen verabschiedeten Admiral, abberufen hatte, weil dieser vor amerikanischen Reportern mit der peinlichen Tatsache herausgeplatzt war, daß die Sowjetregierung dem russischen Volk das Eintreffen riesiger Mengen Kriegsmaterial aus Amerika verschwieg[341]. Bei dem verbindlichen New Yorker Harriman war kaum anzunehmen, daß er eine solche Indiskretion beging.

Er hatte schon im Oktober 1944 als Überbringer der Bitte Roosevelts an Stalin fungiert, in den Krieg gegen Japan einzutreten. Er hatte ihm damals als Geschenk ein Porträt Roosevelts überbracht und diese Gelegenheit benutzt, das Thema zur Sprache zu bringen. Da Stalin bereits in Teheran und sogar schon vorher die feste Versicherung abgegeben hatte, daß er sich nach Deutschlands Niederlage daran beteiligen werde, muß diese übereifrige Geschäftigkeit des amerikanischen Botschafters auf ihn als grünes Licht auf dem Wege zu großen Gewinnen und Beutemengen gewirkt haben. Wir können uns vorstellen, wie er den in unterwürfiger Art und Weise vorgetragenen, wohlgesetzten Worten des Botschafters lauschte und dabei im stillen dachte: „Diese Einfaltspinsel bitten mich doch tatsächlich nochmals zu bestätigen, was ich ihnen schon dreimal versprochen habe. Dabei wär' ich ja ein Narr, wenn ich's nicht täte, sobald es soweit ist; denn schließlich ist es doch zu meinem eigenen Vorteil. Bei der Sache kann ich einen schönen ‚Rebbach' machen!" Dann hatte er ganz höflich darum gebeten, daß die Vereinigten Staaten ihm Ausrüstung und Nachschub für eine russische Fernost-Armee in Stärke von 1,5 Millionen Mann liefern möchten, dazu 3000 Panzer, 75 000

Kraftfahrzeuge und 5 000 Flugzeuge. Harriman, der entsprechende Weisungen besaß, hatte sofort lächelnd zugestimmt, und Stalin hatte erklärt, er werde etwa drei Monate nach der Kapitulation Deutschlands in den Krieg gegen Japan eintreten — wohl wissend, daß Japan bis dahin kaum noch über eine nennenswerte Kampfkraft verfügen werde[342]. In den darauffolgenden Monaten wurden dann 860 410 t Trockenfracht und 206 000 t flüssige Treibstoffe aus den amerikanischen Arsenalen und Depots herausgeholt, um im Fernen Osten eine russische Militärmacht zu schaffen, und dieser Massentransport, für den hundert amerikanische Schiffe bereitgestellt waren, lief gerade an, als Roosevelt sich in Jalta mit Stalin an der Verhandlungstisch setzte.

Aus Roosevelts Stimmung spürte Stalin alsbald, daß die Zeit gekommen war, noch mehr ‚Rebbach' zu machen. Nur nicht schüchtern sein! Er wollte nicht nur Teile der japanischen Inseln verlangen, sondern auch, was ihm politisch und wirtschaftlich wichtiger erschien, den Schlüssel zu der von den Japanern stark industrialisierten, an Kohle und Eisen reichen Mandschurei im Nordosten Chinas. Mit anderen Worten, er wollte eine vorläufige „Blaupause für die Eroberung Chinas durch die Kommunisten" vorlegen, die nach den bekannten, von Lenin und ihm selbst verkündeten Grundsätzen letzten Endes die Mobilisierung der Menschenmassen und Hilfsmittel dieses Landes für den Krieg gegen die kapitalistischen Demokratien bedeutete. Um Amerikas Krieg gegen Japan noch einen possenhaften Dreh zu geben, wollte er schließlich sicherstellen, daß der Sieg zu einer Umkehrung des russisch-japanischen Krieges von 1904 und zum Ersatz der japanischen Oberherrschaft über China durch eine russische führte — all dies sollten ihm mit ihrem Geld und Blut diese kindlichen Amerikaner bezahlen, die nicht wußten, was sie damit anrichteten.

So kam Stalin, nachdem er schon mindestens dreimal versprochen hatte, sich am Krieg gegen Japan zu beteiligen, jetzt zum erstenmal mit seinen Bedingungen dafür heraus. Hinter der verschlossenen Tür des Zimmers im Palais Livadavia nannte er dem Präsidenten der Vereinigten Staaten seinen Preis. Er war hoch: Auf Kosten Japans wollte sich Rußland den Südteil von Sachalin und die Kurilen einverleiben. Auf Kosten Chinas sollte Rußland Dairen als „internationalen" Hafen und den Flottenstützpunkt Port Arthur auf Grund eines langfristigen Pachtvertrages erhalten; die mandschurischen Eisenbahnen sollten einer „Sowjetisch-Chinesischen Gesellschaft" unterstellt werden, um „die überragenden Interessen der Sowjetunion" zu schützen; und „der Status quo in der Äußeren Mongolei" — die durch Unterwanderung und Druck in einen Marionettenstaat der Sowjetunion verwandelt worden war — sollte erhalten bleiben. Es lag auf der Hand, daß Roosevelt eigentlich gar nicht in der Lage war, diesen Preis Stalin auch nur teilweise zuzuge-

stehen – wenn nicht bei diesem unsauberen Geschäft die Atlantikcharta abgeschlachtet werden sollte.

Entrüstet über die Unverschämtheit von Stalins Forderungen hätte der Präsident der Vereinigten Staaten eigentlich das Zimmer verlassen sollen. Oder mindestens hätte er sie aus grundsätzlichen Erwägungen höflich ablehnen und das Thema wechseln müssen. Doch Mr. Roosevelt tat keins von beiden. Vielmehr erklärte er sich mit allen Punkten einverstanden und verbürgte sich sogar noch dafür, daß der Preis gezahlt wurde. Stalin versprach seinerseits lediglich, daß „die Sowjetunion zwei oder drei Monate nach der Kapitulation Deutschlands ... in den Krieg gegen Japan eintreten wird" – tatsächlich trat sie erst sechs Tage vor der Kapitulation Japans und zwei Tage nach dem Abwurf der Atombombe auf Hiroshima ein; ihr Beitrag zu Japans Niederwerfung war also gleich null.

Seit Theodore Roosevelts Zeiten galt der Satz: wer die ostchinesische und südmandschurische Eisenbahn in der Hand hat, beherrscht die Mandschurei. Sicher wußte dies auch Franklin D. Roosevelt. Ob er außerdem auch wußte, daß die amerikanische Marine ein Auge auf die Kurilen geworfen hatte, um dort sowohl zu Japans als auch zu Nordamerikas Schutz vor Rußland in kommenden unsicheren Zeiten einen Stützpunkt einzurichten, ist nicht bekannt[343], doch ein Blick auf die Karte hätte ihm gesagt, warum Stalin diese Inseln haben wollte. Sie erstrecken sich wie eine riesige Armada in Kiellinie von Hokkaido aus in den nördlichen Pazifik hinein und legen sich quer über den kürzesten Verbindungsweg zwischen Japan und Alaska. Trotzdem lieferte sie an jenem Donnerstagnachmittag in Jalta Roosevelt leichtfertig Stalin aus. „Ich hab' den Mann gern", hatte er zu Frances Perkins gesagt, „und möchte auf vertrautem Fuß mit ihm bleiben." Heute befinden sich auf den Kurilen russische Marinestützpunkte.

Als das Geheimabkommen bekannt wurde, schrieb ein Vorgänger von Harriman als Botschafter in Moskau, William C. Bullitt, der ebenso wie Standley vergeblich versucht hatte, Roosevelt von seinen Wahnvorstellungen über das Sowjetregime zu befreien, einen frostigen Artikel in der Zeitschrift *Life* mit der Überschrift „Wie wir den Krieg gewannen und den Frieden verloren"[344]. Darin gibt er eine perspektivisch richtige Darstellung der Verhandlungen in Jalta:

„In Jalta ... brach Präsident Roosevelt sein der chinesischen Regierung in Kairo gegebenes Versprechen und unterschrieb – insgeheim, hinter dem Rücken der Chinesen – ... ein Abkommen, durch das die lebenswichtigen Rechte Chinas in der Mandschurei dem sowjetischen Imperialismus geopfert wurden. Durch dieses Geheimabkommen gestand Roosevelt der Sowjetunion nicht nur „überragendes

Interesse" an dem großen mandschurischen Hafen Dairen und vollkommene Beherrschung des Dairen schützenden Flottenstützpunktes Port Arthur zu, sondern auch „überragendes Interesse" an den Eisenbahnstrecken, die aus der Sowjetunion nach Dairen führen und die Mandschurei vom Nordwesten her bis zum Süden durchziehen.

Angesichts von Roosevelts in Kairo gegebenem Versprechen, daß die Mandschurei wieder zu China kommen sollte, war dieses Geheimabkommen durchaus unehrenhaft. Außerdem konnte es nicht nur für China, sondern auch für die Vereinigten Staaten höchst schädliche Folgen haben, da es Stalin ein tödliches Werkzeug in die Hand gab ...

Als zusätzliche Belohnung für die Wiederholung seines Versprechens, gegen Japan zu kämpfen, überredete Stalin den Präsidenten in Jalta dazu, sein Einverständnis zu geben, daß der kommunistische Staat, den er in der „Äußere Mongolei" genannten chinesischen Provinz geschaffen hatte, für immer von China getrennt blieb und daß der Südteil von Sachalin und die Kurilen, über die der Flugzeugkurs auf dem größten Kreise von Alaska nach Japan hinwegführt, von der Sowjetunion annektiert wurden.

Das Abkommen ... wurde vor dem amerikanischen Volk geheimgehalten. Nicht einmal Mr. Byrnes wußte, daß es existierte. Und erschöpft kehrte der Präsident von Jalta nach Washington zurück, umringt von dem einstimmigen Beifall seiner hinters Licht geführten Landsleute."

Das Verblüffendste dabei ist, daß Roosevelt vollkommen aus freiem Willen handelte. Keine höhere Gewalt zwang ihn dazu – es gab kein Muß, kein Entweder–Oder für ihn. Er hätte sogar das, worum er feilschte — Stalins Eintritt in den Krieg gegen Japan —, strikt ablehnen müssen, selbst wenn dieser es ihm als Geschenk angeboten hätte.

Man hat gesagt und kritiklos wiederholt, Roosevelt hätte auf General Marshalls Rat gehandelt, als er die Russen überredete, japanische Streitkräfte in der Mandschurei zu binden, um dadurch vielen Amerikanern das Leben zu erhalten, das sie bei einer Eroberung Japans Haus um Haus wahrscheinlich verloren hätten. Dies ist zum Beispiel die Version von Stettinius. Nach dem Kriege schob nämlich dieser die Verantwortung Marshall zu. Alle Schuld von sich abwälzend, schrieb er: „An dem Fernost-Abkommen war das Außenministerium nicht beteiligt. Der Präsident handelte bei seiner Unterzeichnung auf Anraten seiner militärischen Berater." Doch als Marshall aufgefordert wurde, vor dem ‚Kongreßausschuß für Auswärtige Angelegenheiten' Zeugnis abzulegen, lehnte er die Verantwortung ab. „Von den Jaltaer ‚Übereinkommen'", sagte er, „habe ich persönlich nichts gewußt." Und dann nach dem stenographischen Protokoll:

Mitglied des Repräsentantenhauses Walter H. Judd: „Hielt man es für notwendig ..., daß wir Rußland die Kontrolle über die Häfen und Eisenbahnen versprachen?"

General Marshall: „Wie ich schon sagte, habe ich von diesen Dingen nie etwas gesehen. Ich habe sie nie zu Gesicht bekommen, und bisher wurden sie nicht veröffentlicht[345]."

Tatsächlich hatte sich Marshall anfangs nach außen hin das vom Weißen Haus und linksgerichteten Gruppen verbreitete Propagandaschlagwort zu eigen gemacht, Amerika benötige die Sowjetunion beim Krieg im Pazifik. Als dann Admiral Ellis M. Zacharias, der stellvertretende Leiter des Marine-Nachrichtendienstes, im Herbst 1944 nach Washington kam, mußte er zu seinem Erstaunen feststellen, daß man dort, besonders im Kriegsnachrichtenamt, noch keinerlei Anstalten traf, von der ‚Sprachregelung' abzugehen, daß Japan in der Lage sei, den Krieg noch etliche Jahre weiter hinauszuziehen. „Zweifellos", erklärt er, „war diese Sprachregelung auf Direktiven und Weisungen von anderen, höheren Stellen zurückzuführen"[346]. Wegen dieser politischen Unterströme geschah denn auch nichts, um die sich bietenden Gelegenheiten auszunützen, eine rasche Kapitulation der Japaner herbeizuführen.

Im Sommer 1944 war das Kabinett des kriegerischen Ministerpräsidenten Hideki Tojo zurückgetreten. Sein Nachfolger Kuniaki Koiso brachte zum erstenmal die Spitzen der Armee und Marine in ein verantwortliches Verhältnis zu den Zivilbehörden. Die ständige Abnahme der Bestände Japans an Flugzeugen, Öl, Stahl und Kohle führte dazu, daß das Ende des Krieges schließlich nur noch eine Frage der Zeit war. Der Nachrichtendienst der amerikanischen Marine erkannte die Lage ganz klar: die Japaner hatten das Spiel verloren, sie waren sich darüber klar und suchten nach einer Möglichkeit, den Kampf aufzugeben, wenn sie nur ihren Kaiser behalten konnten. Der Nachrichtendienst sprach sich denn auch „ganz offen dagegen" aus — und mit ihm alle anderen Stellen der Marine — daß die Russen am Pazifik-Krieg teilnahmen[347]. Die gleiche Ansicht herrschte auch beim Heeres-Nachrichtendienst — unbeschadet der Haltung, die General Marshall in dieser Frage etwa einnahm[348].

Ein respektloser Kamerad von ihm hat zwar gesagt, Marshall hätte auch eine Landung in Patagonien befohlen, wenn Roosevelt und Hopkins es von ihm verlangt hätten, doch müssen wir, um Marshall Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, feststellen, daß nirgendwo nachgewiesen wird, Marshall habe zur Zeit der Konferenz von Jalta geglaubt oder geraten, daß amerikanische Soldaten die japanischen Inseln mit stürmender Hand nehmen müßten, um die Übergabe zu erzwingen. Es ist auch nicht anzunehmen, daß er sich jemals einer so falschen Beurteilung der Lage schuldig gemacht hätte.

Denn das wäre es tatsächlich gewesen. Das Strategische Bomberkommando der Vereinigten Staaten hat nach eingehendem Studium der Auswirkungen des Luftkrieges auf Japan 1946 folgende Schlußfolgerungen an das Kriegsministerium berichtete: „Auf Grund einer ins einzelne gehenden Untersuchung aller Tatsachen und gestützt auf die Aussagen der beteiligten japanischen Führer ist das Bomberkommando zu der Ansicht gelangt, daß ... Japan auch kapituliert hätte, wenn die Atombombe nicht abgeworfen, wenn Rußland nicht in den Krieg eingetreten, und wenn eine Landung nicht ins Auge gefaßt oder geplant worden wäre." Der Bericht hatte bezeichnenderweise die Überschrift „Japans Bemühungen, den Krieg zu beenden". Professor David Nelson Rove hat daher recht, wenn er in der Einleitung zu Tochikazu Kases Memoiren schreibt: „Es wird dadurch jetzt noch schwerer, zu verstehen, warum man Stalin in Jalta einen so hohen Preis dafür bezahlte, daß die UdSSR in einen Krieg eintrat, den wir, wie dieses Buch zeigt, zur Zeit der Verhandlungen in Jalta schon gewonnen und die Japaner schon verloren hatten"[349].

Der höchste amerikanische Offizier in Jalta war Admiral Leahy, und man fragt sich, ob Roosevelt ihn vor seinem unheilvollen Gespräch mit Stalin wohl um Rat gefragt hat. „Ich war der festen Ansicht", berichtet Leahy, „daß unser Krieg gegen Japan solche Fortschritte gemacht hatte, daß der Sieg nur noch eine Frage der Zeit und der Zermürbung des Gegners war. Daher brauchten wir Stalins Hilfe nicht, um unseren Feind im Pazifik zu schlagen[350]."

Auch Admiral King, der Chef des Admiralstabs, verlangte sicherlich keine Hilfe von den Russen. General Arnold, der Chef der Luftwaffe, dessen Superfestungen zu gleicher Zeit von ihren Inselflugplätzen aus den Himmel über Japan reinfegten, war nicht mit in Jalta, doch seine damaligen Ansichten stimmten mit Leahys überein[351]. Als Vertreter der Luftwaffe hatte er General Laurence S. Kuter nach Jalta entsandt, um einen strategischen Bericht vorzulegen, der zu dem Schluß kam, daß ein Eintritt Rußlands in den Krieg zu dieser späten Stunde für die amerikanischen Belange schädlich wäre. Kuter drang jedoch nur bis zu Harry Hopkins vor; den Präsidenten verlangte es nicht nach seinem Rat. MacArthur und Nimitz, die über den Pazifikkrieg besser im Bilde waren als alle anderen, wurden nicht nach Jalta gerufen. Sie hatten bereits, wie wir gesehen haben, dem Präsidenten gemeldet, daß „Japan ohne Landung auf den japanischen Inseln, allein durch den Einsatz unserer Luft- und Seemacht gezwungen werden konnte, unsere Kapitulationsbedingungen anzunehmen." MacArthur hat erklärt:

„Ich hatte weder direkt noch indirekt auch nur die geringste Verbindung mit der Konferenz in Jalta. Ich wurde auch niemals gefragt,

ob ich es für ratsam hielte, daß die Russen zu so später Stunde noch in den Krieg einträten. Weder ich noch irgendein Angehöriger meines Oberkommandos war bei der Konferenz in Jalta zugegen – ich persönlich wußte nicht einmal, daß sie stattfand. Daß der Zusammenbruch Japans unmittelbar bevorstand, lag klar auf der Hand.

Hätte man mich nach meiner Ansicht im Hinblick auf Jalta gefragt, so hätte ich mich mit allem Nachdruck dagegen ausgesprochen, daß man die Sowjets noch zu so später Stunde in den Pazifik-Krieg eintreten ließ. Ihnen zu diesem Zweck auch noch wichtige Zugeständnisse zu machen, wäre mir völlig absurd erschienen[352]."

Das Beweismaterial ist überwältigend groß. Roosevelts Freigebigkeit an jenem Nachmittag in Jalta Stalin gegenüber entsprang einzig und allein seinem unberechenbaren Eigenwillen. Die Russenliebe, von der er damals besessen war, machte ihn für alle anderen Erwägungen unzugänglich. Die Behauptung, er habe auf militärischen Rat hin gehandelt, war von Anfang an Schwindel.

Noch schimpflicher aber war seine Rolle beim Verrat Chinas. Er erklärte sich bereit, die chinesische Regierung zur Annahme der Bedingungen zu zwingen; das bedeutete ganz klar, daß die Vereinigten Staaten, falls Tschiang Kai-schek Widerstand leistete, sich mit Rußland zusammentun würden, um die Erfüllung – notfalls mit Gewalt – durchzusetzen. Stalin war als alter Praktiker nicht bereit, seinen amerikanischen Wohltäter ohne eine handfeste Verpflichtung weggehen zu lassen. Ehe also Roosevelt das Zimmer verließ, hatte er Stalin nicht nur versprochen, Churchills Zustimmung einzuholen, sondern auch dafür zu bürgen, daß die Russen ihre Beute bekamen, ob es den Chinesen recht war oder nicht. Wir finden daher in dem Geheimabkommen den ungewöhnlichen Satz: „Die Regierungschefs der drei Großmächte sind übereingekommen, daß diese Forderungen der Sowjetunion nach der Niederwerfung Japans unter allen Umständen erfüllt werden sollen." Sicherlich gehört diese Abmachung zu den schimpflichsten Beispielen internationaler Treulosigkeit in der Geschichte. Sie stellt den Plan auf gleiche Stufe wie einen Raubüberfall mit vorgehaltener Pistole.

Interessant dabei ist, daß sogar der getreue Sherwood die Abmachung verdammt. Er nennt sie „den angreifbarsten Punkt im ganzen Jaltaer Protokoll", wobei er sie richtig auslegt, wenn er sagt, „falls China es abgelehnt hätte, auch nur einer der sowjetischen Forderungen zuzustimmen, so wären vermutlich die Vereinigten Staaten und England gezwungen gewesen, sich zusammenzutun, um sie gewaltsam durchzusetzen." Doch setzte er seinen Helden nicht herab, ohne für ein sanftes Kissen zu sorgen. Mr. Roosevelt, meint er, hatte nichts Böses im Sinn; er war einfach am Ende seiner Kräfte. Sherwood sagt, er sei überzeugt,

daß „Roosevelt dieser letzten unausweichlichen Verpflichtung nicht zugestimmt hätte, wäre die Jaltaer Konferenz nicht schon fast zu Ende und er, abgespannt wie er war, darauf bedacht gewesen, weiteren Auseinandersetzungen aus dem Wege zu gehen."

Stettinius widerspricht dieser Ansicht und behauptet, daß „das Fernost-Abkommen sorgfältig ausgearbeitet wurde und nicht erst in Jalta aus einem übereilten Entschluß heraus entstand." Man hat fast den Eindruck, seiner Meinung nach sei Bosheit mit Vorbedacht ein geringerer Vorwurf als Unüberlegtheit oder Pflichtversäumnis infolge von Erschöpfung. Und wer hatte denn das Abkommen so sorgfältig ausgearbeitet? Dachte Stettinius dabei etwa an die vorbereitenden Gespräche mit Alger Hiss in Marrakesch? Oder an die einleitende Sitzung der amerikanischen Delegation am 4. Februar im Palais Livadavia, auf der der Präsident über die Tagesordnung und das Verfahren der Konferenz unterrichtet und zu der auch Hiss hinzugezogen wurde?

Wir wissen, daß die Engländer entsetzt waren, als sie erfuhren, was Stalin und Roosevelt zusammengebraut hatten. Anthony Eden und andere Mitglieder der Delegation taten, was sie konnten, um den Premierminister davon abzuhalten, daß er seine Unterschrift unter dieses entehrende Abkommen setzte[353]. Doch er entschloß sich notgedrungen, es doch zu unterzeichnen, weil er befürchtete, wenn er Roosevelt in dieser Sache erzürnte, werde „vielleicht die ganze Position des englischen Empire im Fernen Osten gefährdet." Er vergaß dabei nicht, daß Roosevelt ihm schon öfters ernstzunehmende Andeutungen gemacht hatte, England sollte Hongkong an China abtreten. Aber wie Leahy hat er vielleicht vorausgesehen, daß es den Vereinigten Staaten schlecht anstehen würde, die Engländer aus Hongkong zu verdrängen, wenn sie zur gleichen Zeit die Russen aufforderten, Dairen und Port Arthur zu besetzen.

In *Triumph and Tragedy* bemüht sich Churchill, seinen Lesern klarzumachen, daß Roosevelt — und nicht er — schuld am Zusammenbruch Nationalchinas war. Es ist, als beschwöre er die Geschichtsschreibung, seinen Namen von dem an China verübten politischen Verbrechen reinzuwaschen.

> „Ich muß hier in aller Deutlichkeit erklären, daß, auch wenn ich mich im Namen Englands dem Abkommen angeschlossen habe, weder ich noch Eden irgendwie an seinem Zustandekommen beteiligt waren. Es wurde als eine amerikanische Angelegenheit betrachtet ... und wir wurden nicht um Rat gefragt, sondern lediglich um unsere Zustimmung gebeten."

Ob zu Recht oder Unrecht, er fühlte sich durch die Belange seines eigenen Landes genötigt, lieber seine Zustimmung zu geben, als sich

zu isolieren, wenn er als einziger eine andere Meinung äußerte, und sich womöglich Vergeltungsmaßnahmen auszusetzen.

Monate vergingen, bis die chinesische Regierung überhaupt erfuhr, was vor sich ging. Auf Stalins Wunsch stimmte Roosevelt zu, daß ihr nichts gesagt wurde, bis die Russen marschbereit waren. Dadurch wurde Tschiang Kai-schek jede Möglichkeit genommen, Maßnahmen einzuleiten, um der Ausplünderung der Mandschurei und der Wegnahme der Waffen und Vorräte der japanischen Streitkräfte bei deren Kapitulation vorzubeugen. Schließlich blieb natürlich den unglücklichen Chinesen nichts anderes übrig, als Roosevelts Abkommen mit Stalin formell zuzustimmen. Doch die erzwungene Unterschrift vermochte nicht das schändliche Unrecht der Jaltaer Verschwörer zu tilgen. „Das größte Unrecht", sagt Plato, „ist dasjenige, welches in der Form des Rechtes geschieht."

Die Folgen waren, wie heute jedermann weiß, katastrophal für die freie Welt. Statt daß die national-chinesische Regierung, die zwölf Jahre lang gegen die Japaner gekämpft hatte, die großen Vorräte der japanischen Kwangtung-Armee bekam, fielen diese den Russen in die Hand, die sie zu gegebener Zeit den chinesischen Kommunisten übergaben, die unter dem Schutz der russischen Truppen langsam aber stetig in die mandschurischen Dörfer und Städte eindrangen. Durch die japanischen Waffen wurde die rot-chinesische Armee zum erstenmal zu einer gut ausgerüsteten Streitmacht, die es mit Tchiang Kai-scheks geschulten Truppen aufnehmen konnte. Von der unterjochten Mandschurei aus konnten die chinesischen Kommunisten dann in das Tal des Gelben Flusses vorstoßen und den Zusammenbruch der Chinesischen Republik vorbereiten. Die Sowjetunion aber hielt dank Roosevelts Zugeständnissen die Eisenbahnen und Häfen der Mandschurei in ihrem Würgegriff und beherrschte dadurch Nordchina.

Die Verfasser von Büchern, die sich selbst wider bessere Einsicht dafür einsetzen, daß Roosevelt an dieser Entwicklung keine Schuld trifft, ziehen sich, moralisch in die Enge getrieben, in der Jalta-Frage gewöhnlich auf eine letzte Verteidigungslinie zurück. „Was hat schon die Sowjetunion", fragt zum Beispiel Stettinius, „von den Kurilen vielleicht abgesehen, in Jalta erhalten, das sie sich nicht auch ohne Zustimmung hätte nehmen können?" Wahrscheinlich hat er gedacht, besser eine schlechte Ausrede als gar keine. Danach wäre also der Mitschuldige eines Einbrechers freizusprechen, wenn dieser den Einbruch auch ohne seine Hilfe hätte begehen können.

Im übrigen ist die Richtigkeit der in dieser Frage liegenden Behauptung mindestens zweifelhaft. Die Vereinigten Staaten standen damals auf einer Höhe der Macht, wie sie von einem Volk nur selten erreicht wird. Als der Krieg zu Ende ging, waren ihre Armee, Marine und Luft-

waffe allen anderen an Ausrüstung, einschließlich der Atombombe, weit überlegen. Ihre Industrie war unversehrt, während die Rußlands rückständig, beschädigt und in hohem Grade auf die Wohltaten anderer und auf die Beute angewiesen war, die es in den besetzten Ländern machen konnte. „Wir besaßen", wie Bullitt sagt, „die Macht, unseren Willen überall auf der Erde durchzusetzen." Ob Stalin die Souveränität Chinas mißachtet hätte, wenn Roosevelt in Jalta, statt ihm alle erdenklichen Zugeständnisse zu machen, bestimmt erklärt hätte, daß die Mandschurei unverletzt bleiben müsse und werde? Wir werden es niemals erfahren, aber man kann wohl annehmen, daß er es nicht getan hätte. Außerdem rüsteten, so phantastisch das klingt, die Vereinigten Staaten in den sechs Monaten nach der Konferenz in Jalta überhaupt erst die Armee aus, mit der Rußland die Mandschurei an sich riß.

Jedenfalls hat Stettinius' Frage, die seine letzte Zuflucht sein sollte und die wahrscheinlich nur rhetorisch gemeint war, eine Menge für ihn vernichtender Antworten hervorgerufen. So stellt beispielsweise Professor John A. Lukacs die Gegenfrage: „Aber ist es nicht gerade das Ziel des Krieges und der Diplomatie, solche Situationen zu vermeiden — zumal wenn man auf der Schwelle zum Siege steht?" Und William Henry Chamberlin fragt: „... Was für ein Hohn auf unsere öffentlich verkündeten Kriegsziele! Lohnte es sich denn, einen kostspieligen und verlustreichen Krieg zu führen, nur um Polen und anderen osteuropäischen Ländern russische statt deutscher ‚Gauleiter' zu geben und als obersten Machthaber in China die Sowjetunion statt Japan einzusetzen?" Und Chester Wilmot schreibt:

„Stettinius stellt nicht die wirklich entscheidende Frage, die zweifellos lautet: Was bekam die Sowjetunion in Jalta, das sie sich hätte nehmen können, ohne die wesentlichen moralischen Grundsätze der Atlantikcharta und der Vereinten Nationen, die sie durch ihre Unterschrift anerkannt hatte, schamlos zu verletzen? Die für die Welt und die Zukunft wirklich entscheidende Frage war nicht, was Stalin sich genommen hätte oder hätte nehmen können, sondern was zu nehmen ihm als Recht zugestanden wurde. Dieses Abkommen lieferte Stalin den moralischen Deckmantel für seine aggressiven Pläne in Asien und, was noch wichtiger war, fast einen legalen, auf der Friedenskonferenz geltend zu machenden Rechtsanspruch auf die Gebiete und Privilegien, die er verlangte[354]."

Das vertrauliche Gespräch zwischen Stalin und Roosevelt an jenem Donnerstagnachmittag war, worauf Wilmot hinweist, der Wendepunkt der Jaltaer Konferenz. „Wenn die westlichen Delegationen dies damals auch nicht gleich erkannt haben mögen, so war sich Stalin darüber offenbar ganz klar[355]." Nachdem Roosevelt hinsichtlich Asiens grundsätzlich nachgegeben hatte, war kaum zu erwarten, daß er sich am näch-

sten Tage bei den Verhandlungen über Europa hinter moralischen Prinzipien verschanzen werde – jedenfalls nicht einem Realisten wie Stalin gegenüber.

Während der letzten Tage der Konferenz wirkte Roosevelt wie eine zerbrochene Trommel. Dieser Mann, der soeben erst die schmutzigen Silberlinge eines überholten Imperialismus, wie er im neunzehnten Jahrhundert in China üblich war, dem Diktator als Bestechungsgeld in die Hand geschoben hatte, konnte in dieser Gesellschaft nur lächerlich wirken, wenn er von „Souveränitätsrechten" und „den frei geäußerten Wünschen der betroffenen Völker" plapperte. Er hatte sich Stalin gegenüber als reiner Schwätzer erwiesen, für den auch die feierlichen Worte der Atlantikcharta niemals mehr als ein innerpolitisches Hilfsmittel waren. Man brauchte nicht den Scharfsinn eines Tolstoi oder Dostojewski zu besitzen, um dies zu erkennen. Stalin war ja nicht dumm – er zog also daraus den richtigen Schluß, daß er Roosevelt mit ein paar hübschen Redensarten zufriedenstellen könne, um damit sein Vorgehen daheim zu bemänteln. Das war dann auch alles, was er für ihn übrig hatte.

Auf dem Heimweg legte der Präsident am Suezkanal eine Pause ein, um auf seinem Kreuzer den Besuch König Faruks von Ägypten, König Ibn Sauds von Saudi-Arabien und Kaiser Haile Selassies von Abessinien entgegenzunehmen. In seinen Aufzeichnungen beurteilt Harry Hopkins dieses Zwischenspiel „im großen und ganzen als einen Haufen groben Unfugs". Er wundert sich jedoch nicht, daß Mr. Roosevelt gerade „den farbenfreudigen Aufzug der Potentaten in diesem Winkel der Welt besonders genoß". Es gab konziliantes Gerede im Überfluß, und kostbare Geschenke wurden ausgetauscht.

Nach Washington zurückgekehrt, sprach der Präsident im Rollstuhl sitzend vor beiden Häusern des Kongresses in gemeinsamer Sitzung. Er sei seit seiner Abreise aus Washington, prahlte er, „nicht einen einzigen Tag krank" gewesen; es sei nur „sehr viel bequemer" für ihn, im Rollstuhl zu sitzen, weil die Schienen an seinen Beinen zehn Pfund wögen. Ungläubig lauschten die Senatoren und Abgeordneten in den vorderen Reihen seinen Worten, denn sie sahen einen Mann vor sich, mit dem es augenscheinlich zu Ende ging. Doch hat sicher jeder Mensch das Recht, über seine Gesundheit selbst zu urteilen, und vielleicht ist ein gewisser Optimismus sogar heilsam. Man konnte schließlich nicht erwarten, daß Mr. Roosevelt dasselbe berichtete wie einer von denen, die ihn in Jalta beobachtet hatten: „Er sah krank aus und handelte und sprach wie ein Kranker." Auch kann man ihn nicht darum tadeln, daß seine Erklärung vor dem Kongreß nicht mit Churchills Beobachtungen übereinstimmte, der berichtet, daß der Präsident in Jalta „leidend war"..., daß „sein Gesicht durchscheinend aussah... und oft einen geistesabwesenden Ausdruck in seinen Augen lag" und daß „bei der

Verabschiedung am Ende der Konferenz der Präsident einen stillen, gebrechlichen Eindruck machte. Ich hatte das Gefühl, daß sein Leben nur noch an einem dünnen Faden hing[357]." Jedenfalls war bei der sorgfältig inszenierten Vorstellung im Kapitol alles hervorragend zurechtgemacht und organisiert; so wurden alle Fotos überprüft, und nur die brauchbar befundenen durften veröffentlicht werden. Fernsehen gab es damals noch nicht.

Aber mochte auch die Robustheit früherer Jahre vergangen sein, die alte Neigung zur Umgehung der Wahrheit blieb unverändert. „Die Konferenz in Jalta", beteuerte er, „hat sich nur mit dem Krieg in Europa und den politischen Problemen Europas beschäftigt und nicht mit dem Pazifik-Krieg." Dies war natürlich eine bewußte Unwahrheit, denn in seinem Panzerschrank lag ja das in Jalta unterschriebene Geheimabkommen über den Pazifik-Krieg. Er hatte zwar Stalin versprochen, es geheimzuhalten, aber hatte er ihm denn auch versprochen, vor dem Kongreß der Vereinigten Staaten zum Lügner zu werden?

Die Teilung Polens und die Anerkennung des als ‚Lubliner Komitee' bekannten Kommunistenklüngels als Vorläufige Regierung beschönigte er mit den Redewendungen, die er zu diesem Zweck aus Jalta mitgebracht hatte. All dies, sagte er, wurde „von Rußland, von England und von mir gebilligt". Mit seiner Rede, die mehr eine vertrauliche, von entwaffnendem Optimismus getragene Plauderei war, brachte er es so weit, daß die zu erwartende schreckliche Zukunft seinen Zuhörern gar nicht mehr so schrecklich erschien. Von Admiral Leahy, der dem Präsidenten sehr nahe stand, wissen wir jedoch, daß er aus Jalta in einer ganz anderen Stimmung heimkehrte. „Der in Aussicht gestellte Frieden", schreibt er, „scheint mir eher eine schreckliche ‚Saat von Drachenzähnen' zu sein." Den Jubel einiger Mitglieder der amerikanischen Delegation teilte er nicht, weil er sah, daß die Beschlüsse der Konferenz Rußland zur „beherrschenden Macht in Europa" machen würden. Leahy hielt es für selbstverständlich, daß dies Schwierigkeiten erwarten ließ. „Meiner Ansicht nach", sagt er, „barg dies für die Zukunft internationale Mißhelligkeiten in sich[358]."

Darauf fand sich in Roosevelts Rede nicht der geringste Hinweis. Im Gegenteil: „Die Konferenz auf der Krim läßt erwarten", sagte er, „und das sollte sie auch –, daß es mit den bisherigen Methoden der einseitigen Handlungen, Militärbündnisse, Einflußzonen und des Gleichgewichtes der Kräfte von nun an ein Ende hat ... Ich bin überzeugt, daß auf Grund des in Jalta erreichten Übereinkommens in Europa stabilere politische Verhältnisse eintreten werden als bisher." Diese Prophezeiung dürfte wohl die prahlerischste, leichtfertigste – und falscheste! – sein, die jemals innerhalb der Mauern des Kapitoles gemacht worden ist. Denn am selben Abend schon stellte in Bukarest der russische Außen-

minister Wyschinskij einseitig und von Soldaten der Roten Armee unterstützt, dem König von Rumänien ein Ultimatum, durch das er ihn zwang, Petru Groza, den Auserwählten der rumänischen Kommunisten, zum Regierungschef zu ernennen[359].

Damals war die öffentliche Meinung in Nordamerika durch die Kriegspropaganda so betört und verwirrt, daß der Präsident so eine Erklärung abgeben konnte und Millionen ihm glaubten. Es gab zwar auch starke kritische Stimmen, die ganz anderer Ansicht waren, und im Lande herrschte weitverbreitet Unruhe, doch die Menschen glaubten ihm, weil sie große Opfer für etwas Lohnendes – wie sie hofften – gebracht hatten und weil sie ihm unbedingt glauben wollten. Die Rundfunkberichterstatter, die Artikelschreiber der Zeitungen und Zeitschriften und Akademiker im allgemeinen täuschten sie großenteils, indem sie sich aus Trägheit zum Echo des üblichen Geschwätzes und der Gemeinplätze machten, die sich wie ein reißender Strom aus den Büros der kommunistischen Front und der Roosevelt'schen Regierung ergossen. Die Weisheit oder Wahrheitsliebe Franklin D. Roosevelts in Frage zu stellen, war für diese Leute eine Art Sabotage; Argwohn gegen Joseph Stalin galt als unanständig.

Jahrelang hatte Mrs. Eleanor Roosevelt ihre wunderlichen Moralpredigten im ganzen Lande durch populäre tägliche Zeitungsartikel verbreitet, in denen sie ihre Auffassung von häuslichen Dingen geschickt mit ihren und ihres Mannes Ansichten über die Sowjetunion und ihren „großen Führer" Stalin spickte. Ihr Einfluß auf die Einstellung der Amerikaner war enorm. Schriftsteller wie David Lawrence, welche die Jaltaer Abkommen sofort angriffen und ihre Folgen richtig vorhersagten, wurden bei dieser Konkurrenz von über der Hälfte der Bevölkerung, die in einem Nebel von abgedroschenen Schlagworten und Wunschträumen lebte, als widerwärtig abgelehnt. Selbst die Zeitschrift *Time* wich so weit von ihrer eigentlichen Aufgabe ab, daß sie munter behauptete, „alle Zweifel an der Fähigkeit der ‚Großen Drei', im Frieden ebenso wie im Kriege freundschaftlich zusammenzuarbeiten, dürften nun weggefegt sein." Autosuggestion ist in der Tat eine starke Kraft, doch dürften die Redaktionsmitglieder der Zeitschrift selbst nicht ganz ohne Zweifel gewesen sein. Um jedoch denen, die sich durch die Welle des allgemeinen Optimismus davontragen ließen, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müssen wir daran denken, daß einige der übelsten Abmachungen von Jalta noch in Dunkel gehüllt waren.

Nach der Konferenz wurde es jedoch immer schwieriger, das Geheimnis zu wahren. Die Russen straften rücksichtslos alle Schönredereien Präsident Roosevelts Lügen oder, wie Chester Wilmot es in einem Satz zusammenfaßt: „Noch vor Ende März hatten die Russen alle wichtigen Punkte des Jaltaer Abkommens verletzt oder nichtachtet, soweit sie bis

dahin praktisch auf die Probe gestellt worden waren." Selbst Harriman schickte jetzt beunruhigte Telegramme aus Moskau. Roosevelt machte in Georgia „Ferien". Churchill befand sich am Rande der Verzweiflung ebenso wegen Roosevelts Gleichmut wie wegen der Rücksichtslosigkeit der Russen[360].

Franklin D. Roosevelt hielt bis zuletzt an seinem Trugbild fest. Schließlich fragte Churchill bei ihm an, was er im Unterhaus über die immer schlechter werdende Lage in Polen sagen sollte. Roosevelt, der zur Erholung in Warm Springs war, ließ dort ein neues Portrait von sich malen. Am Vormittag des 12. April entwarf er seine Antwort an Churchill. In diesem Telegramm sagte er:

„Ich würde das Sowjetproblem ganz allgemein so unbedeutend wie nur möglich darstellen, da diese Probleme anscheinend jeden Tag in dieser oder jener Form entstehen, meistens aber bald wieder von allein in Ordnung kommen[361]."

Eine Stunde danach erlitt er einen Schlaganfall, und noch am selben Nachmittag starb er.

Am 12. Februar traf General Marshall auf dem Heimweg von der Krim in Florenz mit General Anders zusammen, dem Befehlshaber der in Italien kämpfenden polnischen Streitkräfte. Anders wußte noch nicht, daß er und die meisten seiner Kameraden niemals mehr würden in ihre polnische Heimat zurückkehren können, weil das Land, in dem sie geboren und zu Hause waren, nicht mehr polnisch sein würde. Seit der Ausgabe des Jaltaer Kommuniqués waren erst wenige Stunden verstrichen. Sein Inhalt betraf Polen in mehreren lebenswichtigen Punkten; trotzdem lehnte es der amerikanische Generalstabschef ab, seinem polnischen Kameraden auch nur ein Wort darüber zu sagen, was sich dort zugetragen hatte. Und als der leicht erregbare Anders ein dunkles Bild von der Zukunft Europas malte, erwiderte ihm der abgespannte Marschall ärgerlich: „Wir marschieren weiter mit Sowjet-Rußland gegen die Deutschen; was danach kommt, weiß Gott allein[362]."

Ob General Marshall die wahre Bedeutung seines Eingeständnisses erfaßte, ist nicht bekannt. „Wer", fragte Professor Lukacs, „hatte denn den zweiten Weltkrieg in diese totale, völlig ausweglose politische Sackgasse abgleiten lassen?" Ja, wirklich, wer hatte diesen Krieg, in dem Millionen gekämpft hatten und gefallen waren, auf einen solchen Tiefstand der Ziellosigkeit und Unzulänglichkeit absinken lassen? Wußte es wirklich nur Gott allein? General Marshall unterschätzte seine Mitmenschen. Viele von ihnen wußten es auch. Das Gesetz von Ursache und Wirkung gilt ebenso unerbittlich für die Taten der Menschen wie im Bereich der Naturwissenschaften. Tatsächlich gab es auch in Berlin einen unsympathischen Menschen, der Bescheid wußte. Hitlers Sprachrohr Jo-

seph Goebbels hatte schon manche schwülstige Prophezeiung gemacht, die weit am Ziele vorbeiging, aber diesmal sollte er — mindestens zum großen Teil — recht behalten mit dem, was er vorhersagte. Etwa zur gleichen Zeit, in der Marshall seine Bemerkung zu Anders machte, brachte Dr. Goebbels folgende Worte zu Papier. Sie erschienen gedruckt in seinem Leitartikel in der Wochenzeitung „Das Reich" vom 23. Februar 1945:

„Wenn das deutsche Volk die Waffen niederlegen sollte, so würde das Abkommen zwischen Roosevelt, Churchill und Stalin den Sowjets gestatten, ganz Ost- und Südost-Europa zusammen mit dem größten Teil des Reiches zu besetzen. Ein eiserner Vorhang würde sofort vor diesem Gebiet herniedergehen, das einschließlich der Sowjetunion ungeheure Ausmaße hätte. Hinter diesem Vorhang würde ein Massenschlachten von Menschen einsetzen... Übrig bliebe nur ein Menschentypus im Urzustand, eine stumpfe, gärende Masse von Millionen proletarisierter und verzweifelnder Arbeitstiere, die nichts von der übrigen Welt wüßten, es sei denn, was der Kreml für seine Zwecke als nützlich ansähe. Ohne eigene Führung wären sie auf Gnade und Ungnade der blutigen Diktatur der Sowjets ausgeliefert. Das übrige Europa würde in ein chaotisches politisches und soziales Durcheinander gestürzt werden, das nur eine Vorstufe zur bevorstehenden Bolschewisierung wäre."

Geographisch war der dunkle Schatten sofortiger Vernichtung etwas zu weit gezeichnet. Im übrigen aber ist alles bis auf den letzten Satz eingetroffen. Die Erfüllung dieser letzten düsteren Prophezeiung von Joseph Goebbels ist noch ungewiß — verhindert oder mindestens hinausgeschoben dadurch, daß man in Europa und Nordafrika seit Ende des Krieges amerikanische Truppen und Flugplätze belassen hat, daß man als militärische und Wirtschafts-Hilfe jedes Jahr Milliarden Dollar hineinpumpt und fieberhaft Vorbereitungen für einen neuen Krieg trifft, bei dem es um Sein oder Nichtsein ginge.

„Eine Vorstufe", sagte Dr. Goebbels. Das letzte Kapitel ist noch nicht geschrieben. Wird ein neues entsetzliches Massenmorden der Preis sein, der gezahlt werden muß, um „die bevorstehende Bolschewisierung" abzuwenden? Inbrünstig hoffen die Menschen, daß sie die Torheiten und Verbrechen des zweiten Weltkrieges auf irgendeine andere Weise sühnen dürfen. Das Hoffnungsflämmchen flackert zwar nur schwach. Aber für Optimismus ist, so gern sich der Westen ihm hingeben möchte, nach menschlichem Ermessen nur wenig Berechtigung vorhanden. Denn Jalta war mehr als der unselige Höhepunkt in der langen Reihe von Roosevelts groben Fehlern in der Weltpolitik — es war ein moralischer Zusammenbruch, der unvorstellbares Unglück über die Welt gebracht hat.

Nicht das geringste Übel dabei war das Dahinschwinden des Glaubens der Menschheit an Amerika. Enttäuschung und Bitterkeit sind der

Bodensatz, der zurückgeblieben ist, wo den Vereinigten Staaten einst der Ruf der Wahrheitsliebe und Rechtschaffenheit hohes Ansehen verlieh. In seiner gegenwärtigen Enttäuschung und Verwirrung hat das amerikanische Volk allzu schnell vergessen, daß sein „strahlender" Kriegs-Präsident mehr als Land und Freiheit von Völkern in Europa und Asien vergeudet hat. Er hat noch etwas anderes, nicht minder Kostbares weggeworfen, das seinem Volk gehörte. Vielleicht ist das, auf lange Sicht gesehen, der traurigste Bärendienst, den Franklin D. Roosevelt seinen Landsleuten und der Welt erwiesen hat.

Ende

Anmerkungen

---

1. Thomas A. Bailey, THE MAN IN THE STREET, Macmillan, 1948.
2. So lauteten die beiden Stellen wörtlich in der Rede vor dem Kongreß, und so waren sie auch im Rundfunk zu hören. Wir haben jedoch Grund zu vermuten, daß die Worte „von mir“ und vielleicht auch „und ich“ Präsident Roosevelt unbedacht über die Lippen kamen. Siehe Bert Andrews, „New York Herald Tribune“ v. 11. 3. 1945. Robert E. Sherwood sagt in seinem Buch ROOSEVELT AND HOPKINS: AN INTIMATE HISTORY, Harper, 1948, S. 874: „Er war in seinen Reden äußerst nachlässig und fügte eine Menge aus dem Stegreif hinzu.“ Einige Zeitungen wie beispielsweise die „San Francisco Chronicle“, welche die Rede am 2. 3. 45 brachten – einen Tag, nachdem sie gehalten wurde – enthielten die Worte „von Rußland, von England und von mir“ überhaupt nicht, wahrscheinlich weil sie den vorbereiteten Text abdruckten, der an die Presse ausgegeben worden war und die Stegreif-Bemerkungen des Präsidenten nicht enthielt. Der mit dem Stenogramm verglichene Wortlaut der Rede, wie er in der „New York Times“ vom gleichen Tage abgedruckt wurde, enthält jedoch die Worte „von Rußland, von England und von mir“ und ebenso den Satzteil „und ich auf bestimmten Gebieten gehen wollten“.
   Offensichtlich mißfielen die Worte „und von mir“ Samuel Rosenman, als er 1945 das Buch THE PUBLIC PAPERS AND ADRESSES OF FRANKLIN D. ROOSEVELT (nachstehend zitiert als PUBLIC PAPERS) herausgab; daher änderte er sie ab in „von den Vereinigten Staaten“. Diese Fassung entspricht jedoch weder dem vorbereiteten Originaltext noch dem Wortlaut der Rede, wie sie tatsächlich gehalten wurde. Sehr wahrscheinlich hätte sich Roosevelt auch davor gescheut, zu sagen, die Vereinigten Staaten hätten sich mit der polnischen Regelung einverstanden erklärt, da dies bei den Senatoren, zu denen er sprach, wohl einiges Stirnrunzeln hervorgerufen hätte. Tatsächlich klang das „und von mir“ leichter, spielerischer; aber vielleicht hat der Herausgeber Rosenman es gerade darum nachträglich gestrichen und durch die Worte „und von den Vereinigten Staaten“ ersetzt, weil sie ihm passender erschienen. – Rosenman hat jahrelang viele von Roosevelts Reden verfaßt und besaß daher große Erfahrung, ob ein Wort oder eine Redewendung innenpolitisch passend war.
3. Von der Charta der Vereinten Nationen sagte Roosevelt allerdings in seiner Rede vor dem Kongreß, daß sie vom Senat gebilligt werden müsse, und wies dadurch ausdrücklich darauf hin, daß er die Verfassung der Ver-

einigten Staaten kenne. Er sprach an dieser Stelle darüber, was man in Jalta hinsichtlich der geplanten Organisation der Vereinten Nationen beschlossen hatte. Nach einigen Zeitungsberichten, z. B. im „San Francisco Chronicle" vom 2. 3. 1945, enthielt die Rede noch folgende Worte „wie es auch mit einigen anderen in Jalta getroffenen Vereinbarungen geschehen wird". Wahrscheinlich stützten sich diese Berichte auf einen vorbereiteten Text, Roosevelt hat jedoch diese Worte in seiner Rede nicht ausgesprochen. Daher finden sie sich auch nicht in dem stenographierten und verglichenen Wortlaut, der am nächsten Tage (dem 2. 3. 1945) in der „New York Times" stand, und auch nicht in den PUBLIC PAPERS. Der betreffende Absatz ist etwas ungeschickt im Satzbau, als hätte Roosevelt ihn beim Verlesen an Ort und Stelle verändert, indem er die Anspielung auf die Notwendigkeit einer Ratifikation „einiger anderen in Jalta getroffenen Vereinbarungen" durch den Senat wegließ. Selbstverständlich hatte er nicht die Absicht, diese „Vereinbarungen" dem Senat vorzulegen; für ihn waren sie ein *fait accompli,* das „von mir" gebilligt war.
Außerdem sagte er zwar, daß die Westgrenze Polens auf der endgültigen Friedenskonferenz festgelegt werden sollte, doch ließ er nichts über die Ostgrenze, über Ostpreußen, Danzig und die anderen betroffenen Gebiete verlauten. „Ich glaube", hatte der Präsident gesagt, „Danzig würde besser fahren, wenn es polnisch würde". Und so wurde es eben polnisch. Die Einwohner von Danzig aber, die zu 95 % deutschsprachig waren, wurden nicht gefragt, ob sie auch der Ansicht seien, daß sie es besser haben würden, wenn ihre Stadt polnisch wurde. (PUBLIC PAPERS, 1945, S. 582.)

4. Arthur Bliss Lane, I SAW POLAND BETRAYED, Bobbs-Merrill, 1948)
5. William C. Bullitt, „A Report to the American Poeple on China", „Life" v. 3. Oktober 1947.
6. Sherwood, a.a.O., siehe Anmerkung 2), S. 835.
7. Winston Churchill, THE HINGE OF FATE, Houghton Mifflin, 1950. S. 686: „Mit einigem Erstaunen hörte ich den Präsidenten auf der Pressekonferenz am 24. Januar sagen, daß wir alle unsere Feinde zur ‚bedingungslosen Kapitulation' zwingen würden."
8. Hanson W. Baldwin, GREAT MISTAKES OF THE WAR, Harper, 1950.
9. Henry L. Stimson and McGeorge Bundy, ON ACTIVE SERVICE IN WAR AND PEACE, Harper, 1947, S. 580/81.
10. Siehe die Erörterung dieser Frage vom militärischen und politischen Standpunkt aus bei Baldwin, a.a.O. – Siehe auch Anmerkung 16.
11. Edward R. Stettinius, ROOESEVELT AND THE RUSSIANS: THE YALTA CONFERENCE, Doubleday, 1949, und „What F. D. R. and Stalin Really Did at Yalta", „LOOK" v. 21. Juni 1949.
12. James F. Byrnes, SPEAKING FRANKLY, Harper, 1947, S. 42/3.
13. Presseberich vom 7. August 1949. Siehe auch Don Lohbeck, PATRICK J. HURLEY, Regnery, 1956.
14. Sherwood, a.a.O., S. 867.
15. Joseph C. Grew, THE TURBULENT ERA, Houghton Mifflin, 1955.
16. Baldwin, a.a.O. Dieser hochangesehene Militärkritiker erläutert, warum die Invasion in der Normandie seiner Ansicht nach einer der groben Fehler war, durch die die Vereinigten Staaten den Frieden verloren. Amerika, sagte er, hatte keine Friedensziele, und die amerikanische Politik war auf falschen Voraussetzungen und psychologischen Irrtümern aufgebaut. Premierminister Churchill machte sich Sorge über die politischen Auswirkun-

gen nach dem Kriege, die aus den damaligen militärischen Entschlüssen entstehen könnten, doch seine Vorschläge wurden wiederholt von Präsident Roosevelt verworfen.
Dieser Unterschied in der Auffassung der Lage zwischen Roosevelt und Churchill spiegelt sich in des letzteren Kriegserinnerungen ständig wieder. Elliott Roosevelt erzählt uns in seinem Buch AS HE SAW IT (Duell, Sloane & Pearce, 1946) von der tiefen Kluft zwischen den Ansichten der beiden Männer hinsichtlich Rußland. Unter häufiger Zitierung von vertraulichen Unterhaltungen mit seinem Vater berichtet er, daß Churchill einen ständigen Kampf führte, um eine Überquerung des Kanales und eine Landung in Europa zu vermeiden, und dauernd bemüht war, eine Änderung in der Strategie der Alliierten zu erreichen, um zu verhindern, daß eines Tages die Rote Armee den Balkan und Ostdeutschland beherrschte. (Seiten 184, 185, 231, 253). Franklin D. Roosevelt widersetzte sich jedoch hartnäckig jeder Strategie, an der Stalin Anstoß nahm, den er „gern hatte", wie Elliott schreibt (S. 176) und von dem er als „Onkel Joe" sprach.

17. Willian C. Bullitt, „The Strength Of Our New Foreign Policy", Reader's Digest, Juni 1947.
18. John R. Deane, THE STRANGE ALLIANCE, Viking, 1947.
19. Wegen genauerer Angaben über den berühmten Fall Alger Hiss siehe Ralph de Toledano und Victor Lasky, SEEDS OF TREASON, Funk & Wagnalls, 1950.
20. David J. Dallin, SOVIET RUSSIA'S FOREIGN POLICY, Yale University Press, 1943.
21. Nicholas J. Spykman, AMERICA'S STRATEGY IN WORLD POLITICS, Harcourt, Brace, 1942.
22. Deane, a.a.O., S. 90.
23. Joseph E. Davies, MISSION TO MOSCOW, Simon & Schuster, 1941.
24. Ein Krieg zwischen Japan und den Vereinigten Staaten konnte Sowjet-Rußland in jedem Fall nur willkommen sein, denn seit einem halben Jahrhundert behinderte Japan das russische Expansionsstreben im Fernen Osten; und daß es in einem Krieg gegen Amerika eine Niederlage erleiden werde, stand außer Zweifel. Es ist wohlbekannt, daß pro-sowjetische Einflüsse in Washington den Ausbruch von Feindseligkeiten unter der Hand förderten. Aber auch Moskau selbst blieb in der Zeit vor Pearl Harbour nicht untätig. Im Januar 1941 schrieb Sir Stafford Cripps, der damalige englische Botschafter in Moskau, in sein Tagebuch: „Im Augenblick erscheinen mir die Russen sphinxartiger denn je, und ich glaube, selbst die Deutschen wissen nicht, was sie vorhaben. Es gibt indes Anzeichen dafür, daß etwas mit Japan auf dem Tapet steht: ich denke an einen Versuch, Japan zum Kriege mit Amerika zu ermutigen, damit auf diese Weise Japan geschlagen und diese Gefahr für Rußland aus dem Wege geräumt wird."
25. James F. Byrnes, ALL IN ONE LIFETIME, Harper, 1958, S. 281.
26. Edgar Hoover, MASTERS OF DECEIT, Holt, 1958.
27. Albert C. Wedemeyer, WEDEMEYER REPORTS! Holt, 1958, S. 340.
28. Franz Borkenau, EUROPEAN COMMUNISM, Harper, 1953, S. 72.
29. desgl. S. 493/94.
30. Siehe Kapitel 12.
31. Außer bei Borkenau siehe bei Stephen King-Hall, THE COMMUNIST CONSPIRACY, Constable, London, 1953 und Edgar Hoover, a.a.O. (s. Anmerkung 26)

32. Don Whitehead, THE F. B. I. STORY, Random House, 1956, S. 267 und Edgar Hoover a.a.O.

33. YEAR-END NEWS REPORT, United Press Association, 6. Jan. 1941, Hoover Institute and Library, Stanford University. So streng war die Zensur, daß Henry Shapiro, dem U.P.-Reporter, ein Abschnitt der russischen Verfassung aus einem seiner Telegramme gestrichen wurde. Die Zensur war manchmal auch geradezu kindisch willkürlich. So wurde beispielsweise Virgil Pinkley eine Schilderung von Stalins Äußerem so zusammengestrichen, daß er darauf verzichtete. Er hatte darin gesagt, Stalin trüge sein Haar nach dem „Pompadour-Schnitt" – in Deutschland auch Bürstenschnitt genannt. Als er fragte, warum man ihm dieses harmlose Detail gestrichen habe, erwiderte ihm der Chef des sowjetischen Pressebüros: „Mr. Pinkley, es ist nicht gestattet, den Kameraden Stalin mit Madame Pompadour zu vergleichen."

34. Siehe Telegramm von L. S. B. Shapiro in der „New York Times" v. 19. 3. 1946. Mr. Shapiro berichtete:
„Der Schlüssel zu Rußlands Expansionsprogramm in Europa und dem Nahen Osten ist in die Hände des amerikanischen Außenministeriums gefallen. Erbeutete deutsche Aufzeichnungen über die endgültigen Gespräche zwischen dem russischen Außenminister Wjatscheslaw Molotow und dem deutschen Außenminister Joachim v. Ribbentrop im Frühjahr 1941 sind kritisch mit den Berichten der damaligen amerikanischen Botschafter und Militärattachés in den europäischen Hauptstädten verglichen worden, so daß Washington jetzt ein genaues Bild von den Zielen und Wünschen besitzt, die den gegenwärtigen sowjetischen Truppenbewegungen und diplomatischen Vorstellungen zugrunde liegen.

Im Juni 1941, wenige Wochen ehe Deutschland Rußland angriff, reiste Mr. Molotow nach Berlin ... das Protokoll dieser letzten Besprechungen wurde 1945 zum Hauptziel aller Erkundungstrupps der Siegernationen, die damals die Ruinen des Dritten Reiches durstöberten. Der unterzeichnete Korrespondent hat von maßgeblicher Stelle erfahren, daß sich das wertvolle Protokoll in einem Stoß erbeuteter deutscher Dokumente befand, die im Laufe des Winters nach Washington geschickt wurden. Von Quellen, die unbedingt Bescheid wissen müssen, habe ich erfahren, daß die Hauptpunkte des Protokolls folgende sind:

... Der sowjetische Abgesandte besaß die Ermächtigung des Kremls, Deutschland ein uneingeschränktes Militärbündnis anzubieten, falls ihm dafür folgende territoriale Zugeständnisse nach dem Siege zugesichert wurden: der ständige Besitz des gesamten polnischen Gebietes, das damals von sowjetischen Truppen besetzt war; die Einverleibung Litauens, Estlands, Lettlands, der karelischen Landenge, Bessarabiens und der Bukowina in die Sowjetunion; vollkommene Beherrschung der Dardanellen, freie Hand in Irak und Iran und soviel von Saudiarabien, daß die Sowjets den Persischen Golf sowie den Golf von Aden und damit den Eingang zum Roten Meer beherrschten.

... Nach zahlreichen Besprechungen gelangten Hitler und Ribbentrop unter sich zu folgenden Entschlüssen: erstens daß Rußlands Gebietsforderungen zu umfangreich waren, als daß man ihnen hätte zustimmen können; zweitens war Ribbentrop der Ansicht, selbst wenn sie annehmbar gewesen wären, so könne man Rußlands Freundschaftsversicherungen doch nicht einfach als bare Münze hinnehmen, und Deutschland müsse an seiner Ostgrenze

auch weiterhin große Streitkräfte unterhalten und ein wachsames Auge auf jede Maßnahme Rußlands haben.
Diese Entscheidungen wurden Mr. Molotow in einer außerordentlich stürmischen Sitzung zur Kenntnis gebracht, und bald darauf wurde die Konferenz abgebrochen.
Dieses Protokoll gewinnt angesichts der derzeitigen russischen Schachzüge besondere Wichtigkeit."
Erst nach drei Jahren erkannte das Außenministerium endlich an, daß es im Besitz dieses Protokolles war. Siehe NAZI-SOVJET-RELATIONS 1939–1941, Department of State, 1948.

35. Harry Hopkins, „The Inside Story of My Meetıng with Stalin", American Magazine, Dezember 1941.
36. Byrnes, ALL IN ONE LIFETIME, S. 320.
37. Die Schuld der Russen wurde einwandfrei festgestellt. Siehe Jan Ciechanowski, DEFEAT IN VICTORY, Doubleday, 1947; Stanislaw Mikolajzik, THE RAPE OF POLAND, McGraw-Hill, 1948; Stanislaw Mackiewicz, THE KATYN WOOD MURDERS, Hollis & Carter, London, 1951, mit Vorwort von Arthur Bliss Lane; REPORT OF THE HOUSE COMMITTEE TO INVESTIGATE THE KATYN MASSACRE, U.S.-Gouvernment Printing Office, 1952; F. J. P. Veale, ADVANCE TO BARBARISME, Nelson, 1953.
38. STALINS CORRESPONDENCE WITH CHURCHILL, ATTLEE, ROOSEVELT AND TRUMAN 1941—45 Lawrence & Wishart, London, 1958.
39. Zuerst geschildert in einem offenbar vom Weißen Haus inspirierten Artikel, „Roosevelt's World Blueprint" von Forrest Davis in „Saturday Evening Post" v. 10. April 1943.
40. Demaree Bess, „What Does Russia Want?" in „Saturday Evening Post" v. 20. 3. 1943; siehe auch Dallin a.a.O. (Anmerkg. 20).
41. John T. Flynn, THE ROOSEVELT MYTH, Devin-Adair, 1948.
42. Sherwood, a.a.O., S. 71.
43. Frances Perkins, THE ROOSEVELT I KNEW, Viking, 1946, S. 43.
44. Sherwood, a.a.O., S. 80.
45. desgl. S. 690.
46. desgl. S. XII.
47. desgl. S. 191.
48. desgl. S. 201.
49. desgl. S. XVII.
50. desgl. S. XVII.
51. desgl. S. 212.
52. desgl. S. 26.
53. desgl. S. 92.
54. desgl. S. 94–98.
55. desgl. S. 112.
56. Cordell Hull, THE MEMOIRS OF CORDELL HULL, Macmillan, 1948.
57. Sherwood, a.a.O., S. 179.
58. desgl. S. 529.
59. Associated Press-Bericht in der Presse v. 4. Sept. 1950.
60. William Henry Chamberlin, AMERICAS SECOND CRUSADE, Regnery, 1950.
61. Winston Churchill, THE GATHERING STORM, Houghton Mifflin, 1948, Vorwort.

62. Daran besteht längst kein Zweifel mehr. Wie Roosevelt den Eintritt Amerikas in den Krieg in Europa und Asien plante und Japan dazu anstachelte, Pearl Harbour anzugreifen, ist in den folgenden Büchern einwandfrei belegt:
Charles E. Beard, PRESIDENT ROOSEVELT AND THE COMING WAR, 1941, Yale University Press, 1948;
Chamberlin, a.a.O. (Anmerkung 60);
George Morgenstern, PEARL HARBOUR, Devin-Adair, 1947;
Tochikazu Kase, JOURNEY TO THE MISSOURI, Yale Univ. Press, 1950;
Frederick R. Sanborn, DESIGN FOR WAR, Regnery, Devin-Adair, 1951;
Charles Callan Tansill, BACK DOOR TO WAR, Regnery, 1952;
Admiral R. A. Theobald, THE FINAL SECRET OF PEARL HARBOUR, Devin-Adair, 1954;
Joseph C. Grew, THE TURBULENT ERA, Houghton Mifflin, 1955;
Admiral H. E. Kimmel, ADMIRAL KIMMEL'S STORY, Regnery, 1955;
Albert C. Wedemeyer, a.a.O. (s. Anmerkg. 27), Kapitel 1.
63. PUBLIC PAPERS, 1941, S. 557.
64. desgl., 1939, S. 1–12.
65. Charles A. Beard, GIDDY MINDS AND FOREIGN QUARRELS, Macmillan, 1939, S. 54.
66. PUBLIC PAPERS, 1940, S. 93.
67. Eine gute Besprechung des Artikels 124 der Russischen Verfassung erschien in der Zeitschrift „Christian Century" vom 15. Oktober 1941; sie gehört zu den wenigen Publikationen, die nicht nur einen oberflächlichen Überblick darüber geben.
68. VITAL SPEECHES, Band VII, S. 583.
69. Siehe Anmerkung 62.
70. Zitiert in „Nation" v. 5. Dezember 1942.
71. Sumner Welles, WHERE ARE WE HEADING? Harper, 1946, S. 3.
72. H. V. Morton, ATLANTIC MEETING, Methuen & Company Ltd. London, 1943, S. VI–VII.
73. Sherwood, a.a.O., S. 362.
74. Winston Churchill, THE GRAND ALLIANCE, Houghton Mifflin, 1950, S. 441.
75. Elliott Roosevelt, AS HE SAW IT, Duell, Sloane & Pearce, 1946, S. 44.
76. desgl. S. XIV.
77. Ray Brock in der „Baltimore Sun" v. 22. Juli 1941 aus Ankara (Copyright 1941 by „New York Times"); Preston Groves, Korrespondent der Associated Press in Stambul, in der „Baltimore Sun" v. 28. Juli 1941.
78. Sherwood, a.a.O., S. 342.
79. William C. Bullitt, THE GREAT GLOBE ITSELF, Scribner's, 1946, S. 11.
80. Sherwood, a.a.O., S. 327–44.
81. Die jüdische Gemeinschaft, die in der Filmindustrie großen Einfluß hatte, war durch Hitlers Antisemitismus verständlicherweise sehr erzürnt.
82. Siehe Anmerkung 62.
83. Eine eingehende urkundliche Belegung der Vorgeschichte von Pearl Harbour mit besonderen Hinweisen auf die Vernehmungen des Gemeinsamen Kongreßausschusses zur Untersuchung des Angriffes auf Pearl Harbour (im folgenden Gemeinsamer Kongreßausschuß genannt) ist in den in Anmerkung 62 angeführten Quellen zu finden.

84. FOREIGN RELATIONS, JAPAN 1931–1941, U.S.-Gouvernment Printing Office, 1943, Bd. II, S. 266/67.
85. Stimson und Bundy, a.a.O. (Anmerkg. 9), S. 373.
86. PEARL HARBOUR ATTACK, Vernehmungen des Gemeinsamen Kongreßausschusses, Teil 5, S. 2293 ff.
87. PEARL HARBOUR ATTACK, Teil 5, S. 2121.
88. Stimson und Bundy, a.a.O. (Anmerkg. 9), S. 373.
89. PEARL HARBOUR ATTACK, Teil 16, S. 2175.
90. Die Aussagen von Großadmiral Karl Dönitz beim Nürnberger Prozeß im Jahre 1946 über die Befehle der deutschen Marine werfen ein kennzeichnendes Licht auf Hitlers ängstliches Bestreben, einen Konflikt mit den Vereinigten Staaten zu vermeiden. „New York Times" v. 9. Mai 1946.
91. Siehe Bericht darüber in „Newsweek" v. 10. 11. 1941.
92. PEARL HARBOUR ATTACK, Teil 16, S. 2210.
93. desgl. Teil 5, S. 2382–84.
94. siehe Anmerkung 84.
95. PEARL HARBOUR ATTACK, Teil 5, S. 2379–80.
96. „New York Times" v. 1. August 1941.
97. desgl. v. 2. August 1941.
98. desgl. v. 2. August 1941.
99. „Newsweek" v. 28. Juli 1941. Siehe auch PEARL HARBOUR ATTACK Teil 14, S. 1343 und Teil 15, S. 1849.
100. „Newsweek" v. 21. Juli 1941.
101. FOREIGN RELATIONS, JAPAN 1931–41, Bd. II. S. 645–50.
102. Hull a.a.O. (Anmerkg. 56), S. 1025.
103. Wegen einer gut belegten Erörterung der Begleitumstände zu der geplanten Begegnung Konoyes mit Präsident Roosevelt siehe Kapitel XII von Sanborn, DESIGN FOR WAR, ebenso Tansill, BACK DOOR TO WAR und Grew, THE TURBULENT ERA (alle siehe Anmerkg. 62).
104. Hull a.a.O., S. 1025.
105. Basil Rauch, ROOSEVELT: FROM MUNICH TO PEARL HARBOUR, Farrar, Strauß and Cudahy, 1954.
106. desgl. S. 447.
107. Jesse Jones, Fifty Billions Dollars, Macmillan, 1951.
108. Thomas A. Bailey, siehe Anmerkg. 1.
109. PEARL HARBOUR ATTACK, Teil 12, S. 17.
110. Churchill, THE GRAND ALLIANCE, S. 606.
111. Churchills Rede v. 15. Februar 1952 in der „New York Times" v. 16 Februar 1942.
112. Associated Press-Telegramm aus London v. 21. Juni 1944.
113. Eleanor Roosevelt, THIS I REMEMBER, Harper, 1949, S. 233.
114. Frances Perkins a.a.O. (s. Anmerkg. 43), S. 379/80.
115. PEARL HARBOUR ATTACK, Teil 6, S. 2837.
116. Die aufgefangenen und dechiffrierten Telegramme aus Tokio an den japanischen Botschafter in Washington sind im einzelnen in PEARL HARBOUR ATTACK, Teil 12, S. 1–316 aufgeführt. Die vorherige Benachrichtigung Roosevelts und seines engeren Kreises bezüglich des Angriffes der Japaner wird bei Tansill, Sanborn, Morgenstern, Grew und Kimmel belegt. Siehe Anmerkg. 62.
117. Forrest Davis and Earnest K. Lindley, HOW WAR CAME, Simon & Schuster, 1942, S. 4.
118. PEARL HARBOUR ATTACK, Teil 11, S. 5433.

119. desgl. Teil 2, S. 570; siehe auch Joseph C. Grew, TEN YEARS IN JAPAN, Simon & Schuster, 1944, S. 493 und 497.
120. John Chamberlain, „The Man Who Pushed Pearl Harbour", „Life" vom 1. April 1946, S. 94.
121. Sidney Rogerson, PROPAGANDA AND THE NEXT WAR, Geoffrey Bles, London, 1938.
122. Zur Unterrichtung über englische und deutsche Propagandamaßnahmen im zweiten Weltkrieg siehe Harold Lavine and James Wechsler, WAR PROPAGANDA AND THE UNITED STATES, Yale University Press, 1940.
123. „Time" v. 21. Juli 1941.
124. U.S.-SOVIET RELATIONS 1933–1939, eine Sammlung bis dahin noch nicht veröffentlichter Dokumente, die das Außenministerium erst am 24. Mai 1952 freigab.
125. Rundfunkansprache, berichtet in der Tagespresse am 18. 10. 1951.
126. Lord Lloyd, THE BRITISH CASE, Macmillan, 1940.
127. „New York Herald Tribune" v. 24. Februar 1940.
128. „New York World-Telegram" v. 5. Februar 1940.
129. Eine gründliche und sachliche Erörterung der Propaganda zu Anfang des Krieges ist bei Lavine und Wechsler, a.a.O., zu finden.
130. „New York Herald Tribune" v. 23. Oktober 1939.
131. Norman Pounds, AN HISTORICAL AND POLITICAL GEOGRAPHY OF EUROPE, Harras, London, and Chanticler, New York, 1947, S. 303.
132. VITAL SPEECHES, siehe Anmerkung 68.
133. „Time" v. 18. August 1941.
134. Öffentliche Erklärung, freigegeben am 5. August 1941.
135. Die während der ersten Tage von Mr. Roosevelts Fahrt der Presse übergebenen Erklärungen und öffentlich geäußerten Eindrücke, auf die hier und in den folgenden Absätzen Bezug genommen wird, stammen aus den Tageszeitungen „New York Times" und „New York Herald Tribune" sowie aus den Wochenzeitschriften „Time" und „Newsweek".
136. H. V. Morton, a.a.O. (siehe Anmerkung 72), S. XI.
137. Sherwood, a.a.O., S. 311.
138. Hull, a.a.O., S. 974.
139. Sherwood, a.a.O., S. 313.
140. Churchill, THE GRAND ALLIANCE, S. 427.
141. Hull, a.a.O., S. 974.
142. Elliott Roosevelt, a.a.O., S. 39.
143. Sumner Welles, a.a.O. (siehe Anmerkung 71), S. 6.
144. Elliott Roosevelt, a.a.O., S. 27.
145. Sherwood, a.a.O., S. 353.
146. Elliott Roosevelt, a.a.O., S. 30.
147. H. V. Morton, a.a.O., S. 101.
148. desgl. S. 119.
149. H. H. Arnold, GLOBAL MISSION, Harper, 1949, S. 253.
150. desgl. S. 231.
151. desgl. S. 253.
152. desgl. S. 254.
153. Elliott Roosevelt, a.a.O., S. 33 und 41.
154. Was von dieser Besprechung bekannt wurde, stammt aus Sumner Welles WHERE ARE WE HEADING? S. 11–15; Churchill, THE GRAND ALLIANCE, S. 434–42; Elliott Roosevelt, AS HE SAW IT, S. 39; Sherwood,

a.a.O., S. 356–60; und aus dem Untersuchungsbericht des Kongresses über den Angriff auf Pearl Harbour.
155. Sherwood, a.a.O., S. 362.
156. Siehe Kapitel 6.
157. Churchill, THE GRAND ALLIANCE, S. 438.
158. desgl. S. 441.
159. „New York Times“ v. 16. Februar 1942. Vgl. Anmerkung 111.
160. Churchill, THE GRAND ALLIANCE, S. 447.
161. „Time“ v. 25. August 1941.
162. Sherwood, a.a.O., S. 362.
163. Sumner Welles, a.a.O., S. 17.
164. desgl. S. 17.
165. Churchill, THE GRAND ALLIANCE, S. 444.
166. „New York Times“ v. 25. August 1941.
167. „London Times“ v. 28. Februar 1945.
168. Russell Grenfell, UNCONDITIONAL HATRED, Devin-Adair, 1953, S. 152.
169. Winston Churchill, TRIUMPH AND TRAGEDY, Houghton Mifflin, 1953, S. 456.
170. „London Times“ v. 11. Oktober 1954.
171. Chester Wilmot, THE STRUGGLE FOR EUROPE, Harper, 1952, S. 633.
172. Die Entwürfe wurden durch Sumner Welles' – erstmals in Anmerkung 71 erwähntes – Buch bekannt. Churchills ursprünglicher Entwurf erscheint auch in THE GRAND ALLIANCE.
173. Sumner Welles, a.a.O., S. 16 und 17.
174. Churchill, THE GRAND ALLIANCE, S. 433.
175. Sherwood, a.a.O., S. 350.
176. Siehe Freud's Brief an Einstein, geschrieben in Wien im September 1932, in READINGS IN WORLD POLITICS, American Foundation for Political Education, 1952, II.
177. Siehe F. J. P. Veale, ADVANCE TO BARBARISM, a.a.O. (s. Anmerkung 37) und das Vorwort dazu von The Very Reverend William Ralph Inge, Dekan der St.-Pauls-Kathedrale; ferner Freda Utley, THE HIGH COST OF VENGEANCE, Regnery, 1949; Austin J. App, HISTORY'S MOST TERRIFYING PEACE, Boniface Press, 1946; Montgomery Belgion, VICTORS JUSTICE, Regnery, 1949.
178. Sumner Welles, a.a.O., S. 7.
179. Siehe Elliott Roosevelt, a.a.O., Kapitel 2.
180. Chester Wilmot, a.a.O., S. 633.
181. PUBLIC PAPERS.
182. Sherwood berichtet, daß diese Rede mindestens drei Wochen im voraus angekündigt wurde, und fügt hinzu: „Es war stets die Gewohnheit von Steve Early, die Rundfunkhörer Päsident Roosevelts frühzeitig auf das Ereignis vorzubereiten, und er tat dies außerordentlich geschickt. Sherwood, a.a.O., S. 950.
183. Sherwood, a.a.O., S. 372.
184. Siehe INTERLOCKING SUBVERSION IN GOVERNMENT DEPARTMENTS, Bericht des Unterausschusses zur Untersuchung der Handhabung der Gesetze für die Innere Sicherheit an den Rechts-Ausschuß des US-Senates v. 30. Juli 1953, Government Printing Office; Akten des Kongreßausschusses für ‚Unamerikanische Tätigkeit‘; James Burnham, THE WEB OF SUBVERSION, John Day, 1954; Don Whitehead, THE F. B. I.-

STORY (Anmerkung 32); Edgar Hoover, MASTERS OF DECEIT (Anmerkung 26).

185. Franz Borkenau, EUROPEAN COMMUNISM (Anmerkung 28), S. 279.
186. Am 10. Februar 1940. Siehe PUBLIC PAPERS, 1940, S. 93.
187. „Christian Century" v. 15. Oktober 1941.
188. Sherwood, a.a.O., S. 391–93.
189. desgl.
190. desgl.
191. desgl.
192. PUBLIC PAPERS, 1941, S. 557.
193. Borkenau, a.a.O., S. 72.
194. Siehe Harry Elmer Barnes, PERPETUAL WAR FOR PERPETUAL PEACE, Caxton, 1952.
195. F. J. P. Veale, a.a.O.
196. Sumner Welles, a.a.O., S. 8.
197. desgl. S. 14; sowie Churchill, THE GRAND ALLIANCE, S. 437.
198. Sumner Welles, a.a.O., S. 10.
199. desgl. S. 14.
200. William C. Bullitt, „How We Won The War And Lost The Peace", in „Life" v. 30. August 1948.
201. Churchill, THE HINGE OF FATE, S. 201.
202. desgl. zitiert S. 667.
203. John R. Deane, THE STRANGE ALLIANCE (Anmerkung 18), S. 295.
204. Lord Hankey, POLITICS, TRIALS AND ERRORS, Regnery, 1950, S. 38–55.
205. Hanson W. Baldwin, a.a.O. (Anmerkung 8), S. 14.
206. Dies wird mit jedem Jahr, in dem immer neue drohende Ereignisse auftauchen, klarer. Außer den soeben zitierten Werken von Lord Hankey und Baldwin siehe auch:
Generalmajor J. F. C. Fuller, THE SECOND WORLD WAR, Eyre & Spottiswoode, London, 1948, S. 258–59, 264–65, 275, 311, 355, 365, 379, 391 und 392;
Admiral William D. Leahy, I WAS THERE, Whittlesey, 1950, S. 145;
B. S. Liddell Hart, THE GERMAN GENERALS TALK, Morrow, 1948;
F. O. Miksche, UNCONDITIONAL SURRENDER: THE ROOTS OF A WORLD WAR III, Faber & Faber, London, 1952; sowie die in den Anmerkungen 168, 171, 37 und 194 erwähnten Werke von Grenfell, Wilmot, Veale und Barnes.
207. Elliott Rosevelt, a.a.O., S. 117.
208. Sherwood, a.a.O., S. 669.
209. desgl. S. 671.
210. Churchill, THE HINGE OF FATE, S. 657.
211. desgl. S. 713.
212. Hansard (engl. amtl. Parlamentsprotokoll) v. 2. Juni 1942.
213. B. S. Liddell Hart, THE REVOLUTION IN WARFARE, Faber & Faber, London, 1946, S. 72.
214. J. M. Spaight, BOMBING VINDICATED, Bles, London, 1944; und Sir Arthur Harries, BOMBER OFFENSIVE, Collins, London, 1947. Siehe auch Liddell Hart, THE REVOLUTION IN WARFARE und Grenfell, UNCONDITIONAL HATRED.
215. Siehe Harris' Artikel in „The Star" (England) v. 12. Dezember 1946.

216. B. S. Liddell Hart, The German Generals Talk und THE OTHER SIDE OF THE HILL, Cassell, London, 1951; ferner Milton Schulman, DEFEAT IN THE WEST, Seeker & Warburg, London, 1947;
Hans Rothfels, THE GERMAN OPPOSITION TO HITLER, Regnerey, 1948;
F. H. Hinsley, HITLERS STRATEGY, Cambridge Univ. Press, 1951; sowie die in den Anmerkungen 168, 171 und 206 erwähnten Werke von Grenfell, Wilmot und Fuller und die Akten der Nürnberger Prozesse.
217. Wedemeyer, a.a.O., S. 96.
218. Churchill, THE HINGE OF THE FATE, Kapitel 19.
219. Hopkins' Worte wurden protokolliert und werden von Churchill in seinem Buch THE HINGE OF FATE, S. 318, zitiert.
220. Zitiert von Sherwood, a.a.O., S. 557.
221. desgl. S. 556.
222. Churchill, THE HINGE OF FATE, S. 324.
223. Dwight D. Eisenhower, CRUSADE IN EUROPE, Doubleday, 1948, S. 90.
224. Sherwood, a.a.O., S. 674.
225. Churchill, THE HINGE OF FATE, S. 658.
226. Sherwood, a.a.O., S. 657.
227. Elliott Roosevelt, F. D. R.: HIS PERSONAL LETTERS, Duell, Sloan & Pearce, 1950, III. Teil 2, S. 1400.
228. desgl. S. 1394.
229. John Gunther, ROOSEVELT IN RETROSPECT, Harper, 1950, S. 54.
230. Churchill, THE HINGE OF FATE, S. 686.
231. „London Times" v. 18. November 1949.
232. Sherwood, a.a.O., S. 696; zitiert in Churchill, THE HINGE OF FATE, S. 687.
233. Leahy, a.a.O., S. 145.
234. Cordell Hull, a.a.O., S. 1570–71.
235. Louis P. Lochner, THE GOEBBELS DIARIES, 1941–1943, Doubleday, 1948, S. 34 und 232.
236. Allen W. Dulles, GERMANYS UNDERGROUND, Macmillan, 1947, S. 122/3.
237. Fuller, a.a.O. (Anmerkung 206), S. 355.
238. Siehe Anmerkungen 206 und 216.
239. Fuller, a.a.O., S. 258–59.
240. desgl S. 391–92.
241. Cordell Hull, a.a.O., S. 1109.
242. desgl. S. 1110.
243. desgl. Kapitel 85.
244. desgl. S. 1169.
245. desgl. S. 1249.
246. desgl. S. 1716.
247. desgl. S. 1720.
248. desgl. S. 1252.
249. „Time" v. 30. August 1943.
250. Cordell Hull, a.a.O., S. 1231.
251. Sherwood, a.a.O., S. 748.
252. Wedemeyer, a.a.O., S. 370 und 376.
253. Sherwood, a.a.O., S. 752.
254. W. D. Puleston, THE INFLUENCE OF FORCE IN FOREIGN RELATIONS, Van Nostrand, 1955.

255. Don Whitehead, THE F.B.I. STORY, S. 355 mit Vorwort v. Edgar Hoover.
256. Hollington K. Tong, CHIANG KAI-SHEK, China Publishing, 1953, S. 214.
257. desgl. S. 323 ff.
258. T. H. White and Annalee Jacoby, THUNDER OUT OF CHINA, Sloane 1946, S. 199.
259. John T. Flynn, THE LATTIMORE STORY, Devin-Adair, 1953, S. 53; siehe auch den dokumentarisch belegten Bericht bei Lohbeck, a.a.O. (Anmerkung 13), Teil 4.
260. Sherwood, a.a.O., S. 284.
261. Über Currie und Greenberg siehe Erwähnungen im Beweismaterial und Berichten des Senates und des Kongreßausschusses, gesammelt bei Burnham, a.a.O. (Anmerkung 184).
262. Elliott Roosevelt, a.a.O., S. 164.
263. Deane, a.a.O., S. 226.
264. Leahy, a.a.O., S. 147.
265. Cordell Hull, a.a.O., S. 1309.
266. U.S. Senat, 82. Kongreß, 1. Sitzung, MILITARY SITUATION IN THE FAR EAST, Teil III, S. 1845.
267. Winston Churchill, CLOSING THE RING, Houghton Mifflin, 1951, S. 328.
268. Sherwood, a.a.O., S. 776.
269. desgl. S. 773.
270. Leahy, a.a.O., S. 202.
271. Sherwood, a.a.O., S. 800.
272. desgl. S. 802.
273. desgl. S. 802.
274. desgl. S. 767.
275. General Sir Alan Brooke, THE TURN OF THE TIDE, Doubleday, 1957.
276. desgl. S. 430.
277. Aus einer Rede vor dem Commonwealth Club in San Francisco am 17. April 1953.
278. Mikolajczik, a.a.O., (Anmerkung 37), S. 59.
279. Siehe „U. S. News & World Report" v. 4. November 1955, S. 60.
280. Sitzungsberichte des Unterausschusses für Innere Sicherheit, der Presse freigegeben am 26. Februar 1957.
281. Erklärung vor der Presse („International News Service") 26. 2. 1957.
282. Sherwood, a.a.O., S. 798.
283. desgl. S. 776.
284. desgl. S. 777.
285. desgl. S. 781.
286. desgl. S. 779.
287. desgl. S. 783.
288. Wilmot, a.a.O., S. 140.
289. Elliott Roosevelt, a.a.O., S. 184.
290. desgl. S. 185.
291. General Mark Clark, CALCULATED RISK, Harper, 1950, S. 358.
292. desgl. S. 348–50.
293. Sherwood, a.a.O., S. 790.
294. H. H. Arnold, a.a.O. (Anmerkung 149), S. 469.
295. Sherwood, a.a.O., S. 796.

296. Mikolajczik, a.a.O., S. 59.
297. desgl. S. 47.
298. Sherwood, a.a.O., S. 797.
299. Mikolajczik, a.a.O., S. 96.
300. Die Erörterung der Frage ‚Deutschland‘ wird bei Churchill CLOSING THE RING und bei Sherwood, a.a.O., geschildert.
301. Wilmot, a.a.O., S. 142.
302. Perkins, a.a.O. (Anmerkung 43), S. 70/71.
303. Stimson und Bundy, a.a.O., S. 569.
304. Wegen einer Zusammenfassung der Enthüllungen des F. B. I. siehe „The New York Times“ v. 18. November 1953; ferner Burnham a.a.O. und Don Whitehead a.a.O.
305. Stimson und Bundy, a.a.O., S. 574.
306. Cordell Hull, a.a.O., S. 1606.
307. Stimson und Bundy, a.a.O., S. 572.
308. Sherwood, a.a.O., S. 821.
309. Stimson und Bundy, a.a.O., S. 575.
310. Leahy, a.a.O., S. 259.
311. Cordell Hull, a.a.O., S. 1617.
312. desgl. S. 1618.
313. desgl. S. 1614.
314. Stimson und Bundy, a.a.O., S. 580.
315. desgl. S. 581.
316. Freda Utley, a.a.O. (Anmerkung 177), S. 64.
317. Eugene Davidson, THE DEATH AND LIFE OF GERMANY, Knopf, 1959.
318. Sherwood, a.a.O., S. 845.
319. U.S. Senat, Anhörung MacArthurs, 1951, Protokoll, Teil 4, S. 3119.
320. Leahy, a.a.O., S. 251.
321. Donald M. Dozer's Erklärung gegenüber der Presse über das Zurechtmachen der Akten des Außenministeriums, „International News Service“, Telegramm v. 22. Oktober 1955; Bryton Barron, INSIDE THE STATE DEPARTMENT, Devin-Adair, 1957.
322. Sherwood, a.a.O., S. 845.
323. Stettinius, a.a.O., S. 72.
324. Sherwood, a.a.O., S. 849.
325. Erklärung von Andrew Sawchuk gegenüber „International News Service“ am 20. März 1955.
326. Stettinius, a.a.O., S. 218.
327. Aussage von Carter und Earle vor dem Kongreßausschuß zur Untersuchung der Bemäntelung der Katyn-Angelegenheit am 13. November 1952.
328. Sherwood, a.a.O., S. 922.
329. desgl. S. 835.
330. Der F. B. I. erfuhr später durch die kanadischen Spionagefälle, die aus den Enthüllungen von Igor Guzenko entstanden, daß im Büro des sowjetischen Militärattachés bekannt war, daß die Russen einen Agenten hatten, der Anfang 1945 einen höheren Posten bei Außenminister Stettinius bekleidete. 1949 wurde Hiss wegen Meineids verurteilt, weil er geleugnet hatte, einem kommunistischen Spionagering Geheimdokumente des Außenministeriums geliefert zu haben. Schließlich selbst als Spion entlarvt, wurde er ins Gefängnis geschickt.
331. Siehe de Toledano und Lasky, a.a.O. (Anmerkung 19), S. 108.

332. Aussage von Dr. Edna Fluegel vor dem Senats-Unterausschuß für Innere Sicherheit am 20. Februar 1952. Dr. Fluegel hatte Zugang zu Alger Hiss' Zetteln, als sie im Außenministerium war.
333. Stettinius, a.a.O., S. 103.
334. Siehe Anmerkung 325.
335. Deane, a.a.O., S. 84.
336. Churchill, TRIUMPH AND TRAGEDY, S. 392.
337. Leahy, a.a.O., S. 316.
338. Churchill, TRIUMPH AND TRAGEDY, S. 548; Eisenhower, a.a.O., S. 440.
339. Churchill, TRIUMPH AND TRAGEDY, S. 464/468, 511.
340. desgl. S. 456.
341. Sherwood, a.a.O., S. 705 und 733.
342. Die Vorgänge in Moskau erzählt General Deane in THE STRANGE ALLIANCE.
343. YALTA PAPERS, Denkschrift v. Blakeslee.
344. „Life" v. 30. August und 6. September 1948.
345. Zitiert in „New York Daily News" v. 10. Juni 1949.
346. Ellis M. Zacharias, SECRET MISSIONS, Putnam, 1946, S. 334.
347. desgl. S. 334 und 341.
348. Siehe z. B. den „Bericht der Obersten", verfaßt von regionalen Spezialisten des Heeresnachrichtendienstes. U.S. Senate Armed Services Committee Hearings, 1951, Band IV, S. 2916–17.
349. Tochikazu Kase, a.a.O. (Anmerkung 62).
350. Leahy, a.a.O., S. 293.
351. H. H. Arnold, a.a.O., und Deane, a.a.O.
352. MacArthurs öffentliche Erklärung vor der Presse am 23. März 1955.
353. Eine Stelle in den YALTA PAPERS verrät, daß Eden den englischen Standpunkt, daß es unnötig sei, Stalin Konzessionen zu machen, um ihn zum Eintritt in den Krieg mit Japan zu veranlassen, schon in Malta ausgesprochen hat.
354. Wilmot, a.a.O., S. 654.
355. desgl. S. 655.
356. Sherwood, a.a.O., S. 871.
357. Churchill, TRIUMPH AND TRAGEDY, S. 397, 477.
358. Leahy, a.a.O., S. 323.
359. Wilmot, a.a.O., S. 659.
360. Churchill, TRIUMPH AND TRAGEDY, siehe auch Byrnes, Sherwood, Leahy und Wilmot.
361. Churchill, TRIUMPH AND TRAGEDY, S. 454.
362. John A. Lukacs, THE GREAT POWERS AND EASTERN EUROPE, American Book, 1953, S. 655 und darin angeführte Quellen.

CROCKER · SCHRITTMACHER